
Oak Street
UNCLASSIFIED

Univ. of Ill. Library
52
2563
v. 1

Leben und Thaten
Friedrich's des Großen.

Erster Theil.



Leben und Thaten
Friedrich's des Großen,
Königs von Preußen.

Ein
vaterländisches Geschichtsbuch

von

Friedrich Förster,
Königl. Preuß. Hofrathe und Director der Königl. Kunstkammer in Berlin.

Mit Bildern nach verschiedenen berühmten Meistern.

Erster Theil.

Meißen, 1840.
Verlag von F. W. Goedsche.



Anstatt der

Vorrede

eine kleine Geschichte.

Als wir Freiwilligen im Jahre 1814 nach dem Pariser Frieden den Rückmarsch aus Frankreich angetreten hatten, war unsere Freude groß, zum ersten Male wieder auf deutschem Grund und Boden mit „Guten Tag!“ „Willkommen!“ gegrüßt zu werden. Noch größer war die Freude, als wir endlich den befreiten Rhein wiedersahen, und hier ein fröhliches Völkchen unter der Weinlaube vor dem Wirthshause bei einem guten Gläschen beisammen fanden. Wir wurden freundlich eingeladen, Platz zu nehmen; wir säumten nicht auf gute Cameradschaft mit ihnen anzustoßen, und fragten an: ob sie sich nicht freuten, daß der französische Adler ausgeflogen sei über alle Berge? Da gab uns ein wohlhäbiger Fabrikherr zur Antwort: es ist uns alles egal, wir verlangen für unsere Waaren guten Absatz, unsere Steuer müssen wir so wie so zahlen, der Gukuk, oder ein

anderer, das kommt zuletzt auf eins heraus, Raubvogel ist Raubvogel!

Wir waren verzweifelt über so gleichgültige Gesinnung und mußten uns gestehen, daß noch manches Jahr vergehen würde, bevor wir sagen könnten, daß wir hier zu Haus wären.

Ich hatte mit einem Cameraden Urlaub genommen, um über den Thüringer Wald, durch das schöne Oster- und Meißner Land zu Fuß nach der Mark Brandenburg zurückzukehren.

Bei dem ersten Grenzdorfe begegneten wir einem märkischen Bauer; ein Greis, aber noch rüstig, trabte er barfuß neben seinem, mit vier kleinen, zoddeligen Pferdchen bespannten Leiterwagen her.

Der alte Mann grüßte uns mit der herzlichsten Freude, nahm unsere Tornister auf seinen Wagen, und kündigte uns gleich an, daß wir für diese Nacht und so lange es uns gefallen möchte, seine Einquartierung sein müßten. „Ich habe auch zwei dabei gehabt", sagte er mit stolzer Freude und wischte sich eine Thräne von der gefurchten Wange, „der Eine stand bei Bülow, der ist bei Dennewitz geblieben, und der Andere bei den braunen Husaren, von dem haben wir nun auch seit der Schlacht bei Leipzig keine Nachricht. Na, wie Gott will! et is man gut, dat wie unsen ollen Ruhm wedder habbn!" *) — Mit

*) Es ist nur gut, daß wir unsern alten Ruhm wieder haben.

einem so innigen Ausdrucke, mit einem so tiefen National-gefühle einen Bauer von dem alten Ruhme sprechen zu hören, dies gab uns die frohe Gewißheit, daß wir hier unter dem Schutzpanier des preußischen Adlers ein Vaterland gefunden hatten, wie es nur immer Napoleon's alter Gardist in Frankreich und Nelson's Matrose in Alt-England finden könnte. Unser Wirth nahm uns mit in seine armselige — ja wohl arm, aber selige — Wohnung und das Erste, was er uns zeigte, war: an der Stubenthür ein eingeräucherter Bilderbogen mit dem alten Fritz und rings-herum eine gedruckte Beschreibung seiner Thaten. „Ja ja, ihr Jungens," sagte der Alte ganz vergnügt, „unter dem hab' ich noch mitgemacht! das heißt nur noch auf die letzte Zeit bei Torgau und Freiberg, anno 60; aber wir heißens doch immer noch den siebenjährigen Krieg." Und nun konnte der alte Grenadier aus Friedrich's Zeit kein Ende finden, uns von dem großen Könige, von Ziethen, Möllendorf und von seinem Feldwebel Sellner zu erzählen.

„Wenn ich," sagte die freundliche Wirthin, die jetzt eine dampfende Schüssel mit Pfannenkuchen und Speck auftrug, „nicht meinen Alten zuletzt zum Schweigen bringe, so erzählt er Ihnen bis morgen früh von seinem alten Fritzen."

„Ja, und von dem," fiel ihr der Vater in die Rede, „wird sein Lebtag keiner auserzählen."

Dies Wort meines treuherzigen Wirthes möge mich bei denen, die vor mir von dem großen Könige erzählt

haben, entschuldigen, daß ich es auch noch unternehme, von ihm zu erzählen; hoffentlich vereinigt uns alle nur der eine Zweck: den Glauben „an unsern alten Ruhm“ im Volke lebendig zu erhalten.

Berlin, am sechs und zwanzigsten Jahrestage des Einzuges in Paris; den 30. März 1840.

Fr. Förster.

Erstes Capitel.

Friedrich der Große, ein Sonntagskind. — Muß schon in der Taufe die Krone tragen. — Bekommt statt des Kaffee Biersuppe. — Schlägt und zerschlägt seine Trommel. — Muß Schildwacht stehn. — Schreibt eine gute Hand.

Friedrich II., König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg, in der Weltgeschichte als Friedrich der Große, in dem Munde des Volkes als „der alte Fritze" gerühmt und fortlebend für alle Zeiten, wurde in dem königlichen Schlosse zu Berlin, Sonntag den 24. Januar 1712 geboren. Die Wehmutter, Frau Maria Tammin, brachte dem ängstlich harrenden Vater, Friedrich Wilhelm I., der damals noch Kronprinz war, den neugebornen Prinzen in das Nebenzimmer und wünschte ihm zu dem Sonntagskinde Glück. Zwei Prinzen, auf denen die Hoffnungen des königlichen Hauses und des Vaterlandes ruhten, waren in der ersten, zarten Blüthe gestorben; um so größer war die Freude des Vaters und der Mutter, Sophie Dorothea, Prinzessin von Hannover, daß ihnen ein dritter Sohn geboren worden war. Er nahm das Kind und herzte und küßte es so derb, daß die Kammerfrauen es ihm wieder fortnahmen, aus Besorgniß, er könne es erdrücken und am Kaminfeuer ersticken.

Nicht minder lebhaft war die Freude des Großvaters, des Königs Friedrich's I., welcher dem neugebornen Prinzen sogleich den Stern und das Band des schwarzen Adler-Ordens zusendete. König Friedrich I., welcher sehr viel auf äußerlichen Glanz hielt und durch ein prächtiges Hof-Ceremoniel gern daran erinnern mochte, daß er den Kurfürstenhut mit der Königskrone vertauscht hatte, gab Befehl, die Taufhandlung auf das Feierlichste zu begehen. Als Pathen wurden der deutsche Kaiser Karl VI., die Kaiserin Wittwe, der russische Zaar Peter I., der Kurfürst von Hannover und seine Mutter, die Kurfürstin Sophie, die Herzogin Eleonore von Braunschweig, die verwittwete Herzogin von Mecklenburg, die Generalstaaten von Holland und der schweizer Kanton Bern eingeladen, so daß alle Regierungsformen: das Wahlreich, die absolute Monarchie, die Despotie, die constitutionelle Verfassung und die Republik bei der Taufe unseres Friedrich's repräsentirt wurden. Da wegen der Kürze der Zeit und wegen der weiten Entfernung die Pathen nicht in Person erscheinen konnten, vertraten Mitglieder der königlichen Familie ihre Stelle.

Am 31. Januar Nachmittags 4 Uhr, fand die Taufe bei glänzender Kerzenbeleuchtung statt. Die Markgräfin Albrecht von Brandenburg trug den Prinzen unter einem Baldachin mit großem Gefolge aus dem Zimmer der Wöchnerin nach der Kapelle, wohin sich nun auch der König, der ebenfalls einen rothseidnen Himmel mit goldenen Troddeln über seinem Haupte tragen lies, mit dem Kronprinzen und den anderen anwesenden Prinzen und Prinzessinnen erhob.

Der König hatte heut sein prächtiges Krönungskleid angelegt, an welchem die Diamanten eines jeden Knopfes einen Werth von dreitausend Dukaten hatten; die Hutschnalle wurde auf 100,000 Thaler, die Perlen und Diamanten an der Schleppe

seiner Gemahlin auf eine Million Thaler geschätzt. [illegible]
Pracht an Edelsteinen sieht man heut zu Tage nur noch in dem grünen Gewölbe zu Dresden. Vier Generale, Ritter des schwarzen Adler=Ordens, genossen die Ehre, die goldenen Troddeln des Baldachins zu halten; vier Grafen trugen die Stangen desselben. Der reformirte Bischof Ursinus v. Bär verrichtete die Taufhandlung unter Abfeuerung der Kanonen und dem Geläute aller Glocken.

Obschon die diensttthuenden Kammerfrauen die Vermuthung ausgesprochen hatten, daß der frühe Tod der beiden erstgebornen Prinzen dadurch veranlaßt worden sei, daß man ihre zarten Köpfchen bei der Taufe mit der Königskrone beschwert und gedrückt habe: so wurde dennoch dem dritten Prinzen dieses Ceremoniel keineswegs erlassen; allein sein Köpfchen zeigte frühzeitig schon Kraft genug, eine solche Last dereinst tragen zu können.

Bis zu seinem vollendeten sechsten Jahre war Friedrich zur Pflege und Erziehung einer Französin, der verwittweten Oberst Marthe de Roccoulles anvertraut, welche über den Vater Friedrich's ebenfalls als Gouvernante die Aufsicht mit vieler Treue und Liebe geführt hatte. Die französische Sprache wurde auf diese Weise die Muttersprache Friedrich's, zumal auch der ihm bald darauf zugetheilte Präceptor, Monsieur du Han de Jandun, ein Franzos war. Friedrich Wilhelm I. aber, der Vater Friedrich's, welcher am 25. Februar 1713 den Thron bestieg, war seiner Lebensweise, seiner Politik und seiner Moral nach ein guter deutscher Patriot und Hausvater, welchem das Ueberhandnehmen der, von Frankreich ausgehenden, Sittenlosigkeit an den deutschen Höfen ein Greuel war. Während in Braunschweig, Hannover, Dresden, Cassel, München, Wien und anderen Residenzen französische Schauspieler und Tänzer und

italienische Opernsänger mit großem Aufwande unterhalten wurden, begnügte sich der König von Preußen damit, alle Abende in Potsdam bei sich ein sogenanntes Tabaks-Collegium zu versammeln, in welchem Tabak geraucht, Bier getrunken und ein einfaches Butterbrot gegessen wurde. Für die Unterhaltung sorgten die eingeladenen Professoren, durchreisende Gelehrte, Generale und Bürger von Potsdam. Einige Hofnarren, welche die Freiheit hatten, jedem Anwesenden, den König nicht ausgenommen, die Wahrheit zu sagen, dienten der Gesellschaft zur Belustigung. Auch Zeitungen und neu erschienene Schriften wurden in dem Tabaks-Collegium gelesen und besprochen und der König erfuhr hier Manches, wovon ihm seine Minister und Gesandten nichts gemeldet hatten. Als einen zweiten, eigenthümlichen Charakterzug Friedrich Wilhelm I. müssen wir seine Frömmigkeit und eheliche Treue bezeichnen. Auch hierdurch unterschied sich sein Hof von allen anderen deutschen Höfen, an denen es für ein Ehrenrecht des Fürsten und seiner vornehmen Umgebung galt, gegen die Gebote der christlichen Religion die Vielweiberei der Türken oder noch etwas Schlimmeres einzuführen. Auch diese Sitte war von dem verderbten Hofe zu Paris nach Deutschland herübergekommen, und bekannt genug ist es, welches Unheil die fürstlichen Maitressen über Land und Leute gebracht haben. Von dergleichen wurde an dem Hofe zu Berlin nichts geduldet, und wenn man auch Friedrich Wilhelm I. nicht frei sprechen kann von dem Vorwurf einer Strenge, die bei aufwallender Leidenschaft sich bis zur rücksichtslosen Härte steigerte: so kann doch nicht geläugnet werden, daß verfeinerte Sittenlosigkeit des Hofes dem Lande und den Unterthanen mehr zum Verderben gereichen wird, als die gesunde Derbheit eines gestrengen Fürsten. An dem Vater Friedrich's haben wir es



Lith. Anst. v. F. W. Goedsche

Das Tabaks-Collegium Friedrich Wilhelm des I.







Friedrich II als Kind, mit seiner Schwester Friederike

zu rühmen, daß er sich der Kindererziehung und insbesondere der des Kronprinzen mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit annahm, wobei er seinen deutschen Character niemals verleugnete. Er goß die Kaffeekanne, die er in der Kinderstube fand, aus, und befahl, für den Kronprinzen zum Frühstück Biersuppe zu kochen. Die französische Sprache sollte die deutsche nicht ganz verdrängen; deshalb schenkte er Friedrich zu seinem vierten Geburtstage ein unter dem Titel: „Neuerfundener Lustweg zu allerlei schönen Künsten und Wissenschaften" zu Augsburg erschienenes Bilderbuch. Als Weihnachtsgeschenk im Jahre 1717 erhielt er von dem Vater das von dem Hofprediger Jablonsky herausgegebene Gesangbuch mit den marotschen Psalmenmelodieen, von denen Friedrich unter Anleitung des Domorganisten Heine sehr bald mehrere auf dem Clavier fertig spielen lernte. Der kriegerischen Musik sollte der künftige Thronerbe nicht fremd bleiben. Auf einem, von dem berühmten französischen Maler Pesne gemalten Bilde finden wir den sechsjährigen Prinzen mit einer großen Feldtrommel sich schleppend, und daß er schon frühzeitig sie tüchtig zu schlagen verstand, ersehen wir aus einer Rechnung vom Monat Mai 1718: vor Ihro königliche Hoheit ein Trommelfell und Linie auf Seiner Trommel auf dem Schlosse 12 Gr.

Um dem Sohne das Waffenhandwerk spielend beizubringen, errichtete der Vater für ihn 1717 eine Compagnie kronprinzlicher Cadetten von 130 Mann, welche er wöchentlich ein paar Mal exerciren mußte, nachdem er selbst zuvor bei dem Cadett von Rentzell die Handgriffe mit dem Gewehr, die Commandos und Bewegungen genau eingeübt hatte. In einem Zimmer des Schlosses wurde 1721 für den Kronprinzen ein kleines Zeughaus eingerichtet, so daß ihm als Spielgeräth nur Waffen alter und neuer Zeit in die Hände gegeben

wurden. Eine besonders frohe Ueberraschung für den König war es, als er den Thronfolger an seinem siebenten Geburtstage in der Uniform eines Musketiers vor seinem Zimmer als Schildwacht auf dem Posten fand.

Für den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben wurde der Schönschreiber Hilmar Curas als „Informator der jungen Herrschaft" angestellt. Friedrich Wilhelm I. schrieb eine so wenig ausgebildete, unleserliche Hand, daß seine eigenhändigen Befehle oft gar nicht zu lesen waren, oder zu groben Irrthümern Veranlassung gaben. Als ihm einst ein Aufruhr der Maurergesellen in Berlin nach Potsdam gemeldet wurde, schrieb er dem Commandanten citissime, den Rädelsführer aufhängen zu lassen. Das Wort „Rädelsführer" war aber so schlecht geschrieben, daß der Commandant las: Hr. von Rathel früher hängen, eh' ich nach Berlin komme." Es wurde nun ein Lieutenant von Rathel sogleich verhaftet und ihm der königliche Befehl bekannt gemacht. Da dergleichen Hinrichtungen zuweilen vorkamen, hätte auch diese leicht vollzogen werden können, wenn nicht zufällig der König diesmal früher, als gewöhnlich, nach Berlin zurückgekehrt wäre. Dieser und ähnliche Fälle mochten Friedrich Wilhelm veranlassen, dafür zu sorgen, daß der Kronprinz eine deutliche Handschrift sich aneigne. Noch werden Vorschriften Friedrich's aus jenen Jahren in Berlin aufbewahrt und auch in späteren Jahren blieb seine Handschrift, ausgenommen wenn er für sich Verse schrieb, deutlich und gleichmäßig.





Friedrich II. in seinem Spielzimmer.

Zweites Capitel.

Der sechsjährige Kronprinz wird unter strenges Commando genommen. — Soll ein guter Wirth werden. — Knappes Taschengeld. — Genaue Rechnung. — Muß viel beten und in dem Tabaks-Collegium exerciren.

Als der Prinz sein sechstes Jahr zurückgelegt hatte, wurden der Generallieutenant Graf Finckenstein als sein Oberhofmeister und der Oberst von Kalkstein als sein Unter-Gouverneur bestellt; der erstere hatte diese Stelle schon bei Friedrich Wilhelm I., als dieser Kronprinz war, versehen. Der König, der auf nichts so sehr bedacht war, als den Kronprinzen ganz nach seinem Vorbilde erziehen zu lassen, ertheilte unter dem 13. August 1718 beiden Erziehern dieselbe Instruction, nach welcher er erzogen worden war. Nur in Beziehung auf den Religionsunterricht, den Umgang und die gelehrten Studien fügte er noch einige Zusätze hinzu. „Insonderheit — so lauten die eigenhändigen Worte des Königes, — muß mein Sohn eine rechte Furcht und Liebe vor Gott als das einzige Fundament und die einzige Grundsäule unsrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädlichen und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Secten als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, auf's Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen ihm auch vor die katholische

Religion, als welche mit gutem Fug mit zu den Irrthümern gerechnet werden kann, so viel als immer möglich, ein Abscheu zu machen, deren Ungrund und Abgeschmacktheit vor Augen zu legen und zu imprimiren, hingegen aber ihn zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin besteht, daß Christus vor alle Menschen gestorben, als den einzigen Trost in unserem Leben zu leiten und zu führen und muß er von der Allmacht Gottes dergestalt informirt werden, daß ihm allezeit eine heilige Furcht und Verehrung vor Gott beiwohne, denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten".

Den Erziehern wird aufgetragen, den Prinzen „von denen Opern und Comödien und anderen weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und ihm so viel als möglich einen Ekel davor zu erwecken." Sie sollen ferner dem Prinzen bei Zeiten Respect und wahre Unterwürfigkeit, welche jedoch nicht sclavisch und knechtisch sein dürfe, gegen Vater und Mutter einprägen. „Gleich wie aber", heißt es dann weiter, „allzugroße Furcht nichts anderes, als knechtische Liebe und sclavische Effecten hervorbringen kann: so soll sowohl der Oberhofmeister als der Untergouverneur ihr Möglichstes anwenden, meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommnes Vertrauen in mich setzen müsse, da er denn erfahren, daß ich ihm mit gleicher Liebe und Vertrauen begegnen würde. Sollte aber mein Sohn wider Verhoffen sich unartig und diesem nicht gemäß aufführen: so sollen Beide sie ihn bedeuten, es der Königin zu hinterbringen und müssen sie ihn mit meiner Frau allezeit schrecken, mit mir aber niemalen." Den Erziehern wird ferner eingeschärft, „den Kronprinzen vor allem aufgeblasenen

Stolz und Hochmuth, welche sich ohnedem nur allzuleicht einschleichen, auf alle nur ersinnliche Weise zu bewahren, ihn zur Sparsamkeit und Demuth anzuhalten und dahin zu sehn, daß er ein guter Wirth werde. „Da auch den Fürsten nichts schädlicher, als Schmeichelei, so habt Ihr Allen, welche zu meinem Sohne kommen, bei meiner größten Ungnade zu verbieten, ihm zu schmeicheln."

Friedrich Wilhelm I., der nur diejenigen Wissenschaften liebte, von deren Nutzen er aus eigner Erfahrung überzeugt war, zog für den lebhaften Geist des Kronpinzen sehr enge Grenzen. Was die lateinische Sprache anlangt, heißt es in der Instruction, so soll solche mein Sohn nicht lernen und ich will auch nicht, daß mir Einer davon sprechen soll; sie sollen nur darauf sehen, daß er sowohl im Französischen als im Deutschen eine elegante und kurze Schreibart sich angewöhne. Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie muß er aus dem Fundamente erlernen; die alte Historie kann ihm nur überhin, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her muß ihm aufs genaueste beigebracht werden. Absonderlich aber muß meinem Sohne die Historie seines Hauses sorgfältig beigebracht werden. — Für die Gesundheit des Kronprinzen zu sorgen, wird den Erziehern zur angelegentlichsten Pflicht gemacht, jedoch hinzugefügt: sie müssen ihn aber auch nicht bei Leib und Leben verzärteln, oder gar zu weichlich gewöhnen.

Der schon obengenannte Franzos du Han, ertheilte dem Kronprinzen Unterricht in der französischen Sprache und Geschichte, der Prediger Andreä im Christenthum, der Fechtmeister Pantzendorf im Fechten, der Ingenieur-Major Senning in den Anfangsgründen der Kriegswissenschaft, worauf der König ganz besondern Werth legte, weshalb er auch in

der angeführten Instruction den Erziehern nachdrücklich empfiehlt: „es sich besonders angelegen sein zu lassen, dem Kronprinzen die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Gloria in demselben suchte."

Das Taschengeld war dem Kronprinzen sehr knapp zugemessen; er erhielt anfänglich nicht mehr als 360 Thaler für das ganze Jahr, später 600 Thlr. Ueber seine Ausgaben mußte er genaue Rechnung führen und sie dem Könige monatlich vorlegen. In einer dergleichen Rechnung vom Sept. 1719 finden wir folgende Ausgaben:

	Thlr.	Gr.	Pf.
In den Klingebeutel	—	16	—
Desgleichen	—	16	—
Desgleichen	—	16	—
Desgleichen	1	8	—
An den Schneider Haveking für das grüne Kleid	2	—	—
An die Bettmädchen	—	16	—
An die beiden Laqaien Sr. Maj.	1	8	—
Vor zwei Farbenschachteln	—	16	—
Vor 6 Pfd. Puder	—	12	—
Vor Stiblettenknöpfe	—	2	—
Vor 12 Ellen Haarband	1	6	—
In die Armenbüchse	—	1	—
Vor den Hirschfänger zu schleifen	—	2	—
Vor Schnur zur Peitsche	—	4	—
An einen Jungen, welchen die Hunde gebissen .	—	4	—
An einen Mousquetier, der mich zu Gevatter gebeten	2	—	—

	Thlr.	Gr.	Pf.
Vor die Königlichen Knechte zu Bier . . .	3	—	—
Vor eine lebendige Schnepfe	—	2	—
An einen Hirtenjungen, der den todten Hund weggetragen	—	1	—
Vor ein Rothkehlchen	—	4	—
Die Schuh auf den Leisten zu schlagen	—	1	—
An einen Armen	—	2	—
An die alte Castellanin	—	16	—

u. s. w. Die beiden Gouverneurs mußten die Rechnungen unterzeichnen; der König sah sie durch und schrieb seine Bemerkungen dazu. Er nahm es bekanntlich in seinem ganzen Haushalte genau; unter die eben mitgetheilte Rechnung schrieb er: „Mit dieser Rechnung bin zufrieden, es soll hiermit quittiret sein; aber zukünftig, wenn meine Lakaien, Kutscher und Knechte Fritz aufwarten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich ist einerlei, sonsten bin mit allen zufrieden vor die gute Haushaltung. Fr. W." Mit jedem Jahre wurde die Erziehung strenger, wie wir aus nachstehender, den beiden Erziehern von dem Könige am 3. Sept. 1721 für den neunjährigen Kronprinzen eigenhändig ertheilten Instruction ersehen können. „Am Sonntage soll Mein Sohn des Morgens um 7 Uhr aufstehn, sobald er die Pantoffeln an hat, soll er vor dem Bette auf die Knie fallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß alle Anwesende es hören können. Das Gebet soll dies sein, so Er auswendig lernen muß: Herr Gott heiliger Vater! ich danke dir von Herzen, daß du mich diese Nacht so gnädiglich bewahrt hast; mache mich geschickt zu deinem heiligen Willen und daß ich nichts möge heute noch alle mein Lebtage thun, was mich von dich scheiden kann, um unseres Herrn Jesu,

meines Seligmachers Willen. Amen! Und hierauf das Vater Unser.

Sobald dies geschehen, soll Er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen (d. h. den Zopf machen), pudern und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertelstunde fix und fertig sein, alsdenn es ein Viertel auf acht Uhr ist. Wenn das geschehen ist, dann sollen alle seine Domestiken und du Han hereinkommen, das große Gebet zu halten auf die Knie, darauf dü Han ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied singen, da es drei Viertel auf acht sein wird. Alsdann alle Domestiken wieder herausgehen sollen. Dûhan soll denn mit meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliziren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthume nöthig ist, auch etwas vom Cathegismo Noltenii repetiren und soll dies geschehen bis neun Uhr; alsdenn mit meinem Sohne zu Mir herunterkommen soll und mit Mir zur Kirche gehn und essen; der Rest vom Tage aber ist vor Ihm. Des Abends soll er um halb zehn Uhr von Mir guten Abend sagen, denn gleich nach der Kammer gehn, sich sehr geschwind ausziehn, die Hände waschen und sobald solches geschehn ist, soll dû Han ein Gebet auf den Knien halten, ein Lied singen, dabei alle seine Domestiken wieder zugegen sein sollen, alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehn soll, daß Er halb Eilf gleich zu Bette ist.

Des Montags um halb sechs Uhr wird er geweckt und sobald solches geschehen ist, sollen sie ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen, oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht und muß Er alsdann nieder knien und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald Er solches gethan, soll Er, so geschwinde als möglich, die

Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll er den Hausrock anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Indem er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß das zugleich Eine Arbeit ist und muß dieses Alles vor halb sieben Uhr fertig sein. Alsdann dû Han und alle seine Domestiken hereinkommen sollen und wird alsdenn das große Gebet gehalten, ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches Alles bis sieben Uhr dauert, da die Domestiken auch wieder weg gehn sollen. Von sieben bis neun Uhr soll dû Han mit ihm die Historie tractiren, um neun Uhr kommt Noltenius, der soll ihn bis drei Viertel auf elf Uhr im Christenthum informiren. Um drei Viertel auf elf Uhr soll er sich das Gesicht geschwind mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um elf Uhr zum Könige kommen; da bleibt Er bis zwei Uhr, alsdenn er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Dûhan soll alsdann auch gleich da seyn, Ihm von zwei bis drei Uhr die Landcharte zu weisen, dabei sie Ihm aller Europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliziren. Von drei bis vier Uhr soll Er die Moral tractiren, von vier bis fünf Uhr soll dû Han deutsche Briefe mit Ihm schreiben und dahin sehen, daß Er einen guten Stylum bekomme. Um fünf Uhr soll er die Hände waschen und zum Könige gehn, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist.

Dienstag ganz wie Montag, nur daß Vormittag der Fechtmeister Pantzendorf statt des Predigers von neun bis halb elf Uhr kommt; Nachmittags Arithmetik statt Briefschreiben.

Mittwoch wie Montag, ausgenommen von sieben bis halb zehn Uhr soll Dühan mit Ihm nichts anderes, als die Historie tractiren und Ihn was auswendig lernen lassen, damit das Gedächtniß verstärkt werde. Halb zehn Uhr soll er sich geschwinde anziehen und zum Könige kommen; das Uebrige vom Tage gehört Fritzchen.

Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch; Nachmittag, wie am Montag; statt des deutschen Briefschreibens aber soll er lernen einen guten französischen zu schreiben und die Rechenkunst.

Freitag Vormittag wie Mittwoch, im deutschen Schreiben und Arithmetik.

Am Sonnabend soll des Morgens bis halb elf Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen alles repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu sehen, ob Er profitirt hat, so ist der Nachmittag vor Fritzchen, hat Er aber nicht profitirt, so soll Er von zwei bis sechs Uhr alles repetiren, was Er in den vorigen Tagen vergessen hat.

Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß Er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschenmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß Er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß Er propre und reinlich werde und nicht so schmutzig sei."

Den Repetitionen am Sonnabend wohnte der König oft selbst bei und fand es sich nun, daß Fritzchen nicht gut bestand: so züchtigte ihn der strenge Vater mit Schlägen und gab ihm auf, einen Bußpsalmen oder ein Lied aus dem Gesangbuche auswendig zu lernen. Dies erzeugte in dem auf Unabhängigkeit gerichteten Gemüthe des Kronprinzen eine große Abneigung gegen seinen Vater und gegen die Religion. Hatte Fritzchen gut bestanden, so wurde er zur Belohnung

mit in das Tabaks-Collegium genommen, wo ihn der Vater auf- und abmarschiren ließ, was für ihn ebenfalls keine Erholung war, wie er denn auch zeitlebens einen Abscheu vor dem Tabakrauchen behielt. Für die Strenge, mit welcher der Vater ihn behandelte, suchte ihn die Mutter durch zugesteckte Näschereien und Geld zu entschädigen. Mit großer Innigkeit schloß er sich an seine ältere Schwester Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Baireuth, an. Als Spielcameraden durften ihn von Zeit zu Zeit die Söhne seiner beiden Gouverneurs und ein Junker von Canitz besuchen. Regungen der Eitelkeit zeigten sich bei Friedrich schon in frühen Jahren; er war unglücklich darüber, daß ihm der Vater eines Morgens den Hofbarbier Sternemann, welcher zugleich Friseur war, zuschickte, mit der Ordre, dem Kronprinzen die langen Seitenlocken abzuschneiden und ihn militärisch aufzuschwänzen. Friedrich vergoß Thränen über den Verlust seiner schönen braunen Locken, so daß der gutmüthige Friseur den größten Theil davon ihm dadurch zu erhalten wußte, daß er sie mit in den Zopf einband Noch ängstlicher war Friedrich für seine Schönheit besorgt, als er 1724 von den Pocken befallen wurde, die jedoch glücklicher Weise keine Narben im Gesicht zurückließen. Der König Friedrich Wilhelm I. war dagegen in seiner Jugend so frei von aller Eitelkeit, daß er als Kronprinz die ihm von dem Vater zu Weihnachten geschenkte Pariser Perrücke in das Feuer warf, ein goldstoffnes Kleid in Stücke riß, sich im Sommer das Gesicht mit Fett bestrich und in die Sonne legte, um braun zu werden.

Der Vater hoffte Alles von einer streng militärischen Erziehung und Kleidung und so wurde Friedrich bereits am 1. Aug. 1726 als Hauptmann in das Regiment des Königs eingestellt.

Drittes Capitel.

Friedrich das Wunderkind. — Seine Eitelkeit. — Liebt die Flöte und französische Bücher. — Sein Lehrer Quantz muß in das Camin retiriren. — Friedrich wird eingesegnet; die schöne Gräfin Orzelska in Dresden; erste Liebe, erstes Gedicht. — Unzufriedenheit des Vaters.

Schon frühzeitig erregten die ungewöhnlichen Geistesgaben so wie das ganze Wesen des Kronprinzen die Aufmerksamkeit Aller, welche ihn näher kennen lernten. Zwei dergleichen Zeugnisse wollen wir hier mittheilen. Ein Herr von Loen, welcher den Hof von Berlin im Jahre 1718 besuchte, berichtet (Th. I, S. 27 seiner kleinen Schriften) über den Kronprinzen Folgendes: „Der Kronprinz von Preußen zeigt bei einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz Außerordentliches. Er ist ein überaus muntrer und lebhafter Prinz. Er hat eine sehr feine und geistreiche Bildung. Dabei zeigt er eine gewisse Leutseligkeit und eine so gute Gemüthsart, daß man alles von ihm hoffen kann. Die Frau von Sacetot (de Rocoulles), welche bisher die Aufsicht über dessen Erziehung gehabt, redet von ihm nicht anders, als mit Entzücken. Seine Königliche Hoheit, sagte sie zu mir, haben den Witz eines Engels; er faßt, er lernt Alles, was man ihm vorlegt, mit der größten Leichtigkeit. — Der Kronprinz geht nun in das siebente Jahr; man ist beschäftiget, denselben aus dem Frauenzimmer zu thun und ihm einen besonderen Hofstaat

beizulegen. — Der König und die Königin halten im Uebrigen diesen jungen Prinzen unter einer scharfen Zucht und es sind wohl wenig Königskinder in der Welt, denen so durch den Sinn gefahren und der jugendliche Wille gebeugt wird. In der That leben Ihrer beiderseits Majestäten nicht anders, als wie zwei christliche Eheleute zusammen, die mit einer, den Eltern geziemenden Sorgfalt ihre Kinder zur Frömmigkeit und allen anständigen Tugenden aufzuziehen suchen.

Der Graf Seckendorff, kaiserlicher Bevollmächtigter in Berlin, welcher es sich angelegen sein läßt, seinem Hofe Alles nach Wien zu melden, was er am Hofe zu Berlin beobachtet, schreibt 1725 folgendes, zur Mittheilung an Kaiser Karl den VI., an den Prinzen Eugen: „Obgleich der König den Kronprinzen herzlich liebt, so fatiguirt er ihn mit Frühaufstehn und allen Strapazen den ganzen Tag dergestalt, daß er bei seinen jungen Jahren so ältlich und so steif aussieht und dahergeht, als ob er schon viele Campagnen mitgemacht hätte. Die Absicht des Königs geht dahin, daß er nach seiner, ihm beiwohnenden Inclination, den Soldatenstand allen übrigen Wissenschaften vorziehe, die Sparsamkeit und Genügsamkeit bei Zeiten kennen lerne und in keine Commodité oder Plaisir, als was er, der König selbst, nur achtet, sich verlieben solle. Man merkt aber gar augenscheinlich, daß diese Art zu leben wider des Kronprinzen Inclination und folglich just einen contrairen Effect mit der Zeit haben wird, zumal des Kronprinzen Gemüth ohnedem mehr auf Generosität, Propretät, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, dabei auch unintereſſirt, liberal und barmherzig ist, davon ich auf der Reise Anfangs Mai zwei Proben gesehen. Das von der Stadt Magdeburg ihm angebotene, sonst gewöhnliche Präsent, welches ein Kronprinz, wenn er das erste Mal dahinkommt, empfängt, wollte

er nicht eher annehmen, als bis ihn sein Herr Vater dazu obligiret, jedoch dann, als es überbracht wurde, sagte er, daß er es zwar auf Befehl annehmen müsse, aber doch verwahren wollte, bis er es dereinst bei seiner Regierung den armen, ohnehin mit Abgaben genug beschwerten, Bürgern wieder austheilen lassen könnte. Da auch hernach während der Reise eine gewisse Stadt Staßfurth ihm en passant gleichfalls 200 Dukaten verehren wollen, hat er solches ausgeschlagen und befohlen, den armen Bürgern das Geld wieder zu geben, auch dem bei ihm sitzenden Grafen Finkenstein und Obersten Kalkstein verboten, an seinen Herrn Vater etwas davon zu sagen, aus Furcht, daß selbiger ihm solches ebenfalls anzunehmen befehlen möchte. Wie denn überdies dieser junge Herr sehr viele natürliche Inclinationen zu allerhand Wissenschaften und sonderlich zur Mathematik und Mechanik hat, auch aus freier Hand artig zeichnet und Alles anmerkt, hingegen durch expresses Verbot des Herrn Vaters darin keine Unterweisung erhält. So darf er auch mit keinen Anderen als Militair und meistentheils Subaltern-Officieren umgehn, da sonst seine Inclination mehr dahin geht, mit Personen, die etwas wissen, sich zu unterhalten".

So wurde man in Wien schon frühzeitig auf den zukünftigen Erobrer Schlesiens aufmerksam und der Prinz Eugen verlor den jungen Kronprinzen von Preußen nicht mehr aus den Augen. Allein gerade diejenigen Eigenschaften, durch welche Friedrich als heranwachsender Jüngling sich auszeichnete, erregten das Mißfallen seines Vaters in hohem Grade. Dieser wollte ihn zu einem tüchtigen, derben Soldaten und Jäger erziehen. Friedrich aber besuchte heimlich in Berlin den Buchladen von Haude, dem Schlosse gegenüber, und las französische Bücher, nahm insgeheim Flötenunterricht, Tanzstunde bei

einem Pariser Tanzmeister, war eitel auf seinen kleinen Fuß, vertauschte die knappe Uniform gern mit dem französischen galonirten Kleide, den steifen Haarzopf mit dem leichteren Haarbeutel. Diese Pariser Moden waren dem König so sehr zuwider, daß er, um sie den Berlinern verhaßt zu machen, die Profoße oder Prügelknechte der Berliner Garnison bei den großen Paraden in solchem Anzuge erscheinen ließ.

Mußte Friedrich zur wilden Schweinsjagd oder zur Hirsch-Parforçe-Jagd den Vater begleiten, so verlor er sich bald seitwärts im Walde mit seinen Freunden; aus den Jagdtaschen wurden Flöten und Violinen hervorgelangt und, unter grünen Buchen gelagert, ertönte hier sanfte Schäfermusik, während der König und die wilde Jagd mit Hurrah und Hussa durch den Wald tobte.

Nicht immer gelang es dem Kronprinzen, diese stilleren Freuden vor dem Könige zu verbergen. Einst überraschte ihn der König, als er eben mit dem Flötenbläser Quanz Duette blies, wobei er sich in einem brokatenen Schlafrocke und Haarbeutel allerliebst fand. Die neusten Schriften Voltair's lagen auf dem Tische, daneben einige, von Friedrich geschriebene Spottgedichte auf die Jagd in französischer Sprache. „Se. Majestät der König!" ruft der auf Wache stehende Lieutenant Katte und der Kronprinz hat kaum noch so viel Zeit, den Schlafrock mit der Uniform zu vertauschen und Flöte und Bücher unter das Sopha zu werfen. Quanz retirirt hinter den Ofenschirm in das Versteck. Der König tritt ein, der Kronprinz macht seine unterthänigste Verbeugung; da schnellt der verrätherische Haarbeutel, den er in aller Eile vergessen hatte, über die Schulter und er muß sein Vergehen eingestehn. Entrüstet warf der König die französischen Bücher in's Feuer; er sah mit Schmerz alle seine Hoffnungen

getäuscht; er schalt den Kronprinzen einen Querpfeiffer und Tanzmeister, aus dem sein Lebtag kein Soldat werden würde, und dergleichen Concerte endeten gewöhnlich damit, daß der König etwas unsanft den Tact schlug.

Die Königin hatte gehofft, daß der Kronprinz eine mildere Behandlung erfahren werde, sobald er eingesegnet sein würde, weshalb sie diese heilige Handlung früher als gewöhnlich zu veranlassen suchte. Der König aber hielt scharfes Examen, wie es mit dem Christenthume des Kronprinzen bestellt sei und da ihm die beiden Gouverneurs in ihrem Berichte vom 5. Januar 1727 meldeten, daß Se. Königliche Hoheit der Kronprinz seit acht Monaten nicht viel von der Information im Christenthume profitiret: befahl der König, daß der Hofprediger Nolten dem Kronprinzen wöchentlich noch einige Stunden Unterricht im Christenthume ertheilen sollte. Als dieser ihn für gehörig vorbereitet erklärte, befahl der König, daß Friedrich am 11. April 1727 in der Domkirche zu Berlin vor versammelter Gemeinde sein Glaubensbekenntniß ablegen und öffentlich geprüft werden sollte. Da er diese Bedingungen zur Zufriedenheit erfüllte, wurde er am Charfreitage zum Genuß des heiligen Abendmahls zugelassen. Wie es mit dem Unterrichte im Christenthume, den Friedrich genoß, bestellt war, ersehen wir aus dem Glaubensbekenntniß, welches sein Lehrer, der reformirte Hofprediger Dr. Andreä, zur Einsegnung der älteren Schwester Friedrichs abfaßte. Es besteht aus 384 Fragen und eben so viel Antworten; hier einige Fragen nebst den Antworten:

Frage: Hat denn der Mensch von dem Ebenbilde Gottes nicht das Geringste übrig behalten?

Antwort: Ja, einige kleine Fünklein in dem Verstande

und Willen, welche aber nicht genug sind, etwas Gutes zur Seligkeit zu verrichten, ja nicht einmal sich dazu vorzubereiten.

Frage: Was urtheilen Sie von den Tugenden der Heiden?

Antwort: Es sind glänzende Sünden.

Frage: Da Sie der Engel unter den Werken der Schöpfung nicht gedenken, hat denn Gott dieselben nicht geschaffen?

Antwort: Ja, sie gehören unter des Himmels Heer und sind wahrscheinlich am ersten Tage gemacht worden.

Neue Veranlassung zur Unzufriedenheit gab der Kronprinz dem Könige während eines Besuches, welchen er mit ihm am glänzenden und verführerischen Hoflager des Königs von Polen, Friedrich Augusts II., in Dresden im Januar 1728 machte. Bei dem Scheiben- und Schnepperschießen schoß der Kronprinz beständig fehl, so daß ihm als Preis ein schwarzer Ziegenbock, mit Fuchsschwänzen aufgestutzt, zuerkannt wurde, obschon ihn der sächsische Hofpoet lobpreisend besang. Mehr Glück hatte er bei der schönen Gräfin Anna Orzelska, einer natürlichen Tochter des Königs, mit welcher er ein mehr als vertrauliches Liebesverhältniß anknüpfte und sie veranlaßte, bald darauf mit dem Könige von Polen nach Berlin zu kommen. Auf Friedrich Wilhelm hatten alle diese Gaukeleien der Sinnenlust keinen Eindruck gemacht. Friedrichs eigene Schwester, die Markgräfin von Baireuth, von deren Hand interessante Denkwürdigkeiten ihrer Zeit niedergeschrieben worden sind, meldet über jenen Besuch in Dresden Folgendes: „Ich erwähnte schon, wie sehr der König von Polen die Frauen liebte; er unterhielt ein wahres Serail, seine Ausschweifungen überstiegen jeden Begriff, man sagt, er habe von seinen Maitressen 354 Kinder gehabt. Seine Begünstigte war jetzt seine eigene Tochter; eine in Warschau wohnende Französin, Düval mit Namen, hatte sie ihm geschenkt, er nannte sie Gräfin Orzelska. Sobald der

König von Preußen nach Dresden kam, ward er von einem Vergnügen zum anderen fortgerissen, daß Schwermuth und Frömmigkeit sich verloren. Die Freude der Tafel wurde nicht versäumt, der Ungarwein nicht gespart, die Freundschaft beider Könige war sehr innig. Der (preußische) General Grumbkow meinte seinen Herrn auf so gutem Wege zu haben, daß er der Verführung nicht entgehen werde; man nahm deshalb Abrede. Eines Abends, nachdem man wacker gezecht hatte, führte der König von Polen meinen Vater in beständigem Gespräche aus einem Zimmer in das andere; mein Bruder folgte. So kam man in ein zauberisch geschmücktes Gemach, der König bewunderte die Pracht, da sank plötzlich ein Vorhang nieder und eine Nymphe, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebette völlig entkleidet. Der König von Polen sowohl als Grumbkow hofften, daß man an diese Angel anbeißen werde, sie irrten sich. Der König hielt sogleich dem Kronprinzen den Hut vor's Gesicht und hieß ihn sich entfernen, — allein er hatte gerade genug gesehn. Zum Könige von Polen sagte er kalt: „sie ist recht hübsch" und ging fort. Indessen hatte sich mein Bruder in die Orzelska verliebt. Der König von Polen hatte Ursach eifersüchtig zu sein und überließ ihm die schöne Formera, die für die Venus des Cabinets galt."

Friedrich Wilhelm fand keinen Gefallen an dem wüsten Leben des polnischen Hofes: „Ich gehe", schrieb er an Seckendorff, „zukommende Mittewoche nach Hause, fatiguiret von alle gute Tage und Wohlleben; ist gewiß nit christlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so r e i n bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende." Anders lauten die Geständnisse, welche Friedrich über jenen Aufenthalt

macht; er war nicht so rein, wie der Vater, geblieben; die Liebenswürdigkeit und die Künste buhlerischer Frauen hatten ihn gefangen genommen, die Unschuld seines Herzens war dahin. Er aber machte sich darüber kein großes Gewissen, sondern nahm leichtsinnig das Leben von der heiteren Seite. „Eine liebenswürdige Person", — schreibt er in Beziehung auf die Orzelska an Voltaire (den 16. Aug. 1737), — „hauchte mir in meiner zartesten Jugend zwei Leidenschaften auf einmal ein; Sie können denken, es waren die Liebe und die Dichtkunst. Dieses kleine Wunder der Natur, mit allen nur möglichen Reizen begabt, besaß Geschmack und Zartheit und versuchte mir beides mitzutheilen. In der Liebe gelang es mir vortrefflich, in der Dichtkunst schlecht. Seit jener Zeit nun war ich öfter verliebt und alle Zeit Dichter."

Mit dem Unwillen des Vaters steigerte sich auch die strenge Behandlung, so daß der Kronprinz es vermied, sich vor ihm sehen zu lassen. Welches traurige Verhältniß schon damals zwischen Beiden statt fand, sehen wir aus folgenden Briefen.

Der Kronprinz an den König,

den 11. Sept. 1728.

Mein lieber Papa,

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang, als den ordinären sollte vermuthen sein und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrießen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeiht hat, worin ich mich etwa zu reprochiren haben

sollte. Hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allen seinen Thun genug habe vernehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse denn das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichre ich ihm, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichsten Respect bin meines lieben Papa getreuester und gehorsamster Sohn

Friedrich.

Antwort des Königs.

Sein eigensinniger, böser Kopf, der seinen Vater nicht liebt, denn wenn man nur Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten verweichlichten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclinationen hat, der nicht reiten noch schießen kann, nicht Tabak raucht, dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare sich frisirt wie ein Narr und nicht verschneidet und ich dies Alles tausend Mal repremandiert, aber Alles umsonst und keine Besserung in nichts nicht. Zum Andern ist er auch hoffärtig, recht bauernstolz, spricht mit keinem Menschen, als mit welche vom Hof, ist nicht populär und leutselig, macht mit dem Gesichte Grimassen, als wenn er ein Narr wäre, und thut in Nichts meinen Willen, als mit der Force angehalten; Nichts aus Liebe und hat zu

Nichts Lust, als seinem eignen Kopf zu folgen, sonsten alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm.

Die Königin, welche dies Verhältniß gern ausgeglichen hätte, hielt für das sicherste Mittel, den Kronprinzen zu einem geregelten Lebenswandel zu führen, ihn zu verheirathen. Sie war mit ihrem Bruder, dem Könige Georg I. von England, deshalb in Unterhandlung getreten, und man war übereingekommen, den Kronprinzen von Preußen mit der englischen Prinzessin Amalie, den englischen Kronprinzen mit der preußischen Prinzessin Wilhelmine zu vermählen. Anfänglich war der König einverstanden, später veruneinigte er sich mit Georg I. darüber, daß preußische Werbeofficiere, welche hannöverische Soldaten zur Desertion verleitet hatten, fest genommen worden waren. Außerdem suchte der kaiserliche Hof eine engere Verbindung der Höfe von Berlin und London aus politischen Rücksichten zu verhindern, so daß wir an dem Hofe zu Berlin von jetzt an zwei Partheien finden, eine Englische, welche die Königin der Kronprinz, der Graf Finkenstein und der Minister Baron zu Inn= und Knyphausen bilden, und eine Kaiserliche, zu welcher der König, der Fürst von Anhalt, der General v. Grumbkow und der kaiserliche General Graf Seckendorff gehören. Da diese Partheien wiederum nicht ohne Hofdamen, Kammerfrauen, Kammerdiener, Kammermohren und Hofnarren ihren heimlichen Krieg führen konnten: so gab es auch in diesen Kreisen der niederen Bedienung eine englische und eine kaiserliche Parthei, wovon wir später noch zu erzählen haben werden.

Viertes Capitel.

Der Kronprinz wird für majorenn erklärt; der schmale Küchenzettel; macht siebentausend Thaler Schulden und noch mehr. — Versuche zur Flucht. — Der davongelaufene Oberstlieutenant Fritz wird festgesetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt. — Sein Freund, der Lieutenant v. Katte, wird unter seinen Augen hingerichtet.

Nachdem Friedrich im Januar 1729 sein achtzehntes Jahr angetreten, erklärte ihn der König, den Hausgesetzen gemäß, im April dieses Jahres für majorenn. Die bisherigen Erzieher, Graf Finkenstein und Oberst von Kalkstein, wurden aus ihren Dienstverhältnissen bei dem Kronprinzen entlassen und er erhielt den Oberstlieutenant von Rochow, der streng im Dienst, im Uebrigen aber unbedeutend war, und den Lieutenant v. Keyserling, von lebhaftem und gebildetem Geiste, zu Gesellschaftern.

Den Küchenzettel für die Tafel des Kronprinzen hatte der König bisher so angeordnet, daß des Mittags eine Suppe, worin nicht mehr als 2 Pfund Fleisch, ein Fricassee oder Fisch und dann ein Braten für ihn und seine Gouverneurs angerichtet wurde. Jetzt genehmigte der König, daß der Kronprinz sich einige Officiere als Gäste einladen durfte, jedoch sollte die Tafel nie aus mehr als zehn Personen bestehen und nie mehr Gerichte aufgesetzt werden, als des Mittags vier und des Abends drei. „Geht der Prinz in ein Privathaus zu Gaste, dann

fällt seine Tafel gänzlich aus. Ueberhaupt muß der Oberküchenmeister die möglichste Menage machen." Diese und ähnliche Einschränkungen hinderten den Kronprinzen nicht, mit lustigen Freunden, unter denen ein Page des Königes, von Keith *), und ein Lieutenant von Katte die vertrautesten waren, ein ausgelassenes Leben zu führen. Da der eigene Beutel nicht weit reichte, fanden sich Unterhändler, welche dem künftigen Thronerben bedeutende Geldvorschüsse machten. Vergebens hatte der König ein Edict wider das Geldleihen an Minderjährige gemacht und nachträglich befohlen, „dasselbe so universellement heilig zu halten, daß selbst weder dem Kronprinzen, noch anderen königlichen Prinzen bei Leibes- und Lebensstrafe etwas geliehen werden sollte."

Als Friedrich aber für majorenn erklärt worden war, war es ihm nicht schwer, von dem Handelshause Splittgerber und Daum binnen kurzer Frist siebentausend Thaler aufzunehmen, was zu großem Verdrusse mit dem Könige Veranlassung gab.

Schon einmal war es in dem Königshause geschehen, daß der Thronfolger wegen Kränkungen, die er vom Vater erfuhr, sich übler Behandlung durch die Flucht entzog. Der Großvater unseres Kronprinzen war damals heimlich nach Cassel entflohen. Dies Beispiel, die fortwährenden Mißhandlungen, dazu vielleicht Aufforderungen von der Königin selbst, bestimmten den Kronprinzen, den Plan zu fassen, bei der ersten Gelegenheit sich durch die Flucht nach Frankreich oder England ein besseres Loos zu verschaffen. Diese Gelegenheit schien sich ihm darzubieten, als ihn der König zu einem großen Lustlager, wel-

---

*) Diesen versetzte der König wegen seines vertraulichen Umganges mit dem Kronprinzen als Lieutenant nach Wesel.

ches der König von Polen bei Mühlberg im Juni 1730 veranstaltet hatte, mitnahm. Friedrich machte den sächsischen Minister Grafen v. Hoym zu seinem Vertrauten, und bat ihn um Pässe und Postpferde. Dieser, der vielleicht Zeuge von der rauhen Behandlung war, welche der zarte und ehrliebende Kronprinz öffentlich in dem Lager von seinem Vater erfuhr, gab zwar seinem Entschlusse vollkommen Beifall, bat jedoch, um das gute Vernehmen beider Könige nicht zu stören, nicht aus dem sächsischen Lager zu entfliehen. Ungern kehrte der Kronprinz nach Potsdam zurück, doch tröstete ihn die nahe Aussicht, den Vater auf einer größeren Reise nach Süddeutschland begleiten zu dürfen.

Am 15. Juli 1730 brach der König mit dem Kronprinzen und Gefolge von Potsdam auf und nahm seinen Weg über Leipzig, Meuselwitz — dem Gute des Grafen Seckendorff, der sich dem Gefolge anschloß, — Altenburg, Coburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg nach Anspach, wo er am 21. Juli eintraf und einen Tag bei dem Markgrafen, seinem Schwiegersohne, verweilte. Dem Könige war die Absicht des Kronprinzen, auf dieser Reise zu entfliehen, nicht verborgen geblieben. Er hatte sich in Leipzig Landkarten vom Elsaß und Frankreich gekauft, in Augsburg einen Ueberrock von rothem Tuch nach französischem Schnitt machen lassen, sich auch jeden Tag genau erkundiget, wohin der König seinen Weg und wo er das Nachtquartier nehmen werde. Dieser machte den General-Major von Buddenbrock, den Oberst v. Wolden und Oberstlieutenant von Rochow für die Person des Kronprinzen mit ihren Köpfen verantwortlich; sie fuhren mit ihm in demselben Wagen und Einer von ihnen mußte beständig um den Kronprinzen bleiben. Friedrich hatte indessen den Pagen des Königs, von Keith, einen jüngeren Bruder seines ehemaligen Ver-

trauten, für sich gewonnen und ihn überredet, in dem Dorfe Steinfurth zwischen Heilbronn und Sinzheim, wo der König, wie er auf Reisen zu thun pflegte, am 4. August in einer Scheune sein Nachtquartier genommen, ihm Reitpferde zu verschaffen. Der Kronprinz war nicht unbemerkt von der Streu aufgestanden. Der Kammerdiener des Königs, Gummersbach, weckte den Oberstlieutenant Rochow; dieser eilte ihm nach, fand ihn in seinem rothen Ueberrock, noch bevor die Pferde vorgeführt wurden, und auf seine Bitte begab sich Friedrich ruhig auf sein Strohlager zurück; dem Könige wurde der Vorfall verschwiegen.

Am folgenden Tage erreichte der König Mannheim, wohin er dem Kronprinzen befohlen hatte vorauszureisen. Als er ihn bei seiner Ankunft noch nicht in Mannheim fand, gerieth er in heftigen Zorn und jetzt warf sich der Page Keith ihm mit dem Geständniß zu Füßen, daß ihn der Kronprinz in vergangener Nacht zur Desertion habe verführen wollen. Die Besorgniß des Königs ward bald durch die Ankunft des Kronprinzen beruhigt, nicht aber sein Zorn.

Der Kronprinz hatte seinem Freunde, dem Lieutenant v. Katte in Berlin, von Anspach aus geschrieben, er sei fest entschlossen aus Sinzheim fortzugehn; er werde ihn im Haag unter dem Namen eines Grafen d'Alberville treffen und möge mit dem ihm übergebenen Gelde und den Juwelen nachkommen, sobald es ihm möglich sei. „Sollte mir", fügt er hinzu, „die Flucht mislingen, so werde ich Zuflucht in einem Kloster suchen, wo man unter Kutte und Kapuze den argen Ketzer nicht entdecken wird." Der Brief wurde unglücklicher Weise, anstatt nach Berlin, an einen Rittmeister Katte, der in Erlangen auf Werbung stand, abgegeben. Dieser hielt es für seine Pflicht, den Brief dem Könige durch eine Staffette nachzuschicken, wel-

cher ihn am 8. August in Frankfurt a. M. erhielt. Ueber die weiteren Vorgänge berichtet Seckendorff als Augenzeuge aus Wesel vom 14. August 1730 Folgendes an den Kaiser: „Als man in Darmstadt Sonntag Abend den 7. August angekommen, sagte der König zum Kronprinzen, wie er sich wundere, ihn allhier zu sehen, indem er geglaubt, er wäre schon in Paris. Der Kronprinz antwortete, daß, wo er gewollt hätte, er sicherlich in Frankreich sein könnte. Der König gab an die Officiere des Gefolges den Befehl, den Kronprinzen morgenden Tages bei seiner Ankunft in Frankfurt nicht in die Stadt zu lassen, sondern sogleich in das, zum Abfahren in Bereitschaft stehende, Schiff zu bringen. Als man nun zu Bonn, um des Kurfürsten zu Cöln Durchlaucht eine Visite zu geben, aussteigen wollte, befahl der König dem General Buddenbrock und den anderen Officieren in meiner Gegenwart, auf den Kronprinzen wohl Acht zu haben und ihn entweder lebendig oder todt auf das Schiff zu bringen. Diese und noch mehr dergleichen harte Reden hörte der Kronprinz mit größter Geduld an, und obwohl ich überhaupt in der Sache wohl unterrichtet war, so wußte doch alle Einzelheiten nicht so genau, als ich solche nach der Hand theils durch des Königs Majestät, theils durch den Kronprinzen selbst erfahren. Denn dieser Letztere eröffnete mir in Bonn, wie allerdings wahr, daß seine feste Entschließung gewesen, die Flucht zu nehmen. Die Ursache davon wäre, daß er als ein Prinz von 18 Jahren nicht mehr ausstehen könnte, daß ihn der König, wie erst noch in dem sächsischen Lager geschehen, mit Schlägen tractire. Aller gehabten Obsicht ungeachtet hätte er sicherlich entfliehen wollen, wenn ihn nicht die Liebe für die Königin und seine Schwester zurückgehalten. Es gereuete ihn sein Entschluß auch gar nicht, und wofern der König nicht unterlasse, ihn mit Schlägen zu tractiren, so würde





Friedrich Wilhelm I. zieht den Degen gegen seinen Sohn.

er es noch ins Werk setzen, es koste was es wolle. Am Verlust seines Lebens wäre ihm wenig gelegen, nur bedaure er, daß diejenigen Officiere, so von der Sache Wissenschaft gehabt, durch ihn sollten unglücklich werden, die doch keine Schuld davon hätten, sondern von ihm sich hätten bereden lassen. Wenn der König ihm Pardon für diese Leute verspreche, wolle er ihm alles klar entdecken, wo aber nicht, so möge man ihm den Kopf abschlagen, wollte er doch Niemanden verrathen."

Obwohl der Kronprinz, wie sich aus dem ganzen Hergange ergiebt, keinesweges die Flucht wirklich unternommen, vielmehr auf Zureden der ihn begleitenden Officiere seinen Plan sogleich aufgab, ließ ihn dennoch der König schon jetzt wie einen Deserteur behandeln. Er mußte seinen Degen abgeben, wurde am 12. August, als man bei Wesel ans Land stieg, unter militärischer Bedeckung in die Festung geführt und erhielt vor seinem verschlossenen Zimmer in der Wohnung des Commandanten, General-Majors von Mosel, zwei Schildwachen mit aufgepflanzten Bajonetten.

Der Zorn des Königes wurde hier aufs Neue dadurch erregt, daß der Lieutenannt v. Keith, von seinem jüngern Bruder, dem Pagen, gewarnt, die Flucht ergriffen hatte, woraus der König vermuthete, daß auch dieser um das Vorhaben des Kronprinzen gewußt habe.

In Wesel stellte der König das erste Verhör mit dem Kronprinzen an, und da ihm dieser trotzige Antworten gab, gerieth er so außer sich, daß er den Degen zog und das Aergste zu befürchten gewesen sein würde, wäre der entschlossene Commandant nicht dazwischen getreten mit den Worten: „Eure Majestät mögen mich durchbohren, aber schonen Sie Ihres Sohnes!" In dem Verhöre gestand der Kronprinz, „sein Vorhaben sei allerdings gewesen, über den Rhein nach Landau zu gehen, sich

Niemand zu erkennen zu geben, sondern sofort seine Reise über Straßburg nach Paris zu nehmen, hier incognito in Kriegsdienste zu treten, mit dem ersten Transport zur Armee nach Italien abzugehn, sich dort im Felde auszuzeichnen und auf diese Weise sich des Königs Gnade und Achtung zu gewinnen."

Von Wesel aus ertheilte der König Befehl, den Lieutenant Katte in Berlin zu verhaften und seiner Gemahlin ließ er durch die Oberhofmeisterin von Kameke die Nachricht mittheilen, „Fritz habe desertiren wollen und er sei genöthigt gewesen, ihn arretiren zu lassen." Der Kronprinz wurde dem General-Major von Buddenbrock und sechs Officieren zum Transport nach dem Städtchen Mittenwalde bei Berlin übergeben, wo sie am 28. August eintrafen. Hier fand Buddenbrock folgenden Befehl von des Königs Hand vor: „Ihr sollt mit des Königs Sohn, Friedrich, in Mittenwalde so lange bleiben, bis weitere Ordre erfolgen wird, weil er erstlich allda noch verhört werden soll, und sollt ihr veranstalten, daß wohl Acht auf ihn gegeben werde." —

Am 27. August war der König in Berlin eingetroffen. Die Königin und die Prinzeß Wilhelmine hatten viel von seiner Ungnade zu leiden; Alle, die mit dem Kronprinzen in näherer oder entfernterer Verbindung gestanden, erfuhren seinen Zorn. Sein Lehrer dû Han wurde nach Memel, die erste Hofdame der Königin, Fräulein v. Bülow und ihr Bruder, ehemaliger Gesandter am Hofe zu Stockholm, wurden nach Insterburg, der Minister von Knyphausen nach seiner Comthurei Lietzen verwiesen. Die sechszehnjährige Tochter des Cantors Ritter zu Potsdam, die schöne Doris, mit welcher der Kronprinz zuweilen Musik gemacht und die von ihm Geschenke angenommen hatte, wurde auf des Königs Befehl öffentlich mit Ruthen geschlagen und in das Spinnhaus nach Spandau ge-

bracht, von wo sie erst im Jahr 1733 wieder los kam. Vornehmlich aber traf den Lieutenant v. Katte der Zorn des Königs. Er ließ ihn vor sich führen, riß ihm das Johanniterkreuz ab, gab ihm Stockschläge und verordnete gegen ihn und den Kronprinzen eine Spezial-Inquisition, mit welcher er die Generale von Grumbkow und von Glasenapp, den Obersten Sydow und die geheimen Räthe Mylius und Gerbett beauftragte, denen der König die allergnädigste Versicherung gab, daß sie dieser Untersuchung halber über kurz oder lang zur Rede gestellt und darüber zur Verantwortung gezogen werden sollten, wofern sie nicht mit aller Strenge verfahren würden.

Aus dem mit Katte angestellten Verhöre ergab sich, daß derselbe bereits im Nov. 1729 von dem Vorhaben des Kronprinzen zu echappiren Kenntniß gehabt, jedoch Alles verschwiegen habe. Als die Entweichung aus dem sächsischen Lager unterblieben, habe der v. Katte nach der Rückkunft des Kronprinzen nach Berlin neue Pläne gemacht, von demselben Baarschaft, Juwelen, Briefschaften an sich genommen, auch für den Kronprinzen ein grautuchnes Kleid zur Flucht machen lassen. Die Hoffnung, in England Aufnahme zu finden, sei gescheitert; indessen habe Katte auch hierbei den Zwischenträger gemacht und dem englischen Gesandten in Berlin einen Brief des Kronprinzen an den König von England übergeben, welcher die Bitte enthalten, für ihn funfzehntausend Thaler Schulden zu bezahlen. Außerdem habe sich Katte auch dazu brauchen lassen, dem Kronprinzen auf einen von ihm ausgestellten Wechsel bei dem Kammerherrn Montolieu 1000 Thaler zu verschaffen. Katte war ferner eingeständig, dem Kronprinzen nach Erlangen einen Courier nachgeschickt zu haben mit einem Briefe, worin er ihm gemeldet, er werde, wenn

er auch keinen Urlaub bekäme, sobald er Nachricht von seiner Flucht erhalte, ihm folgen. Der Kronprinz, welcher nach der Festung Cüstrin gebracht worden war, wurde vor dieselbe Spezial-Inquisition gestellt; er wiederholte nun, was er bereits in Wesel ausgesagt, und betheuerte, daß er ganz allein die Schuld trage, da er es sei, welcher die Anderen und namentlich Katte zur Theilnahme an der Flucht, die jedoch gar nicht zur Ausführung gekommen, verleitet habe. Den ihm von dem Könige gemachten Antrag, auf die Krone Verzicht zu leisten, wies er entschieden von sich. Der König setzte nun ein Kriegsgericht nieder, welches über den „davongelaufenen Oberstlieutenant Fritz," Sohn Sr. Majestät des Königs und über den Deserteur Katte sprechen sollte. Dies Kriegsgericht bestand aus dem Generallieutenant von der Schulenburg als Präsidenten, den drei Generalmajors v. Schwerin, Graf Dönhoff, v. Linger, den Obersten v. Derschau, v. Steding, v. Wachholz, den Oberstlieutenants v. Weyher, v. Schenk, v. Milagsheim, den Capitains v. Itzenblitz, v. Jeetze, v. Podewils, den beiden geheimen Justiz-Räthen General-Auditeur Mylius und General-Fiscal Gerbett und dem Auditeur des Regiments Gensd'armes — zu jener Zeit ein Garde-Cavallerieregiment — bei welchem Katte stand. Das Kriegsgericht hielt mit dem Spruche über den Kronprinzen zurück; gegen Katte hatte es auf Ausstoßung aus dem Militair und lebenslängliches Gefängniß erkannt. Dem Könige war dieser Spruch zu gelind; er nahm die schwere Verantwortung auf sich, durch einen Machtspruch den Lieutenant Katte zum Tode durch Henkershand zu verurtheilen. „Was den Lieutenant von Katte betrifft," also lautet des Königs Bescheid an das niedergesetzte Kriegsgericht, „so sind Sr. Königliche Majestät zwar nicht gewohnt, die

Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mildern; dieser Katte ist aber nicht nur in meinen Diensten Officier in der Armee, sondern auch bei den Garde-Gensd'armes und da bei der ganzen Armee alle meine Officiere mir treu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von solchen Regimentern, indem bei solchen ein großer Unterschied ist, indem sie immediatement Sr. Königlichen Majestät allerhöchsten Person und Dero königlichem Hause attachirt sind, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramiret, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durcheinander gestochen und er nicht dafür bestellt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren, au contraire es Sr. Königlichen Majestät und den Herrn Generalfeldmarschall v. Natzmer hätte angeben sollen: so wüßten Se. K. Majestät nicht, was für kahle raisons das Kriegsgericht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Se. Königliche Majestät werde auf die Art sich auf keinen Officier, noch Diener verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil er so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. Se. Königliche Majestät sind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: fiat justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehängt zu werden, er dennoch nur, in Consideration seiner Familie mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden: daß es Sr.

Königlichen Majestät leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme.

Wusterhausen den 1. Nov. 1730.

Friedrich Wilhelm.

Wir finden nicht erwähnt, daß das versammelte Kriegsgericht irgend einen Anstand an diesem Machtspruche genommen; er wurde dem Lieutenant Katte „als allergnädigste Sentenz Sr. Majestät des Königs" von den, im Auditoriatszimmer auf der Hauptwache des neuen Marktes in Berlin versammelten, Beisitzern des Kriegsrechtes am 24. Nov. mitgetheilt. Vergebens wendeten sich der Verurtheilte, vergebens der Vater desselben, der Generallieutenant war, und der Großvater, der von dem Könige hochgeachtete Feldmarschall Graf Wartensleben, an die Gnade des Königs; er blieb ungerührt, bedauerte, daß er den Spruch nicht zurücknehmen könnte und schrieb dem Grafen Wartensleben, „er könne aus Consideration für eine so achtbare Familie nichts weiter thun, als den Lieutenant Katte, anstatt, wie er es verdient, mit glühenden Zangen zu zwicken und hängen zu lassen, mit dem Schwerdte begnadigen."

Um dem Kronprinzen, auf dessen Sinnesänderung der König wenig Hoffnung setzte, in innerster Seele zu erschüttern und für sein Schicksal besorgt zu machen, hatte der König befohlen, den Lieutenant Katte in Cüstrin unter Friedrich's Augen hinzurichten. Der Major v. Schack mit einem Commando von dreißig Pferden, einem Rittmeister und einem Lieutenant vom Regiment Gensd'armes brachte den Verurtheilten, den zur Vorbereitung zum Tode der Feldprediger Müller in einem Wagen begleitete, am 5. Nov. nach Cüstrin. Man hatte den Kronprinzen von der Ankunft seines Freundes und dessen bevorstehender Hinrichtung unterrichtet. Er trat





Katts Hinrichtung.

das Fenster und rief mit Thränen im Auge ihm zu: „Mein liebster Freund! Ich bitte tausend Mal um Vergebung, um Gottes Willen, Vergebung!“ Die Thränen erstickten seine Stimme. „Ich habe Ihnen Nichts zu vergeben, mein Prinz,“ rief Katte mit fester Stimme ihm zu, „ich sterbe mit tausend Freuden für Sie!“ Der Kronprinz sank ohnmächtig zurück. — Es war sieben Uhr des Morgens am 6. Nov., als Katte, ein lebensfroher, vierundzwanzigjähriger Jüngling, unter den Trostsprüchen der ihn begleitenden Prediger auf dem Walle hinter der Canzelei niederkniete und von dem Scharfrichter Heyl den Todesstreich empfing. Zwölf Bürger bestatteten den Leichnam ehrlich, aber in aller Stille auf dem kleinen Kirchhofe, von wo ihn der Vater später mit Erlaubniß des Königes nach dem Familiengute Wust bei Jerichow zu bringen, Erlaubniß erhielt.

Fünftes Capitel.

Der Deserteur Fritz im Gefängniß. — Das Kriegsgericht verurtheilt ihn zum Tode. — Der Feldprediger Müller muß ihn zum Tode vorbereiten. — Der König schenkt ihm das Leben. — Er muß einen Eid schwören. — Muß in der Kriegs- und Domainenkammer als Beisitzer arbeiten.

Seit seiner Ankunft in Cüstrin (den 4. Sept.) war der Kronprinz dem Gouverneur der Festung, dem General

v. Lepel und dem Obersten von Reichmann, welche Beide mit ihren Köpfen für ihn einstehen mußten, übergeben worden. Der Kronprinz versuchte es, durch angenommene Frömmigkeit den König nachsichtiger zu stimmen. Gleich in seinem ersten Berichte trägt der General Lepel dem Könige die Bitte des „Inquisiten" vor, zum heiligen Abendmahl gehn zu dürfen. An so schnelle Buße glaubte der König nicht; er schreibt den 7. Sept. an den Gouverneur zurück: „Ich habe ersehen, daß der Prinz Friedrich will zum heiligen Abendmahl gehn, aber es ist jetzo noch keine Zeit, es muß erstlich das Kriegsrecht ausgemacht sein, sodann ist schon Zeit." Eben so streng lauteteten die andern, auf den Arrest des „Deliquenten Fritz" bezüglichen Befehle. „Das Essen soll ihm aus der Garküche geholt werden, des Mittags für sechs Groschen, des Abends für vier Groschen. Dinte und Feder soll ihm nicht gegeben werden und soll er genau observirt werden, daß er nicht aus der Kammer geht. Ihr sollt ihn scharf halten und Keinen zu ihm lassen. Messer und Gabel soll er nicht erhalten, sondern alles Essen wird ihm vorher klein geschnitten." Ein Tisch, ein hölzerner Stuhl und das Bett waren seine einzigen Zimmergeräthe, die Uniform hatte er mit einem braunen Oberrock vertauschen müssen. Wachslichte wurden nicht gewährt; der König bemerkte bei der ihm eingereichten Rechnung: „es soll künftig kein Wachslicht gegeben werden, sondern nur Talglicht."

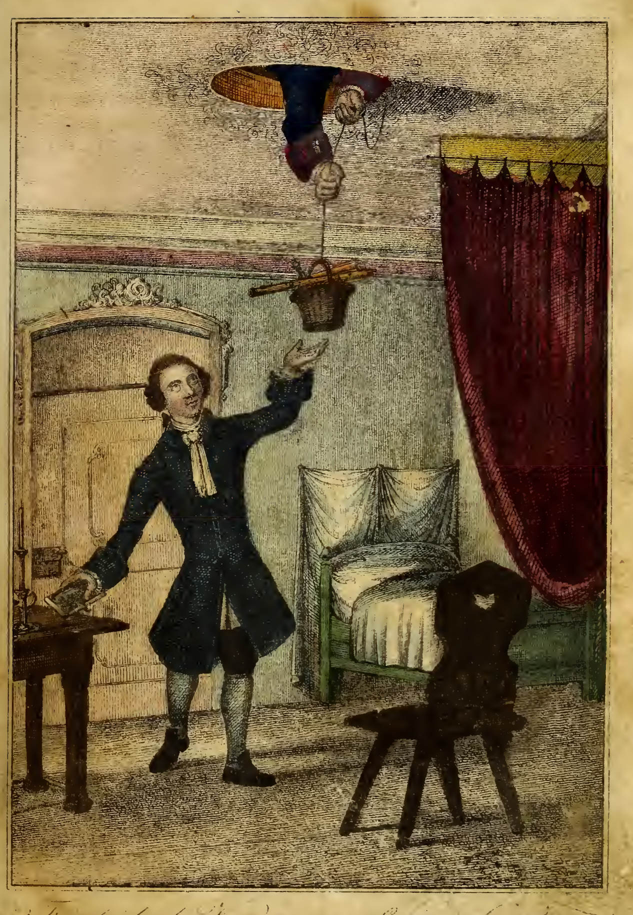
Am empfindlichsten war es dem einsamen Gefangenen, daß ihm seine Flöte genommen wurde. „Es ist" — schrieb der König den 8. Sept. an den General Lepel, „der General Buddenbrock in Potsdam angekommen und hat des Kronprinzen Friedrich's Sachen mitgebracht; es ist aber dessen Flöte nicht dabei gewesen, also sollet Ihr ihm dieselbe gleich abfordern

und anhero schicken. Ihr sollt ihm auch nicht verstatten, daß ihm wieder Flöten zugebracht und gegeben werden." Täglich sann der König darauf, den Arrest des Kronprinzen zu verschärfen. Schon am 14. Sept. sendet er dem Gouverneur eine genauere Instruction. „Es muß", heißt es darin, „die Thüre, wo der gefangene Prinz Friedrich sitzt, den ganzen Tag und Nacht wohl verschlossen werden; die Schlüssel soll der Generalmajor v. Lepel in seiner Verwahrung haben; alle Morgen um 8 Uhr soll aufgeschlossen werden, da denn zwei Officiere hineingehn sollen, um zu visitiren, ob Alles richtig ist; ein Calfactor von der Wache soll dem Arrestanten ein Becken, auch ein Glas Wasser bringen, sich zu reinigen, und soll auch die Unreinigkeit aus der Kammer tragen; dieses darf nicht länger dauern, als eine halbe viertel Stunde, alsdann die Officiere herausgehn und Alles wieder fest zugeschlossen wird. Des Mittags 12 Uhr wird ihm Essen hinein gebracht, die unreinen Schüsseln und Teller wieder hinweggenommen und gleich Alles wieder verschlossen; eben so des Abends 6 Uhr. Also des Tages dreimal die Thür aufgeschlossen wird und jedesmal nicht länger aufbleiben muß, als vier Minuten und allemal zwei Capitaine bei dem Auf- und Zuschließen sein sollen. Was die Schildwachen anlangt, sollen Sie so viel auf Posten stellen, als nöthig ist, denn Sie davor responsabel sein sollen. Die beiden Capitaine, die auf- und zuschließen lassen, sollen bei größter Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen. Wenn er sie was fragt: was passiret hier und dort? Was Neues gibt es in der Welt? sollen sie ihm nicht antworten, und ist dieses meine strikte Ordre, da sie mir Beide mit ihren Köpfen dafür verantwortlich sind." —

Trostlos und einsam saß der Kronprinz in seinem düstern Gefängnisse, ohne Bücher, ohne Flöte, ohne Wein. Da

hörte er es eines Tages über seinem Kopfe hammern und sägen. Die Decke öffnete sich; in einem Körbchen wurde eine Flasche des besten Ungarweines und eine Flöte zu ihm herabgelassen und dem Gefangenen die tröstliche Mittheilung gemacht, daß auf diesem Wege für geistige und leibliche Bedürfnisse weiter gesorgt werden sollte. Der Präsident der Kriegs- und Domainenkammer v. Münchow, der auch in dem Schlosse wohnte, hatte es gewagt, sich auf diesem gefährlichen Wege mit dem Gefangenen in Verbindung zu setzen. Nun fehlte es nicht mehr an Dinte, Feder und Papier; auch für Bücher und besseren Tisch wurde gesorgt und der Aufenthalt ward erträglicher. Allein noch immer schwebte das Henkerbeil über dem Haupte des Kronprinzen. Der König hielt durchaus nicht damit zurück, daß der ungerathene Sohn das Leben verwirkt habe. Der Königin und den Geschwistern war streng untersagt, seinen Namen zu nennen; die einflußreichen Günstlinge wagten es nicht, von dieser Angelegenheit zu sprechen, nicht einmal die sonst so vorwitzigen Hofnarren hatten den Muth zu der leisesten Anspielung. Das Tabaks-Collegium ward gänzlich eingestellt und als der General Grumbkow, der das ganze Vertrauen des Königs besaß, es sich einst erlaubte, in Wusterhausen, dem Jagdschlosse des Königes, ihn an das Schicksal des Kronprinzen zu erinnern und für ihn zu bitten: erhielt er zur Antwort: „Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle. Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hand komme!"

Der König hatte dem Kriegsgerichte seinen Unwillen bezeigt, daß sie mit Katte's Urtheil nicht zugleich auch das des Kronprinzen gefällt; er drang auf einen Spruch. Dieser wurde ihm am 1. Nov. überbracht: er lautete auf Tod. Nur die Ge-



Friedrich als Kronprinz im Gefängniß in Küstrin



nerale v. Linger und Graf Dönhoff hatten auf Gefängniß erkannt. Der Zorn und die, selbst nach dem Verlaufe mehrerer Monate, anhaltende Erbitterung des Königes ließen das Aergste fürchten, zumal er am selben Tage mit so grausamer und ungesetzlicher Strenge gegen Katte verfuhr. Da begaben sich drei der ältesten und würdigsten Generale, der Fürst Leopold von Anhalt Dessau, der Feldmarschall Natzmer und der Generalmajor von Buddenbrock zu ihm und erlaubten sich allerunterthänigst vorzustellen, daß Se. Majestät keineswegs befugt wären, ohne einen förmlichen, öffentlichen Prozeß vor Kaiser und Reich den Kurprinzen von Brandenburg am Leben zu strafen. „Wollen mir Kaiser und Reich es wehren, den Kurprinzen von Brandenburg zu strafen, so werden sie mich nicht hindern mit dem Kronprinzen von Preußen in meinem souverainen Königreiche Preußen nach meinem Belieben zu verfahren." Da riß in edlem Eifer der General Buddenbrock seine Uniform auf und rief: „Wenn Ew. Majestät Blut durchaus verlangen, so nehmen Sie meines; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, so lange ich noch lebe!" Diese Rede wirkte beschwichtigend auf den König; er entließ die Generale mit gnädiger Vertröstung.

Von großem Einflusse auf die Stimmung des Königes war es, daß Tages vorher, den 31. Oct., der von ihm so sehr begünstigte kaiserliche Gesandte, Graf v. Seckendorff, ihm ein Handschreiben des Kaisers aus Wien zustellte, in welchem derselbe großen Antheil an demjenigen Verdruß zu nehmen bezeugt, welchen dem Könige des Kronprinzen Aufführung verursacht habe. Wären nun auch hinreichende Gründe vorhanden, mit solcher Strenge wider den Kronprinzen zu verfahren, so versichert der Kaiser den König von Preußen „vermöge der, zwischen Beiden fürseienden so wahren, festen und nützlichen Freund-

schaft, nicht umhin zu können, sein Fürwort dahin einzulegen, daß Se. Liebden möge Gnade vor Recht ergehen lassen. Und obwohlen der Kronprinz vielleicht von Seiner, auch ihm und seinem ganzen königlichen Kurhause zutragender Neigung und Liebe bis nun annoch nicht überzeugt sein möchte: so stehe doch zu hoffen, daß er durch diese aus aufrichtiger und liebster Neigung gegen Se. Liebden und Dero gesammtes königliches Kurhaus ergehende Zuschrift erkennen werde, wie wahr und ernstlich wohl es der Kaiser auch mit ihm meine, Massen Se. Kaiserliche Majestät die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständig ewigen Vertraulichkeit und engen Freundschaft abzuhangen glaube."

Schon seit einigen Wochen befand sich dieses Schreiben in den Händen Seckendorf's, allein er war klug genug, es nicht eher zu übergeben, als bis die Heftigkeit des Königs sich einiger Maßen gelegt hatte und er eines guten Erfolges des kaiserlichen Zuspruches gewiß war.

Der Graf Seckendorf, von dem wir bereits wissen, daß er von dem Kaiser beauftragt war, Alles anzuwenden, um zu verhindern, daß der König von Preußen sich mit England oder Frankreich verbinde, sondern sich, als ein getreuer Vasall und Kurfürst, einzig und allein zu dem Kaiser und dem Reiche halte, versäumte diese Gelegenheit nicht, sich auch des Kronprinzen schon zum voraus zu versichern und ihn dem Kaiserhause geneigt zu machen. Das kaiserliche Handschreiben an den König begleitete er mit folgenden Schreiben: „Ew. Königliche Majestät haben gnädigst befohlen, das kaiserliche Handschreiben einzufordern und ein Project zu machen, was ferner zu thun. Meine ohnmaßgeblichen Gedanken sind, Ew. Königliche Majestät sollten den Kronprinzen durch einige Generale und Officiere, auch, wenn es gnädig gefällig, durch mich, mit

eröffnen lassen, daß Sie zwar, nach der von Gott Ihnen zukommenden königlichen und väterlichen Gewalt, durch ein ordentliches Kriegsrecht über seine Conduite sprechen lassen, weil aber der Kaiser, als Ew. Königliche Majestät wahrer Freund, eine Fürbitte für ihn eingelegt, wie aus dem, dem Kronprinzen vorzulesenden, kaiserlichen Handschreiben zu ersehen, so wollte Ew. Königlichen Majestät mit Berücksichtigung der kaiserlichen Fürbitte Gnade vor Recht ergehen lassen, doch nicht anders, als daß der Kronprinz seine begangenen Fehler Ew. Königlichen Majestät schriftlich abbitten und im Beisein Ew. Königlichen Majestät Generale, Minister und einiger Landstände an Eidesstatt sich reversiren und angeloben würde, in Zukunft weder directe noch indirecte Ew. Majestät Befehl zuwider zu handeln, sondern allezeit mit schuldigstem Gehorsam dasjenige vollziehen wollte, was ihm von Ew. Königlichen Majestät würde anbefohlen werden, maßen er zuvörderst ohne Ew. Königlichen Majestät Vorwissen weder in- noch außerhalb Reichs Correspondenz führen, oder etwas vornehmen wollte, so Ew. Königliche Majestät zuwider; und im Fall wider alles Verhoffen er gegen dieses sein Versprechen öffentlich oder heimlich handeln würde, so wollte er sich selbst kraft dieses der Kron und Kur verlustig erklärt haben. — Alsdann könnte Ew. Majestät dem Kronprinzen andeuten lassen, daß Sie ihn des harten Arrestes entschlügen, hingegen er seine Parole von sich geben müßte, ohne Ew. Königliche Majestät allergnädigste Erlaubniß, keinen Fuß aus der Festung Cüstrin zu setzen. Und weil der Kronprinz beständig von Organisation spricht, so könnte man ihn ohnmaßgeblich in der Cüstrinschen Kriegs- und Domainenkammer arbeiten lassen. Zu seinem Unterhalt wäre ihm ohnvorschriftlich so viel auszuwerfen, daß er einen Tisch von sechs bis acht

Personen halten könnte, dabei er die Wirthschaft selbst zu führen und die Rechnung einzuschicken hätte. Um ihn aber auf bessere Sentiments zu bringen, wäre ihm ein rechtschaffener General zuzugeben, wozu meines Erachtens der Herr Generalmajor Graf Schulenburg sehr bequem. Nebst diesem könnten drei bis vier Officiere beordert werden, welche dem Kronprinzen Gesellschaft leisteten, die aber nach Gelegenheit wenigstens alle Monate abzulösen, als dann Einer Ew. Königliche Majestät geheimen Rapport abzustatten hätte, was der Kronprinz die Zeit über geredet und gethan. — Findet dieser Generalplan Ew. königlichen Majestät allerhöchste Approbation, so kann er gar leicht in bessere Ordnung gebracht werden, und damit der Kaiser Gelegenheit hat, den Kronprinzen schriftlich zu vermahnen, Gehorsam gegen Ew. Majestät zu haben: so wäre ohnmaßgeblich nöthig, daß der Kronprinz in einem Schreiben dem Kaiser dankte, daß er hätte wollen bei Ew. Majestät für ihn ein gut Wort einlegen.

Wusterhausen den 31. Oct. 1730.

v. Seckendorff.

Auch andere befreundete Höfe hatten sich für den Kronprinzen verwendet, aus Schweden, Dänemark, aus Petersburg und Dresden waren Fürbitten eingegangen; allein der König zögerte immer noch, die Begnadigung auszusprechen. Diese machte er weder von den Bitten und Thränen der Königin, noch von der Verwendung des Kaisers und anderer Potentaten, sondern allein davon abhängig, daß der Kronprinz zur wahren Erkenntniß seiner Schuld gelange und, wie der König meinte, erst Jesum Christum recht erkennen lernte.

Er schickte deshalb nicht, wie der kaiserliche Gesandte es ihm vorschlug, Generale und Minister zu ihm, sondern den lutherischen Feldprediger Müller, denselben, welcher

den unglücklichen Katte zum Tode vorbereitet und dessen letzte Bitten und Wünsche dem Kronprinzen überbracht hatte. Das Schicksal des Freundes, die Einsamkeit des Gefängnisses hatten den Leichtsinn Friedrich's gebeugt; er fand in dem Zuspruche des evangelischen Geistlichen einen willkommnen Trost und dieser unterließ nicht, dem Könige den glücklichen Erfolg seiner Sendung zu berichten. Der König setzte großes Vertrauen in den geistlichen Beistand und schrieb dem Prediger Müller am 8. Nov. 1730: „Ich habe Eure Briefe vom 6. und 7. d. M. wohl erhalten. Es ist Euch darauf zur Antwort, daß Ihr noch auf weitere Ordre in Cüstrin verbleiben und fleißig bei dem arretirten Kronprinzen hingehen und ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollt, daß er recht in sich gehe und von Herzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen mich, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine Ehre begangen; denn Geld zu leihen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann, und desertiren wollen, kämen von keinem honnet-homme her, sondern gewiß aus der Höllen von des Teufels Kindern und also ohnmöglich von Gottes Kindern. Hiernächst habt Ihr mir auf Euer Gewissen, so wie Ihr es dermalen einst vor Gott verantworten könnt, gemeldet, daß der Prinz sich in Cüstrin zu Gott bekehret und seinen König, Herrn und Vater tausend Mal um Verzeihung bäte über Alles, was er gethan und verbrochen. Wofern Ihr nun den Kronprinzen also findet, daß er dieses fest vor Gott verspricht und ihm seine Sünden von Herzen leid sind, es auch seine wahre Absicht ist, sich, wie ich es hier gesetzet, zu bessern: so sollt Ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihn zwar noch nicht gänzlich pardoniren könnte, aber ich würde ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest lassen und wiederum

Leute bei ihm geben, die auf seine conduite Acht haben sollten. Es sollte ihm die ganze Stadt zum Arrest sein, so daß er nicht aus der Stadt gelassen werde. Ich würde ihm auch von des Morgens bis des Abends Beschäftigung geben, bei der Kriegs- und Domainenkammer und bei der Regierung, sowohl in ökonomischen Sachen zu arbeiten, als Rechnungen abzunehmen, Acten nachzulesen und Extracten zu machen.

Ehe und bevor aber solches geschehen, würde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, meinem Willen und Ordres stricte und gehorsamlich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret. Wofern er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, solle er der Krone und der Kur bei der Succession verlustig sein, auch nach den Umständen wohl gar das Leben verlieren; er möchte sich also patientiren, bis Alles, was zu der neuen Einrichtung gehört, fertig sein wird, als denn ich ihn die Generallieutenants v. Grumbkow, v. Bork und v. Räder, den Generalmajor v. Buddenbrock, die Obersten von Wolden und v. Derschau und den Geheimen-Rath v. Thulemeyer hinsenden würde, ihm den Eid abzunehmen. Ich erinnere Euch hierbei, dem Prinzen in meinem Namen vorzustellen, ob ich ihm nicht allemal die Wahrheit gesagt, daß ich ihn wohl kennte, oder ob er noch glaubte, daß ich ihn nicht gekannt? Also würde er selbst überzeugt sein, daß ich sein böses Herz kennte; wo demnach dasselbe nicht gebeugt und geändert, sondern in dem alten Zustande wäre und er diesen vorgedachten Eid schwören sollte, würde er selbigen nur nachmurmeln und nicht laut nachsprechen. Ihr sollt ihm daher wegen dieses Punktes in meinem Namen sagen, ich ließe ihm als ein getreuer Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu schwö-

ren und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sei, solchen nach den Worten zu halten; die reservationes mentales der Jesuiten verstünden wir hier nicht, sondern wir verstünden nichts, als wie es da geschrieben stünde. Wofern er nun den Eid übertreten und brechen würde, und könnte keine Excüse weiter statt haben, also möchte er dieses wohl bedenken und sein böses Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern, weil dieses eine sehr wichtige und schwere Sache wäre. Gott der Allmächtige gebe seinen Segen und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen in das Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen gerissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater um unseres Herrn Jesu Christi und seines Leidens nnd Sterbens Willen. Amen. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König

Friedrich Wilhelm.

Nachdem nun der König, dem Wunsche des Predigers zufolge, ihm die Eidesformel zur vorläufigen Mittheilung an den Kronprinzen zugesendet hatte, erschien am 19. Nov. eine königliche Commission in Cüstrin, bestehend aus den obengenannten Generalen und dem Minister von Thulemeyer. Der Kronprinz sprach den ihm vorgelesenen Eid, welcher die Betheuerung enthielt: „sich in Zukunft in allen Stücken genau nach dem Willen Sr. Majestät des Königs zu richten bei Verwirkung der Krone und Kur" laut und vernehmlich nach und unterzeichnete ihn mit seines Namens Unterschrift. Da es ein Sonntag war, so war sein erster Ausgang aus dem Gefängniß in die Kirche,

LIBRARY

wo er das Abendmahl empfing. Er bezog nun ein in der Stadt für ihn eingerichtetes Quartier. Der Hofmarschall v. Wolden, die Kammerjunker v. Natzmer und v. Rohwedel und zwei Pagen bildeten seinen Hofstaat. Er erhielt den Stern des schwarzen Adlerordens zurück und einen Civildegen ohne Portepee. Der Kronprinz wurde am 21. Nov. als jüngster Rath in die Kriegs- und Domainenkammer in Cüstrin eingeführt und wohnte täglich den Sitzungen der Kammer bei, deren Decrete und Berichte er als der jüngste Rath nach sämmtlichen Räthen mit unterschrieb. Der König hatte ihm seine tägliche Beschäftigung in einer achtzehn Bogen langen Instruction genau vorgeschrieben. Der Kammerdirector Hille war beauftragt, ihm Vorlesungen über die Finanz- und Polizeiwissenschaft zu halten. Anfänglich hatte er strengen Stadtarrest, später wurde er zur Uebung im Practischen zu Commissionsreisen nach den Aemtern und Domainen mitgenommen, so daß sich die Schranken seines Arrestes immer weiter öffneten.

Sechstes Capitel.

Preußens Zukunft, ein Entwurf des achtzehnjährigen Kronprinzen im Gefängniß. — Gutachten des Prinzen Eugen von Savoyen, kaiserlichen Generalissimus, darüber. — Friedrich schlägt vor, ihm Maria Theresia zur Gemahlin zu geben. — Will nicht katholisch werden. — Der Günstling, General und Minister v. Grumbkow. — Der König schreibt dem Kronprinzen einen derben Brief. —

Ein Geist wie Friedrich fand weder in den Gebet- und Andachtsbüchern, welche ihm der König fleißig zuschickte, noch in den Sitzungen der Kriegs- und Domainenkammer hinreichende Befriedigung. Schon damals waren seine Gedanken auf die Zukunft des preußischen Staates, den er in die Reihe der europäischen Mächte zu stellen den Beruf in sich fühlte, gerichtet. Wir freuen uns daher hier zum ersten Male einen Aufsatz Friedrich's „Ueber Preußens Zukunft", welchen er während seiner Gefangenschaft in Cüstrin im Februar 1731 in französischer Sprache schrieb, in deutscher Uebersetzung mittheilen zu können.

Gegenwart und Zukunft des preußischen Staates.

„Für jetzt haben wir Frieden in Europa. Die vornehmste Sorge muß ein König von Preußen darauf richten, ein gutes Vernehmen mit seinen Nachbarn zu unterhalten. Alle Kriege,

welche er mit seinen Nachbarn haben kann, dürften für ihn schwerlich vortheilhaft sein, weil er von seinen Nachbarn zu sehr eingeschlossen ist, weil seine Länder nicht genug Zusammenhang haben, weil er von mehr als einer Seite angefallen werden kann und weil, um sich von allen Seiten zu vertheidigen, er sein ganzes Heer zur Vertheidigung anwenden müßte, so daß ihm keine Armee zu Gebot stehen würde, um zum Angriff überzugehn. Es würde aber eine sehr schlechte Politik und einen Menschen ohne alle Erfindung und Einbildungskraft verrathen, wenn ein König von Preußen bei diesem System stehen bleiben wollte; denn wenn man nicht vorwärts geht, so geht man zurück.

Ein zweites System muß darauf gerichtet sein, dem Königshause mehr und mehr Größe zu verschaffen und da, wie ich schon gesagt habe, die preußischen Länder allzusehr durchschnitten und getrennt sind, glaube ich, daß es das nothwendigste Project sein muß, sie einander näher zu bringen, oder die abgerissenen Stücke wieder zusammenzubringen, welche geschichtlich zu den Theilen gehören, die wir besitzen; ein solches abgerissenes Stück ist das polnische Preußen, welches einstmalen zum deutschen Reiche gehört hat und nur durch die Kriege davon getrennt worden, welche die Polen gegen den deutschen Orden führten, der es damals besaß und zu Marienburg seine Residenz hatte. Dies Land liegt zwischen dem Königreiche oder ehemaligen Herzogthum Preußen, von dem es im Westen durch die Weichsel getrennt wird und zwischen Hinterpommern; im Norden hat es das Meer und im Süden Polen. Sobald dies Land erworben ist, öffnet man sich nicht nur einen freien Durchzug von Pommern nach dem Königreiche Preußen, man hält auch die Polen im Zaum und setzt sich in den Stand, ihnen Gesetze vorzuschreiben, weil

sie ihre Producte nicht anders als auf der Weichsel ausführen können, was alsdann nicht ohne unsere Einwilligung geschehen könnte. Gehen wir weiter, so finden wir das schwedische Vorpommern von dem unsrigen nur durch die Peene getrennt, welches mit dem, was wir besitzen, vereint, sich recht gut ausnehmen würde. Der Vortheil hiervon würde, außer den Einkünften, welche sehr bedeutend sind, der sein, daß man sich gegen alle Angriffe, welche die Schweden auf das königliche Haus machen können, deckt, wobei man ein bedeutendes Armeecorps, welches nothwendig gezwungen wäre, die Grenzen oder die Ufer der Peene zu vertheidigen, erspart. Alsdann grenzt man das Land immer besser ein und öffnet, so zu sagen, einer Eroberung den Weg, welche sich von selbst darbietet, ich meine Mecklenburg, von dem man nur geduldig das Aussterben der herzoglichen Linie erwarten muß, um davon Besitz zu nehmen, ohne irgend eine andere Ceremonie.

Ich schreite vorwärts von Land zu Land, von Eroberung zu Eroberung und nehme mir vor, wie Alexander, immer mehr neue Welten zu erobern. Die Länder Jülich und Berg werden mir jetzt als Schauplatz dienen, welche zu erobern ganz unerläßlich ist, um sich von dieser Seite zu vergrößern und um jene verlassenen preußischen Besitzungen am Rhein, die Grafschaft Mark und Cleve, nicht so allein und ohne Gesellschaft zu lassen. Durch diese Erwerbung räumt man sich viel Veranlassung zu Zank und Händeln aus dem Wege, welche jetzt wegen der häufigen Streitigkeiten über die gegenwärtigen Grenzen niemals fehlen. Der Vortheil dieser Erwerbung liegt am Tage; durch sie können die Cleveschen Gesammt-Erbfolgeländer eine Militairmacht von 30,000 Mann erhalten und werden durch ein solches Armeecorps in den Stand gesetzt, die leichten Angriffe, denen Cleve

allein nicht widerstehen kann, zu verachten, während dies Land jetzt beim ersten Lärm des Krieges im Fall einer Veruneinigung mit Frankreich uns nur so lange gehört, als das Belieben der Franzosen es genehm finden wird, es uns zu lassen. Sobald die Vereinigung der Rheinlande geschehen ist, ändert sich dies Verhältniß ganz und die Länder sind im Stande, sich gegen Frankreich zu vertheidigen. Ich endige dies Project und will mich nur zuvor noch darüber erklären, wie ich dies System angesehn wissen will. Erstens spreche ich nur als Politiker und ohne Rechtsgründe anzuführen, um nicht zu sehr abzuschweifen, da eine jede Eroberung verdiente, daß man von ihr den Grund und das Recht angäbe, welches das Haus Brandenburg darauf haben kann. Zweitens erkläre ich keineswegs weitläuftig die Art und Weise, diese Provinzen zu erobern, von denen man sich über eine jede sehr weit ausbreiten müßte; ich will einzig und allein die politische Nothwendigkeit beweisen, welche nach der Lage der preußischen Länder vorhanden ist, die von mir bezeichneten Provinzen zu erobern. Ich glaube, daß dies der Plan sein muß, nach welchem jeder kluge und treue Minister des Hauses arbeiten muß, da man immer das Unbedeutende aufgeben sollte, um zum großen Ziele zu gelangen. Auch hoffe ich, daß man Alles, was ich hier gesagt habe, vernünftig genug finden wird; denn wenn die Sachen erst so ausgeführt sein werden, wie ich sie entworfen habe, so wird der König von Preußen eine schöne Figur unter den Großen der Erde machen und eine von den großen Rollen spielen. Denn er würde dann entweder Frieden halten aus Gerechtigkeitsliebe, nicht aus Furcht, oder, wenn die Ehre des Hauses und des Landes den Krieg erforderten, ihn mit Nachdruck führen, da kein Grund vorhanden,

irgend einen andern Feind zu fürchten, als den göttlichen Zorn, welcher gewiß nicht zu fürchten sein wird, so lange die Liebe zur Frömmigkeit und Gerechtigkeit in einem Lande den Sieg über die Religionsverachtung, die Hofparteien, den Geiz und die Selbstsucht davontragen.

Ich wünsche diesem Königlichen Hause Preußen, daß es sich vollständig aus dem Staube erhebe, in welchem es bisher gelegen, damit es die protestantische Religion in dem teutschen Reiche und in ganz Europa blühen mache, daß es die Zuflucht der Unterdrückten sei, der Beistand der Unglücklichen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten. Wenn es sich aber änderte mit ihm, wenn hier Ungerechtigkeit, Lauigkeit in der Religion, Parteisucht oder das Laster die Oberhand über die Tugend gewinnen sollten, was Gott ewig verhüten möge, dann wünsche ich diesem Königshause, daß es schneller und in kürzerer Zeit zusammenstürzen möge, als es bestanden hat — damit ist Alles gesagt!"

Dieses kühne Project des achtzehnjährigen Kronprinzen, in welchem das Schicksal und die Politik Preußens bis auf den heutigen Tag enthalten ist, wurde wie Alles, was er schrieb und sprach, durch die bestochenen Umgebungen an den kaiserlichen Gesandten eingeschickt, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als es an seinen Hof nach Wien zu schicken.

Mit gewohntem Scharfblick erkannte Prinz Eugen in diesem Entwurfe den unternehmenden Geist Friedrichs. „Es erhellet," schreibt er zur Antwort an Seckendorf, „aus diesem Project, was für weitaussehende Ideen dieser junge Herr hat, und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sind, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er um so gefährlicher seinen

Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Prinzipien nicht abgebracht wird."

Friedrich befand sich fortwährend in großer Gemüthsaufregung, so daß er zu Allem bereit war, um die Gnade des Vaters wieder zu gewinnen. Dieser hatte wiederholentlich von ihm verlangt, er solle auf die Verheirathung mit einer englischen Prinzessin und auf die Krone Verzicht leisten. In einem Anfall von Schwermuth — oder auch von Leichtsinn — faßte der Kronprinz einen verzweifelten Entschluß: „Heute Nacht um 12 Uhr" — so schreibt der Kammerdirector Hille aus Cüstrin d. 11. April 1731 an den General Grumbkow, „ließ mich Se. Königliche Hoheit aufwecken und zu sich kommen und theilte mir in Gegenwart seiner Kammerherrn ein Project mit, welches ich schriftlich aufgesetzt und die Ehre habe, es Ew. Excellenz auf Seinen Befehl zu schicken." Dieses Project war folgenden Inhalts:

„Seine Königliche Hoheit hat erwogen, daß er seit seinem Unglück vergebens versucht hat, die Gnade des Königs, seines Vaters, durch blinde Unterwürfigkeit unter seine Befehle wieder zu gewinnen, obgleich er sich mit den Particuliers einer kleinen Stadt gleichgestellt sieht, sowohl was seinen Unterhalt, als was seine Beschäftigungen betrifft; und da er glaubt, man könnte trotz alles dieses und trotz des von ihm geleisteten Eides fortfahren, an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu zweifeln und vermuthen, daß er immer noch geheime, dem Könige unangenehme Absichten habe, besonders in Bezug auf seine Heirath: so will er dem Herrn Generallieutenant erklären, daß er nicht nur keine dergleichen habe und wenn er welche gehabt, sie gutwillig aufgebe, sondern daß er selbst in den Plan des Königs eingehen werde, im Fall, wie man gesagt hat, Se.

Majestät die Absicht hätten, ihn mit einer österreichischen Erzherzogin zu vermählen. Hierzu sei er, der Kronprinz, bereit, sobald man nur nicht von ihm verlange, die evangelische Religion zu ändern, was er vor Gott bezeugt, niemals thun zu wollen, um keiner menschlichen Rücksicht willen, von welcher Art und Wichtigkeit sie auch sein möchte! — — Da der Kronprinz indessen voraussieht, daß die Erbstaaten von Oesterreich und Preußen vereint das europäische Gleichgewicht zu sehr stören würden und Neid, ja sogar Einspruch verursachen könnten: so ist er entschlossen, feierlich seinen Erblanden zu Gunsten seines Bruders zu entsagen, sobald die Vermählungstractate abgeschlossen und man ihm angewiesen, wovon er während des Kaisers Lebzeiten subsistiren könne."

Welche anderen Schicksale hätte Deutschland erfahren, wenn der hier ausgesprochene Gedanke Friedrichs, sich mit Maria Theresia, der Erbin der österreichischen Erblande, zu vermählen, zur Ausführung gekommen wäre! Der kaiserliche Hof war indessen weit davon entfernt, eine Erzherzogin und zumal die Erbin des Erzherzogthums und der Königskrone Ungarns mit einem protestantischen Fürsten, der noch dazu gegenwärtig als ungerathener Sohn auf der Festung saß und als Supernumerar-, Kriegs- und Domainen-Kammerbeisitzer arbeiten mußte, zu vermählen. Indessen wurde doch in Berlin und anderen Orten viel davon gesprochen, daß der einzige Anstoß in dieser Sache die feste Erklärung des Kronprinzen sei, die Religion nicht ändern zu wollen. Auch hierzu fanden sich mit geschäftiger Anerbietung bereitwillige Gehülfen.

In der geheimen Correspondenz des Grafen Seckendorff findet sich ein an ihn von einem gewissen Fleischmann aus Erfurt gerichteter Brief vom 15. März 1731, in welchem

derselbe schreibt: „Es ist mir zu Ohren gekommen, als wenn Ihro Königliche Majestät in Preußen Dero Kronprinzen in gewisser wichtiger Absicht gerne zur Annehmung der römisch-katholischen Religion bewegen wollten, dabei aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten fänden.“ Der Erfurter Magister erbietet sich nun, die Bekehrung des Kronprinzen zur katholischen Religion zu übernehmen und beruft sich auf seine, in diesen Angelegenheiten erprobte Praxis. Der Graf Seckendorff, der selbst ein guter Protestant war, ließ sich auf keine weitere Unterhandlung in dieser Sache ein.

Je länger der König die völlige Aussöhnung mit dem Kronprinzen verschob, desto unmuthiger wurde dieser und seine Umgebungen hatten viel davon zu leiden. Um nun den Vater günstiger zu stimmen, mit dessen übler Laune seine Umgebungen ebenfalls ihre Noth hatten, unterhielt der General Grumbkow, der ein Günstling des Königs war, einen geheimen Briefwechsel mit den Aufsehern des Kronprinzen und gab ihnen an, was sie in ihren Berichten dem Könige melden sollten. „Noch immer“ — schreibt Grumbkow an den Director Hille (Berlin, den 14. April 1731) — „hat der König viel schlimme Gedanken über den Character des Kronprinzen, über welchen er sich gestern weitläuftig gegen mich erklärte. Er glaubt, daß er sich im höchsten Grade verstelle; ist überzeugt, daß der Kronprinz ihn niemals geliebt habe, aber wohl das Gegentheil; daß er in Cüstrin zufrieden wie ein König lebe (allein die Könige sind nicht immer zufrieden), schon wegen des Vergnügens, nicht um ihn zu sein, da er Alles hasse, was Anstrengung und Arbeit heißt. Ueberhaupt glaubt der König, es sei hinreichend, daß ihm etwas Vergnügen mache, um dem Kronprinzen zu misfallen. Will man dem Könige ganz leise andere Gedanken und weniger üble Auslegungen

beibringen, antwortet er mir: „Seht ihr, wenn ich ihn dreißig Schritte weit kommen sehe, werde ich auf seinem Gesichte lesen, was er in dem Herzen hat; auch muß er geglaubt haben, daß ich hexen könnte, weil ich Alles so genau gewußt." Sie sehn also, hochgeehrtester Herr, daß man nun versuchen muß, dem Könige diese Gedanken zu benehmen und zu diesem Zweck ist es nöthig, daß mich Herr v. Wolden durch seine Berichte an Ihro Majestät unterstütze und melde, daß sich der Kronprinz immer mehr betrübe, kein Ende seines Unglücks und seiner Ungnade zu sehn und daß er fürchte, dies könne am Ende einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung haben. Ich habe bemerkt, wenn ich dem Könige sagte: „glauben mir Ew. Königl. Majestät auf mein Wort, daß der Kronprinz müde ist und er wird es in die Länge nicht aushalten können," so machte dies ihm (dem Könige) Vergnügen, denn er fragte mich: „Glaubt Ihr dies gewiß?" was ich betheuerte. **Enfin**, ich melde Ihnen die Beschwerden und Sie können Einiges davon in den vorzeigbaren Schreiben berühren, welche Sie künftig wohl so gut sein werden, an mich zu richten. Das Einzige, woran man arbeiten muß, ist, es so einzuleiten, daß der Kronprinz den König einmal sehen kann. Wenn man nur erst dahin gelangen kann, wird Alles gut gehn. Sie kennen meine Gedanken darüber und wenn dies mißlingt, kann nur Gott uns helfen, einen günstigeren Ausweg zu finden; allein wir wollen immer auf menschliche Weise thun, was wir können, dann haben wir uns nachher nichts vorzuwerfen.

Ich schicke dies durch einen Courier, welcher über Frankfurt, als den sichersten Weg, geht. Ein gewisser Jemand (der König) hat bedenkliche Krankheitsanfälle und könnte plötzlich sterben; dann würden wir uns sehr wohl befinden. Aber

um Gottes Willen keine solchen Projecte des Kronprinzen mehr. Wir wollen zur That schreiten, das Gemüth des Königs von den oben erwähnten Gedanken heilen und wenn er nur den Kronprinzen erst einmal wieder sehen könnte, so würde dann Alles gut gehn."

Dieser General v. Grumbkow war einer der klügsten Hofleute seiner Zeit; er wußte sich dem Könige unentbehrlich zu machen und zugleich das Vertrauen des Kronprinzen in hohem Grade zu erwerben, betrog aber Beide, indem er für eine Pension von jährlich tausend Ducaten, die er vom kaiserlichen Hofe erhielt, Alles verrieth, was an dem Hofe und in dem Cabinet zu Berlin vorging.

Ueber die damalige Stimmung des Kronprinzen, so wie über seine beschränkten Ansichten über den Geburtsadel, welche er auch in späteren Jahren nicht ganz aufgab, unterrichtet uns der nachfolgende Brief des Kammerdirectors Hille an den General Grumbkow aus Cüstrin vom 28. April 1731. „Was soll ich Ihnen, zum Vorzeigen bei dem Könige, schreiben, welcher die Ergebenheit des Kronprinzen nicht für aufrichtig hält und sich in seinem Verdruß gefällt; er will das Herz zu einer aufrichtigen Liebe zwingen und das ist doch unmöglich. Ich für meinen Theil sehe kein Ende in dieser Sache und unterdessen nimmt die üble Laune des Kronprinzen zu. Es ist zum Erstaunen, wie er zu manchen Zeiten dem Jupiter mit dem Donnerkeile gleicht. Wir Alle in seiner Nähe sind darüber erstaunt und wissen nicht, was wir denken sollen. Sein Mißtrauen nimmt in dem Maße zu, als er seine Hoffnung schwinden sieht. Als ich ihm den Tod des Geheimen-Raths Thiele mittheilte, lachte er; er scheint diesen so verdienten Mann eben so wie dessen Bruder, den Oberst, sehr gehaßt zu haben, wovon ich den Grund nicht

kenne; doch könnte es der sein, daß sie nach seiner Meinung, als nicht geborne Edelleute, zu hohe Posten bekleidet hätten, denn er verhehlt seine Verachtung des Bürgerstandes durchaus nicht. Neulich fragte er mich: was ich eben für Briefe erhalten habe? Ich sagte ihm, daß es Berichte an mich von dem Landrath v. Selchow wären; worauf er entgegnete, es sei sehr sonderbar, daß ein Adeliger einem Bürgerlichen Bericht erstatten müsse. Hierauf konnte ich mich nicht enthalten zu erwiedern: Gewiß, mein Prinz, es ist jetzt in der Welt Alles auf den Kopf gestellt; dies sieht man am Besten, wenn man bedenkt, daß Fürsten, die nicht einmal gesunden Menschenverstand haben und sich nur mit Bagatellen bemüßigen, dennoch vernünftigen Leuten befehlen. Dabei blieb es. Hat es der Kronprinz mir übel genommen, so habe ich doch das Vergnügen gehabt, ihm eine Wahrheit zu sagen, die er nicht immer hören wird." —

Die Berichte des Kammerherrn v. Wolden an den General Grumbkow enthalten ebenfalls bittre Klagen. „In Betreff der traurigen Lage unserer Angelegenheiten," schreibt er aus Cüstrin vom 28. April 1731, „sehe ich mit großer Bekümmerniß, daß unsere Verhältnisse nicht ganz so günstig sind, wie wir uns geschmeichelt haben, und haben Ew. Excellenz wohl Recht, wenn Sie sagen, wir überließen uns zu sehr Leuten, die das Terrain nicht kennten und uns tausend unbegründete Dinge aufbürden. Wenn nun Ew. Excellenz nicht müde werden, auch in Zukunft unsere Interessen zu unterstützen, so wie Sie es bisher gethan haben, und uns die betreffenden Materialien an die Hand geben: so sind wir bereit, den gewünschten Bericht an den König zu schreiben. Wir sind bisher von einem falschen Prinzip ausgegangen, als wären wir freigeboren und unabhängig; davon sind wir zurückgekom-

men und ich hoffe, die Sachen sollen jetzt einen anderen Fortgang gewinnen. Unterdessen wäre es sehr nöthig, daß Se. Majestät dem Kronprinzen etwas mehr zu thun gäben. Die Kammer bietet ihm nicht genug, nachdem er alles gelernt, was man durch die Theorie von der Oekonomie lernen kann, und selbst der Herr Kammerpräsident könnte keinen besseren Anschlag machen, als unser erhabner Auscultator.

Sollte diese Lebensart noch eine Zeit lang fortdauern, so gehen wir anderen Leute in diesem Kloster hier alle darüber zu Grunde. Wegen der großen Verantwortung ist der Geist stets unruhig und aufgeregt und eben so leidet der Körper. Vor einiger Zeit haben wir Herrn Dr. Stahl in Berlin über den Stand unserer Gesundheit befragt und dieser hat uns durch Uebersendung von helleborus (Nießwurz) getröstet, welches man gewöhnlich Leuten verordnet, denen der Kopf schwindelt. Es ist von sehr schlechter Vorbedeutung für uns, wenn er dabei mit einem sichern Vorgefühle verfuhr; doch ergeben wir uns in den Willen der Vorsehung und hoffen, sie wird unsere gute Sache schützen, denn wir halten sie für gut, indem wir uns den Befehlen Sr. Majestät blindlings unterwerfen. Alles Andere hängt nicht von uns ab."

Den besten Erfolg von einer gänzlichen Sinnesänderung des Prinzen hoffte Friedrich Wilhelm noch immer von geistlichen Büchern, mit denen er ihn reichlich versah und für die sich Friedrich mit gerührtem Herzen bedankt, ohne daß wir dafür einstehen möchten, daß er fleißig darin gelesen. „Ich bedanke mich," schreibt er vom 1. Mai 1731 aus Cüstrin an den Vater, „ganz unterthänigst für die Bücher, so Sie die Gnade gehabt, mir zu schicken und werde suchen Dero Intentiones auch in diesem Stücke ein Genüge zu thun, indem ich mein größtes Plaisir

daraus mache, wenn ich Dero Willen nachleben kann, in Hoffnung Dero Gnade hierdurch wieder zu erlangen. Wollte Gott, daß ich hierdurch diesen meinen aufrichtigen Zweck erlangen möge, um meinem Allergnädigsten Vater auch alsdann zu beweisen, daß ich dessen Willen nicht aus Zwang, sondern aus aufrichtiger Intention ihm zu Gefallen thue, in welchen Sentiments ich bis an mein Ende verharre mit unterthänigem Respect und Submission

Meines Allergnädigsten Königs und Vaters ganz gehorsamer Diener und Sohn

Cüstrin, den 1. Mai 1731. Friedrich.

Antwort des Königs.

(Dies waren die ersten Zeilen, welche der Kronprinz seit seiner Gefangenschaft von dem Könige erhielt.)

Ich habe Euren Brief wohl erhalten, darin Ihr Mich danket wegen der geistlichen Bücher, die Ich Euch geschickt habe. Wollte Gott, Ihr hättet Meinen väterlichen Rath und Willen von Jugend auf gefolgt, so wäret Ihr nicht in solch Unglück verfallen, denn die verfluchten Leute, die Euch inspirirt haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden, haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weisheit ist zu nichts und zu Quark geworden; hättet Ihr des Vaters treuen Vermahnungen Euch wollen untergeben, wäre es Euch gewiß gut gegangen. Und wenn Euch der liebe Gott das Leben giebt und Euch bekehrt, oder, wenn Ihr Euch nicht sogleich bekehrt, nur wenn Ihr zu Eurem völligen Alter kommt, Ihr mögt es wollen oder nicht wollen, so wird Euer Gewissen Euch immer überzeugen, daß alle Meine Vermahnungen, die ich Euch von der kleinsten Kindheit bis zuletzt gethan habe,

Eurer Seele zur Bewahrung vor der coquetten Welt und zu Nutz und Frommen für Meine Armee, Land und Leute heilsam gewesen seind; da Ihr aber bei aller Gelegenheit schnur gerade darwider gehandelt, könnt Ihr die bösen Leute, die wider Euer eignes Beste geredet und Euch Meine Verfassung sowohl, als Meine Person jederzeit odieus gemacht, jetzt am Besten erkennen, ob dieselben redlich mit Euch umgegangen oder nicht, denn Ihr sollt persuadiret sein, auf alle Capitel, was da passiret, daß Ich mehr weiß, als was Ihr habt bei der Commission ausgesagt, also sollt Ihr hier wieder eine Probe haben, daß alle Falschheit in der Welt nichts hilft und nichts so klein gesponnen, es kommt alles wieder an die Sonnen; also hättet Ihr besser gethan, wenn Ihr hübsch die Wahrheit ausgesagt, wie Alles gewesen; dadurch hätte ich noch gesehen ein aufrichtiges Herz. Gott gebe aber, daß Euer falsches Herz durch Euern Arrest möge vollkommen gebessert werden und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammte, gottlose Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blut abwaschen. Das gebe der allmächtige Gott der Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist um Jesu Christi Willen. Amen. Alle fromme Unterthanen und Leute sprechen hierzu von Herzen Amen. Potsdam, den 3. Mai 1731.

Friedrich Wilhelm.

So streng die Worte des Königs waren, so sah sie dennoch der Kronprinz als ein günstiges Zeichen einer baldigen Erlösung aus seiner Gefangenschaft an. „Dies ist der erste Brief“ — schreibt v. Wolden an Grumbkow aus Cüstrin v. 5. Mai, — „den Se. Königliche Hoheit während seiner Gefangenschaft von der Hand Sr. Majestät empfangen und ich kann sagen, daß Sie beim Lesen desselben wirklich erweicht und gerührt waren.

Ich möchte daraus gute Folgen muthmaßen und halte diesen Brief für das letzte Zeugniß des gerechten Zornes Sr. Majestät, indem ich mir schmeichle, daß er jetzt das Loos des Kronprinzen, welches bisher in der That traurig genug war, zu erleichtern gedenkt. Des Königs Krankheit versetzte die Gutgesinnten in die äußerste Unruhe und Alle wünschten einstimmig, es möge Gott gefallen, ihm eine lange und dauerhafte Gesundheit wieder zu verleihen und seine Jahre noch weit hinauszurücken. Wahr ist es, der Kronprinz hat alle, zu einem großen Herrn erforderlichen Eigenschaften, aber bei alledem könnten wir durch eine plötzliche Veränderung sehr traurige Begebenheiten und Zustände für das Volk eintreten sehn. Alles reift mit der Zeit." Der König ließ sich indessen durch die, über den Kronprinzen eingehenden vortheilhaften Berichte nicht irre in seinem bisherigen Verfahren machen. Einen dieser Berichte schickte er mit der eigenhändigen Bemerkung zurück: „Fritz soll nicht blos unterschreiben, sondern er soll selbst arbeiten."

Siebentes Capitel.

Die Prinzessin Wilhelmine wird verlobt. — Der Kronprinz erbietet sich einen Fußfall zu thun. — Der König schlägt es ab. — Friedrich erkrankt. — Der König besucht ihn in Cüstrin. — Fußfall und Verzeihung.

Am Hofe zu Berlin bereitete man Festlichkeiten zur Verlobung der älteren Schwester Friedrich's mit dem Erbprinzen von Baireuth. Die Aussichten auf die, von der Königin so

sehr gewünschte Doppelheirath mit dem Englischen Königshause mußten aufgegeben werden und der König ließ dem Kronprinzen hiervon durch Herrn v. Wolden beiläufig Nachricht geben, dem er unter dem 25. Mai folgende Ordre zuschickte: „Der Kronprinz, Euer Untergebener, soll sich gewöhnen ein stilles Leben zu führen, denn wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tode schämen. Er soll nur meinen Willen thun, sich das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische, politische und alle verdammliche Falschheit aus dem Herzen lassen und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade. Er soll auch wissen, daß seine älteste Schwester sich in Zeit von vier Wochen, oder vielleicht noch eher verheirathen würde mit des Markgrafen von Baireuth seinem Sohne und wofern ich es à propos finde, soll Er auch heirathen und zwar eine Prinzessin, die nicht aus dem englischen Haus, doch soll er von etlichen alsdann die Wahl haben, was Ihr ihm sagen könnt." —

Die Verlobung der Prinzessin Wilhelmine fand am 1. Juni statt, allein was es dabei mit ihrer freien Wahl für eine Bewandtniß gehabt habe, blieb dem Kronprinzen nicht unbekannt. „Guter Gott!" — schreibt der Director Hille an Grumbkow aus Cüstrin, den 2. Juni 1731 — „was für ein Unglück wird es nicht sein, wenn man eben so die Neigung des Prinzen zwingen will, der auf keine Weise geneigt scheint, bevor er selbst gesehen hat, die Katze im Sack zu kaufen, wie seine Schwester." Anders freilich lauteten die Berichte des Directors Hille, welche zum Vorzeigen an den König eingerichtet waren. „Ew. Excellenz" — heißt es in einem solchen Schreiben vom 5. Juni 1731 — „werden gewiß begierig sein

zu erfahren, wie S. K. H. die Vermählung der Prinzessin, seiner Schwester, mit dem Erbprinzen von Baireuth aufgenommen hat. Bei dem ersten Gerücht, welches hier davon umlief, sagte er zwar, daß er bei seiner zärtlichen Liebe für seine Schwester ihr den glänzendsten Thron Europa's gewünscht, da indessen die Engländer so sehr die Stolzen spielten, habe der König Recht, es nicht mehr zu verschieben und vielleicht würde die Prinzessin, so weit er ihr Gemüth kennte, mit einem deutschen Fürsten glücklicher sein, als an dem geräuschvollen englischen Hofe. Des Königs und seines Hauses Ehre, sagte er, fordere so zu handeln, wie man thue, indem man die Prinzessin dem Erbprinzen von Baireuth gebe, um so mehr, da man versichere, er sei von sanfter Gemüthsart, tüchtigem Verstande, wohlgebildet und würde demnach mit der Prinzessin übereinstimmen. Ich glaube, der Kronprinz wird Sr. Majestät in einem Briefe seine Freude bezeugen. Nach meiner Meinung täuschen sich diejenigen sehr, welche von diesem Prinzen muthmaßen, er liebe seinen Vater und sein Haus nicht. Es wäre doch wunderbar, daß ihm in seiner schmerzlichen und langweiligen Lage nie eine Aeußerung darüber entfahren sein sollte; doch dem ist nicht so; niemals hat er sich beklagt, außer etwa darüber, daß man in seiner Person den Character eines Kronprinzen mit dem eines Officiers doch etwas zu sehr vermischt habe und dies that er doch immer noch lachend und scherzend. Uebrigens fängt die Einförmigkeit unseres Lebens und unserer Geschäfte an, ihn sehr zu langweilen und wenn das so fortdauert, fürchte ich, er verliere seine ganze Lebendigkeit und verfalle in eine düstere und finstere Laune, was sehr Schade wäre. Sein Aeußeres würden Ihro Excellenz sehr verändert finden; er hat einen festen, leichten Gang und nicht mehr das Aussehn eines Marquis, welches ich früher an ihm bemerkte."

Der Erfolg von diesem Briefe war nicht so groß, als man erwartet hatte; der König blieb immer noch unversöhnlich. Der Kronprinz, der um jeden Preis aus seiner Gefangenschaft befreit sein wollte, ließ unter dem 25. Juni an den König eine unterthänigste Bittschrift abgehen, in welcher er um die Erlaubniß bat, einen Fußfall thun zu dürfen. Die Antwort des Königs an die Aufseher des Kronprinzen war folgende: „Es wird Euch auf Eure Anfrage wegen des Fußfalls der Bescheid gegeben, daß der Kronprinz in Cüstrin verbleiben soll und werde ich die Zeit schon wissen, wenn das böse Herz wahrhaft gebessert sein und keine Heuchelei mehr darin zu finden sein wird. Im Uebrigen ist mir lieb, daß sich der Kronprinz zu Eurer Zufriedenheit applizirt. Ihr sollt indessen unverbrüchlich bei der Instruction verbleiben. Ich werde Euch auch Bücher schicken, so Euerm Untergebenen nöthig sind."

Diese Unbeugsamkeit des Königs machte auf den Kronprinzen den schmerzlichsten Eindruck. „Der Kronprinz," schreibt Herr v. Wolden an Grumbkow, „ist in Verzweiflung, da er nicht mehr weiß, was er thun soll und durch alle seine Unterwürfigkeit nichts gewinnt, um so mehr, da er gar kein Ende sieht, aus dieser Galeere wieder frei zu werden."

Die Schwermuth des Kronprinzen wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit, er mußte das Bett hüten. Die Nachricht hiervon veranlaßte den König zu etwas milderer Gesinnung. „Ihr sollt," schreibt er den 5. August 1731 an den Hofmarschall des Kronprinzen, „Euerm Untergebenen Muth zusprechen. Ich werde bald nach Sonnenburg zum Ritterschlage gehn und werde auf Cüstrin zukommen; sodann will Ich ihn sehn und wenn ich demselben nur in die Augen sehn werde, will ich gleich urtheilen, ob er sich gebessert hat oder nicht. Ich ließe ihn aber bitten, er möge sich nur nicht verstellen, denn ich würde

es sonst nicht gut aufnehmen. Ihr könnt ihn indessen nur zufrieden sprechen."

Der König traf am 15. August in Cüstrin ein, stieg, von den Generalen v. Grumbkow und v. Derschau begleitet, in dem Hause des Gouverneurs der Festung, Generals v. Lepel, ab und befahl dem Hofmarschall von Wolden, den Kronprinzen aus seiner Wohnung in der Stadt zu ihm zu bringen. Mit klopfendem Herzen trat der Kronprinz in das Zimmer, in welchem sich der König mit mehreren Generalen und Kammerherrn befand. Friedrich that vor dem strengen Vater einen Fußfall und blieb auf seinen Knien liegen, bis der König ihm aufzustehen befahl. Nun begann der König eine lange Strafpredigt, in welcher er den Kronprinzen bald „Ihr", bald „Er", bald „Du" nannte und ihm alle seine Vergehungen noch einmal vorhielt. „Ihr werdet Euch zu besinnen wissen," so hub er an, „was nunmehr vor Jahr und Tag passirt ist und wie schändlich Ihr Euch aufgeführt, auch was für ein gottloses Vorhaben Ihr im Schilde geführt. Da Ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und also genau kennen müssen, habe Ich Alles in der Welt gethan, mit Gutem und Bösem, um Euch zum ehrlichen Manne zu machen und da Ich Euer böses Vornehmen schon einiger Maßen vermuthet, habe Ich Euch auf das allerrüdeste und härteste im sächsischen Lager tractirt, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehn und eine andere Conduite annehmen, Mir Eure Vergehen offenbaren und um Vergebung bitten, aber Alles umsonst und seid Ihr immer verstockter geworden. Wenn ein junger Mensch Thorheiten begeht in Courtoisiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonniren; aber mit Vorsatz schlechte Streiche und dergleichen Actionen zu thun, da gebe ich keinen Pardon." Immer mehr erhitzte sich

die Sprache des Königs, er faßte den Kronprinzen, der mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, noch schärfer in's Gesicht und fuhr fort: „Ihr habt gemeint mit Eurem Eigensinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechszig und siebenzig Jahr alt wärst, so sollst Du mir gewiß nichts vorschreiben. Ich habe mich bis dato gegen Jedermann zu halten gewußt und es soll mir gewiß nicht an Mitteln fehlen, Ihn zur Raison zu bringen. Wie habe Ich es nicht bei allen Gelegenheiten ehrlich mit Euch gemeint, wie Ich das letzte Mal Nachricht kriegte von Euern Schulden, wie hab' ich Euch väterlich vermahnt, Mir Alles zu entdecken, Ich wollte Alles bezahlen, Ihr solltet mir nur die Wahrheit sagen; worauf Ihr mir gesagt: Ihr wäret über die benannte Summe noch 200 Thaler schuldig, welche ich dann bezahlet und meinen Frieden mit Euch gemacht. Nachher hat es sich aber gefunden, daß Ihr überdem noch viele Tausende schuldig gewesen und da Ihr nun gewußt, daß Ihr es nicht bezahlen können, so war es so gut, als wäre das Geld gestohlen worden, ohne zu rechnen, wie Euch das französische Gesindel, Montolieu und Ferrant, betrogen." Als der König ihm zu Gemüth führte, wie er Alles gethan, um sich seine Freundschaft zu erwerben, warf sich der Kronprinz noch einmal ihm zu Füßen. „War es," fuhr der König noch immer in heftigem Tone fort, „nicht Eure Absicht nach England zu gehn?" Zitternd antwortete der Kronprinz: „Ja," — worauf der König sagte: „Nun höret die Suiten an! Eure Mutter würde in das größte Unglück gerathen sein, weil ich sie naturellement im Verdacht gehabt haben würde, als wenn sie mit von der Sache gewußt. Eure Schwester hätte Ich lebenslang an einen Ort gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätten. In das Hannöversche wäre ich mit meiner Armee gezogen und hätte Alles brennen und sengen

lassen, sollte es Mich auch Leben, Land und Leute gekostet haben. Seht, das sind die Früchte Eures gottlosen und unbesonnenen Verfahrens." — Auf die Frage: hast Du Katten verführt, oder er Dich? antwortete der Kronprinz auf der Stelle: „Ich habe ihn verführt;" worauf der König sagte: „Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit sagt." —

Der König frug dann auch in etwas spöttischem Tone, wie dem Kronprinzen das Leben in Cüstrin gefalle und ob er noch immer einen so großen Abscheu vor Wusterhausen und dem Tabakscollegium habe? „Es kann sein," sagte der König, „daß Euch meine Compagnie nicht ansteht; ich habe freilich keine französischen Manieren und kann keine bon-mots auf die petit-maitre-Manier hervorbringen, was ich für die größten Bärenhäutereien erkläre. Ich bin ein deutscher Fürst und werde als solcher leben und sterben!" Er hielt ihm ferner vor, „daß er Alles, was der König gethan, verachtet, Alle, die er ausgezeichnet, gering geschätzt habe, wovon die Folge gewesen, daß in dieser ganzen Zeit in Preußen und Berlin kein Mensch nach ihm gefragt habe, und wenn nicht Einer oder der Andere aus Cüstrin gekommen wäre und erzählt hätte, daß er mit Ballons spiele und französische Haarbeutels trüge, so hätte man nicht gewußt, ob er lebe, oder ob er todt wäre." Nun kam der König auf das Christenthum des Kronprinzen zu sprechen und führte ihm zu Gemüthe, was für schreckliche Folgen es nach sich ziehe, wenn man nach der absoluten Vorherbestimmung Gott für den Urheber des Bösen erkläre nnd nicht daran glaube, daß Christus für alle Menschen gestorben sei. Der Kronprinz betheuerte, wie er gegenwärtig sich gänzlich zu des Königs rechtgläubigem Christenthume bekenne, was einen so guten Eindruck auf den Vater machte, daß er dem Kronprinzen die tröstliche Versicherung

gab, ihm das Vergangene, in Hoffnung auf bessere Aufführung, gänzlich zu vergeben. Als sich der Kronprinz ihm nochmals zu Füßen warf, hob ihn der König auf und umarmte ihn. Als er hierauf nach seinem Wagen ging, begleitete ihn der Kronprinz, küßte ihm in Angesichte vieler hundert Zuschauer die Füße, worauf der König ihn abermals umarmte und sagte: „Da ich glaube, daß Eure Treue aufrichtig gemeint ist, will ich nun schon weiter für Euch sorgen."

So schieden Vater und Sohn diesmal im besten Vernehmen. Der König, welcher bemerkt hatte, daß es mit dem Schuhwerk des Kronprinzen nicht zum Besten stand, auch der Rock sehr abgetragen war, schickte, sobald er in Berlin angekommen war, einen Schneider und einen Schuhmacher nach Cüstrin, denen so große Eile empfohlen war, daß sie den Kronprinzen mitten in der Nacht wecken ließen, um ihm Maaß zu nehmen. Friedrich war von der Güte des Vaters gerührt und äußerte gegen seinen Hofmarschall: „Ich habe nicht geglaubt, daß der König das geringste Gefühl von Liebe für mich habe; jetzt bin ich überzeugt, daß er mich sonst um einer Kleinigkeit Willen übler behandelt hat, als jetzt wegen eines Hauptvergehens."

Achtes Capitel.

Der Stadtarrest wird aufgehoben. — Friedrich, als practischer Landwirth, lernt den Pflug führen, misten und säen. — Muß haushalten mit 221 Thlr. 6 Gr monatlich für seinen ganzen Hofstaat. — Schickt Pachtanschläge ein. — Geht auf die Jagd. — Nimmt es nicht genau mit mir und mich. —

Für den Kronprinzen begann jetzt ein freieres Leben, da der Stadtarrest aufgehoben und er, obwohl noch immer unter Aufsicht gestellt, die Königlichen Aemter und Vorwerke bereisen durfte. Eine neue Instruction vom 31. Aug. 1731 schrieb dem Geheimen-Rath von Wolden Alles genau vor. Des Morgens und des Abends sollte der Kronprinz Betstunde halten mit Singen, Beten und Lesen eines Capitels aus der Bibel. In der Kriegs- und Domainenkammer sollte er nicht mehr unten an sitzen, sondern zunächst bei dem Präsidenten, auch seine Stimme haben, die jedoch nicht mehr gelten sollte, als die Stimme eines jeden der anderen Räthe. Vornehmlich war dem Könige jetzt daran gelegen, daß der Kronprinz, die Landwirthschaft practisch erlernen sollte. „Es soll," heißt es in der Instruction, „auf den Gütern dem Kronprinzen Alles gesagt werden, wie die Wirthschaft geführt wird, er muß wissen wie gemistet, gepflügt, gesäet und der Acker bestellt werden muß, wie ihm denn auch von der Viehzucht aller nöthige Unterricht zu geben und zu-

gleich zu zeigen ist, wie das Brauwesen tractiret, gemaischet, das Bier gestellt, gefaßt, auch das Malz zubereitet werden muß. Der Geheime-Rath v. Wolden soll insonderheit den Kronprinzen dazu anleiten, daß er selbst nach allen Sachen fragt und sich selbst von allen Sachen gründlich unterrichtet; es soll auch auf solche Weise bei Bereisung der Aemter und Landgüter fleißig mit ihm von Allem raisonnirt werden, warum dieses oder jenes geschehen, auch ob es nicht könnte anders und besser gemacht werden, wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen, wie sie Alles können zu Gelde machen. Es soll aber stricte befohlen werden, daß keine Schmausereien bei solcher Gelegenheit auf den Aemtern vorgenommen werden, sondern es soll der Beamte für fünf Personen anrichten lassen und für jede Person acht Groschen mit Bier und Alles bezahlt werden, der Wein aber kann von Hause mitgenommen werden.

Auf den Aemtern soll dem Kronprinzen erlaubt sein, Hirsche, Rehe, Hühner und Hasen zu schießen und soll den Heideläufern anbefohlen werden, ihm ein Plaisir mit Schießen zu machen und ein Kleinjagen angestellt werden. Es soll aber der Kronprinz niemals ohne Permission eine Nacht außerhalb Cüstrin schlafen; nur wenn er des Abends zurück sein kann, soll ihm erlaubt sein auf den Aemtern auf die Jagd zu gehn. Der Nachmittag aber soll für ihn sein, zu reiten und zu fahren, zu dem Ende ich ihm Wagen und Pferde schicken werde. Der Geheime-Rath v. Wolden soll ihm auch zuweilen des Nachmittags ein plaisir machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen und solche Lust zu machen, die erlaubt ist. Es soll aber jederzeit, wo der Kronprinz hingeht, reitet und fährt, Einer von Sie drei bei ihm sein, daß er niemals allein ist, auch mit Niemanden allein sprechen kann

und Derjenige soll alsdann dafür verantwortlich sein, daß er bei kein Mädchen oder Frauensmensch kommt und soll Einer von Sie immer bei ihm schlafen. Der Kronprinz soll mit Niemand correspondiren, als mit des Königs und der Königin Majestäten, an welche er schreiben kann, ohne daß die Briefe geöffnet werden. Sonst wird dem Kronprinzen gestattet, alle Mahlzeiten zwei Gäste zu bitten, wenn er will, auch alle Wochen zwei Mal zu Gaste zu gehn. Es muß aber der Geheime-Rath v. Wolden verhüten, daß kein Frauenzimmer mit dabei zugegen ist, sondern lauter Mannspersonen. Französische, auch deutsche weltliche Bücher und Musik bleibt scharf verboten, wie es bisher gewesen, ingleichen Spielen und Tanzen und soll bei Leib und Leben von alle dem, so hierin verboten, nichts statuirt werden und soll der von Wolden den Kronprinzen jederzeit auf solide Sachen führen und ihn dahin anweisen, daß er sich angewöhnt, selbst etwas zu thun und bei allen Gelegenheiten selbst Hand mit anzulegen, als das Gewehr zu laden, zu putzen und dergleichen, und nicht Alles durch andere Leute verrichten lassen.

Zu den Hof- und Haushalt des Kronprinzen gebe ich monatlich 221 Thlr. 6 Gr., wovon Alles was er braucht und außerdem noch das Futter für die Pferde, Hausmiethe, Kostgeld für acht Bediente, Holz, Licht, Wäsche u. s. w. bestritten werden muß. Der Kronprinz muß sich behelfen und damit auskommen und gut haushalten lernen, auch der Menage sich befleißigen und geht dieser neue Etat von dem bevorstehenden ersten September an. Der Geheime-Rath v. Wolden soll auch fleißig berichten, was passiret und wie des Kronprinzen Aufführung ist, besser oder schlimmer; wenn derselbe aus der Stadt geht, soll es jederzeit von den Gouverneurs gemeldet werden.

Es soll auch ein Stall und Wagenscheuer nicht weit von des Kronprinzen Quartier gemiethet werden, und soll derselbe sodann selbst auf seine Leute und Pferde und Sattel und Zeug Achtung geben und dahin sehn, daß Alles in gutem Stande bleibt."

Der Kronprinz machte von der, ihm gestatteten Erlaubniß, die Landgüter, Aemter nnd Vorwerke des Königs zu besichtigen, fleißigen Gebrauch, unterrichtete sich gründlich und wie der Kaiser von China jährlich ein Mal mit eigener Hand den Pflug führt, so hielt es auch Friedrich nicht unter seiner Würde, das Werkzeug des ehrenwerthen Bauernstandes, den Ackerpflug, regieren zu lernen.

Auf den Vorschlag des Kronprinzen vom 8. Sept. 1731, auf dem Amte Carzig ein neues Vorwerk anzulegen, bescheidet ihn der König unter dem 18. Sept., daß es ihm sehr lieb sei, daß er auf solche Vorschläge komme und Verbesserungen zu machen suche. Er solle aber nur genau examiniren, ob Wiesewachs daselbst vorhanden sei und wie viel Acker zu diesem Vorwerke angelegt werden könnte. „Ihr müßt," — schreibt der König, — „einen Landmesser mitnehmen und Alles überschlagen lassen; Euch auch genau erkundigen, wie das Land beschaffen, ob es nur Roggen tragen kann, oder ob es auch Gerstenland ist und müßt Ihr Alles aus Eurem Kopfe thun und es selbst überlegen, jedoch könnt Ihr wohl mit anderen Leuten davon raisonniren. An Huthung wird es daselbst nicht fehlen. Wenn Wiesenwachs zu machen und noch gerodet und geräumt werden muß, müßt Ihr ferner überlegen, ob nicht vor Winters noch etwas vorgenommen, auch das Holz zu den Gebäuden in Zeiten angeschafft werden könne, weil ich dieses Vorwerk, wenn Ihr es für gut und nützlich findet, gern anlegen



Friedrich als Kronprinz lernt pflügen



lassen will und wird mir jederzeit besonders angenehm sein, wenn Ihr Euch dergestalt appliziren wollt."

Friedrich bezeugt dem Könige seine Freude und seinen Dank darüber in folgendem Schreiben vom 22. Sept. 1731.

Allergnädigster König und Vater.

Ich bedanke mich ganz unterthänigst für den gnädigen Brief, so mir mein Allergnädigster Vater geschrieben und werde mein Möglichstes thun, um mir immer mehr in ökonomischen Wissenschaften erfahrener zu machen. Ich bedanke mir auch vor das schöne Buch, so Sie die Gnade gehabt, mir zu schicken. Ich erkenne in aller Unterthänigkeit den heilsamen Endzweck, so Sie auch in diesem mit mir vorhaben und nehme es als ein wahres Zeichen dero väterlicher Gnade. Ich bin diese Woche in Lebus gewesen, wo ungemein schön Land herrummer ist, doch konnte man es den Tag nicht unterscheiden, weil es sehr geregnet hatte, und ist sehr schön Wetter für den Landmann. Das Land ist schon alles zugesät; die Gebäude bei Lebus aber sehn sehr wüst aus, dieweil sie alt sind. — Der Prinz Carl ist vergangene Mittewoch hier durch nach Sonneburg gegangen und hat den Mittag bei mir gegessen. Meines Allergnädigsten Vaters Willen gemäß bin nicht mit nach Sonneburg gewesen, habe dafür das Eggen und das Säen der späten Wirthe in Augenschein genommen. — Der Major Röder von die Würtenberger ist hier auch durchpassiret und hat den Mittag bei mir gegessen. Er hat einen schönen großen Kerl vor meines Allergnädigsten Vaters Regiment, welchen ich nicht ohne blutigen Herzen habe ansehen können, wenn ich bedenke, daß ich nicht mehr Soldat bin. Ich versehe mich zu meines Allergnädigsten Vaters Gnade, Er werde es mit mir gut machen, ich verlange auch nichts und kein Glück in der Welt, als was

von ihm kömmt und hoffe, Sie werden sich wohl mal meiner in Gnade erinnern und mir wieder den blauen Rock anziehn. Auch habe ich diese Woche einige Mal mit den Büchsen nach dem Ziel geschossen und werde in Carzig eine kleine Jagd finden u. s. w.

Daß es der Kronprinz als ein Berliner Kind mit dem Mir und Mich nicht sehr genau nimmt, darf uns nicht verwundern, da seine ganze Umgebung kein besseres Deutsch sprach und schrieb und er auch jetzt noch hauptsächlich französische Bücher las, worüber er jedoch nicht die ihm aufgetragenen Arbeiten in der Kammer und die Besichtigung der Güter versäumte.

Da der König ganz besonders wünschte, von dem Kronprinzen genaue Anschläge zur Anlegung neuer Vorwerke und zur Urbarmachung wüsten Landes zu erhalten, ließ Friedrich es hieran nicht fehlen. „Ich nehme mir," schreibt er aus Cüstrin vom 29. Sept. 1731, „die Freiheit, in aller Unterthänigkeit meinem Allergnädigsten Vater hierbei den Plan, Anschlag und Contract des neuen Vorwerks zu Carzig zu übersenden, woraus Sie Allergnädigst ersehen werden, daß hierbei nichts als Roggen und Gerste kann gewonnen werden. Die Wiesen, so hier zu machen, sind recht gut und verinteressirt sich das Capital, so hineingestochen wird, auf 10 p. C. Vergangene Mittwoch bin ich dahin gereist und habe Alles auf das Exacteste gesehen und den Anschlag durchlesen lassen, welcher richtig ist. Ich wünschte nur, daß ich mit meinem Fleiß ein Mehreres zu meines Allergnädigsten Vaters Diensten thun könnte, so werde mein Leib und Leben und alles dazu anwenden und hoffe in dieser Ermangelung, daß Sie an dieses einen Gefallen haben mögen u. s. w.

Anschlag der Kosten, so zu dem neuen Vorwerk Egarzig erforderlich:

	Thlr.	Gr.	Pf.
99 Morgen Busch zum Sommerfelde zu roden à Morgen 5 Thlr.	495	—	—
70 Morgen im dicken Busch zu Wiesen zu roden à 6 Thlr.	420	—	—
210 Ruthen Graben zu machen von 12 Fuß Breite à 6 Gr.	520	12	—
Die Gebäude laut Anlage	617	19	—
Zu Anschaffung von 400 Stück Schaafe à 16 Gr.	266	16	—
Vierzehn Ochsen à 12 Thlr.	168	—	—
Zu 156 Scheffel Roggen zur Saat à 12 Gr. .	78	—	—
60 Scheffel Gerste à 10 Gr.	25	—	—
30 Scheffel Hafer à 8 Gr.	10	—	—
Dem Theerschweler Entschädigung	150	—	—
Den Wildzaun zu machen.	117	—	—
Summa	2867 Thl.	23 Gr.	

Da in früherer Zeit die Abneigung des Kronprinzen gegen die Jagd ihm oft den Unwillen des Königs zugezogen hatte, so läßt er es auch hierin nicht an Beweisen fehlen, wie sehr er sich in den Willen des Vaters fügt. „Vergangene Mittwoch" — schreibt er an den König aus Cüstrin vom 6. Oct. 1731, — „bin ich in das Amt Himmelstädt gewesen, woselbst aber die wirthschaftlichen Gebäude in sehr schlechtem Stande sind, indem das Brauhaus so miserabel ist, daß sich die Leute vor das Brauen recht scheuen, aus Furcht, daß ihnen das Haus auf den Kopf falle. — — Auch habe mir sehr verwundert, daß in das Amt Himmelstädt noch nicht zugesäet war; sie sagen aber, daß es in diesem Amte nicht gut wäre, dieweil, wenn

sie früher säeten, und es fiele im Frühjahre eine kühle Nacht ein, so wär das Korn all hin und kämen die späten Wirthe am besten zu Rath. Dichte bei habe einen Hirsch von 8 Enden und einige Schmaalthiere geschossen; auch ist eine grausame Menge Hirsche in den Haiden und sind so zahm, daß man mit dem Wagen dicht bis auf 30 Schritt heranfahren kann und findet man Rudeln von 40 bis 50 Stück beisammen und dies sehr häufig. Bei Wollup steht ein Hirsch von 28 Enden, welcher, glaub ich, sehr leicht einzufangen wär, wenn es mein Allergnädigster Vater beföhl. Vorigen Montag habe auch 3 Rehe bei Neumühle, eine Meile von hier, geschossen und vergangenen Dienstag bin etwas ausgeritten gewesen u. s. w.

In einem folgenden Briefe vom 27. Oct. meldet er: „Vorige Mittwoch bin ich nach Quartschen gewesen, woselbst sie mit der Saat nunmehr fertig sind, und steht die Saat an einigen Orten all recht schöne. Gestern bin ich in Wollup gewesen um die Wirthschaft nochmalen recht in Augenschein zu nehmen. — Bei Lebus soll sich jetzt ein weißer Hirsch aufhalten, welcher von 8 Enden sein soll. Vorigen Montag bin ich etwas spazieren gewesen und vorigen Dienstag habe ich das Puppentheater besucht." —

Der König wurde immer mehr mit der Führung des Kronprinzen zufrieden. „Ihr werdet," schreibt er ihm, „jetzt selbst finden, wie nützlich es für Euch ist, daß Ihr jetzo bei der Oekonomie Euch von Allem selbst gründlich informirt und in das Detail geht. Uebrigens müßt Ihr nur Geduld haben und Euch blos auf mich verlassen, so wird schon Alles gut werden."

Bei alle dem wird der Kronprinz noch immer sehr knapp gehalten; mit der Rechnung des Haushaltes pro October, bei welcher „nicht mehr als drei Groschen erspart worden

waren, ist der König nicht zufrieden und schreibt dem Hofmarschall: „aus der eingeschickten Rechnung habe ich ersehen, daß Ihr nicht so gut Haus gehalten, wie es wohl sein sollte, weshalb Ihr dahin sehn müßt, daß die Haushaltung mit gehöriger Menage geführt werde."

Im vertraulichen Gespräche mit seinen Freunden machte allerdings der Kronprinz andere Geständnisse, als wir sie in den Briefen an seinen Vater finden und um Ersparnisse nachweisen zu können, wurden heimlich Schulden gemacht. „Ich versichre Sie," — äußerte Friedrich in dieser Zeit gegen den Director Hille — „mein höchstes Vergnügen ist das Lesen (französischer Bücher), ich liebe auch die Musik, aber den Tanz weit mehr. Ich hasse die Jagd, allein ich reite gern. Wär' ich mein eigner Herr, ich würde dies Alles nach meinem Gefallen treiben, allein ich würde einen guten Theil meiner Zeit auf meine Studien verwenden, wozu keineswegs „die Anschläge" gehören, bei denen ich mich auf Euch andere Herren verlassen würde. Außerdem würde ich sehr darauf sinnen, daß meine Tafel fein und delicat besetzt sei, jedoch ohne Verschwendung. Ich würde gute Musiker haben, allein wenige und nie über Tafel, da mir die Musik zur Erholung dienen, mich aber nicht in der Unterhaltung beim Essen stören soll. Zu Mittag würde ich offne Tafel halten; am Abend meine Freunde bei mir haben und sie gut bewirthen." „Schenke der Himmel" — schreibt Hille, welcher diese Aeußerungen an Grumbkow mittheilt, „unserem Kronprinzen nur etwas mehr Frömmigkeit und Alles wird gut gehn."

Neuntes Capitel.

Der Kronprinz erhält keine Einladung zur Hochzeit seiner Schwester. — Bei Hof ein glatter Boden. — Anweisung eines Hofmanns, wie man darauf gehn soll. — Dieser Prinz wird einer der größten Fürsten des brandenburgischen Hauses werden. — Der Kronprinz in dem hechtgrauen Rock auf dem Hofballe. — Wird nach Cüstrin zurückgeschickt. — Der König ertheilt ihm Anweisung Küchenzettel zu machen, soll statt des Champagners lieber Weißbier trinken.

Des Kronprinzen sehnlichster Wunsch war jetzt, seinen hechtgrauen Oberrock, welcher ihm, wie er meinte, nur allzusehr das Ansehn eines Baugefangenen gebe, wieder mit der Uniform zu vertauschen und von dem Könige ein Regiment zu erhalten. Er hoffte auf eine Einladung des Königs zu der nahbevorstehenden Vermählung seiner Schwester, welche am 20. Nov. in Berlin gefeiert werden sollte. Da er bis zum 10. Nov. noch keine Einladung erhalten hatte und es doch nicht wagte, den König darum zu bitten, übernahm es der Hofmarschall. „Bis dato," schreibt Herr v. Wolden den 10. Nov. aus Cüstrin an den König, „hat sich der Kronprinz geschmeichelt, daß er gegen das bevorstehende Beilager die Gnade haben würde, sich Ew. Königlichen Majestät zu Füssen zu werfen; da er aber sieht, daß man ihn vergessen wird, nimmt er solches für ein Zeichen höchster Ungnade an und fängt sich an

darüber zu grämen und niedergeschlagen zu werden, jedoch unterwirft er sich mit blindem Gehorsam Ew. Königlichen Majestät Befehle." Demungeachtet erhielt der Kronprinz keine Einladung zur Vermählung; der König genehmigte jedoch, daß er am dritten Tage nach der Vermählung (den 24. Nov.) nach Berlin kommen und sich während eines Balles in seinem bürgerlichen, hechtgrauen Rocke der Königin und der Schwester vorstellen durfte.

Das war ein Moment, den ein so feiner Hofmann, wie der General und Minister v. Grumbkow, nicht vorüberlassen durfte, ohne sich den künftigen Thronerben dabei verbindlich zu machen. Er setzte eine sehr ausführliche Instruction auf, wie sich der Kronprinz in Zukunft dem Könige gegenüber zu benehmen habe und überschickte sie ihm nach Cüstrin. „Einige Erfahrung," sagt Grumbkow in dieser Instruction, „hat mir, so viel es meine schwachen Einsichten gestatten, eine genaue Uebersicht von dem Charakter eines Hofes erworben, dessen Boden im höchsten Grade glatt und schlüpfrig ist. In Bezug auf das Benehmen des Kronprinzen gegen den König glaube ich, daß, je einfacher, natürlicher, respectvoller er sich benimmt, desto mehr wird er dem Könige gefallen. Je heiterer daher das Gesicht, je sichrer und unbehinderter die Haltung, desto angenehmer wird er erscheinen. Nach dem Alter, worin der Kronprinz steht, glaube ich, er würde gut thun, dem Könige stets den Titel „Majestät" zu geben. Der jetzige König benahm sich eben so gegen den hochseligen König, der ihn immer Sohn nannte. In den besonderen Unterredungen, welche der Kronprinz mit dem Könige haben wird, muß er bestimmt und ohne Abweichung auf seine Fragen antworten und betrifft es Vergangenes, wobei andere Personen betheiligt sein könnten, so muß er Nichts verheimlichen, aber zugleich

von der Gnade des Königs erbitten, dies Alles geneigtest unterdrücken zu wollen, denn Vergangenes sei nicht ungeschehen zu machen und dies möchte nur dazu dienen, des Königs Gemüth zu erbittern.

Verlangt der König von dem Kronprinzenn einen Rath, oder seine Meinung über etwas, was gerade vorgeht, und wobei er voraussieht, er stimme mit den Gedanken und Grundsätzen des Königs nicht überein, so muß er sich immer eines solchen Ausdrucks bedienen: „Wenn Ew. Majestät es mir befehlen und ich meine Ansicht aussprechen soll, so ist es diese und diese, doch kann ich mich gar wohl täuschen und meine wenige Erfahrung kann mich leicht irre führen." — Man muß vor dem Könige nie Spöttereien, oder Neckereien hören lassen, beträfe es auch nur den geringsten Bedienten, aber auch auf der anderen Seite alles strenge, verschlossene und düstere Aussehn ablegen, worüber der König sich oft beschwert hat. Man kann ohne boshafte Neckerei heiter sein und eine lächelnde Miene zu rechter Zeit gefällt dem Könige ungemein.

Was Geschäfte betrifft, seien es militärische, politische, oder häusliche, darf man sich darein auf keine Weise weder direct, noch indirect mischen, noch die mindeste Neugier zeigen und wünscht Se. Königliche Hoheit etwas zu erfahren, was Ihnen am Herzen liegt, so darf man sich nur an zuverlässige Leute wenden, die zugleich das Vertrauen des Königs besitzen, rechtlich sind und Ehre haben, doch alles dies nur mit vieler Umsicht. So oft sich die Gelegenheit auf natürliche Weise darbietet, muß man stets den König bitten, daß, wenn Se. Majestät etwas misfällig fände, er es gefälligst bemerken möchte, um so mehr, als Nichts vollkommen sei und man leicht irren könnte. Wenn der Kronprinz mit Jemanden spricht und der König kommt dazu, muß er nicht, wie sonst, sich von ihm

trennen, sondern stets bereit sein zu antworten, wenn der König fragt: was spricht Er da? Ueberhaupt muß der Kronprinz Alles, was er in Gegenwart des Königs thut, mit Vergnügen zu thun scheinen, wenn es ihm auch keines machen sollte. —— In Bezug auf des Königs Civil- und Militairdiener wird man sich desto größere Liebe erwerben, wenn man sie gleichstellt. Da indeß das Gefolge ganz militairisch ist, so glaube ich, der Kronprinz werde gut thun, wenn er den Schein annimmt, als mache ihm die Gesellschaft der Generale und Offiziere mehr Vergnügen und ein kleiner Zug des Wohlwollens, ein verbindliches Lächeln wird dem Civilisten jene Auszeichnung des Militairs vergütigen. Ich bin der Meinung, ein richtiges Gefühl verlange vom Kronprinzen, sei es auch nur zum Schein, etwas mehr Schonung und Höflichkeit gegen die, welche der König auszeichnet und die zu seiner Umgebung gehören, als für die Uebrigen. — — Gegen die auswärtigen Minister muß der Kronprinz viel Aufmerksamkeit bezeigen und diejenigen auszeichnen, deren Interessen mit denen des Königs gemeinsam sind und die Se. Majestät auszeichnen, aber durchaus vermeiden, in irgend einer Angelegenheit in die politischen Verhandlungen einzugehn, sobald dies nicht auf Befehl des Königs geschieht.

Die Zärtlichkeit und die hohe Achtung, welche der Kronprinz von Natur für eine so würdige Fürstin hat, wie Ihro Majestät die Königin, machen es wohl unnütz, ihretwegen eine Vorschrift zu geben. Da man indeß überall mit vieler Umsicht zu Werke gehn muß, ist es wohl nicht nothwendig, anzuempfehlen, in dem, was man dem Könige von ihr sagt, nichts besonders auszuzeichnen und frühere Erfahrungen müssen Se. Königliche Hoheit belehrt haben, daß der, über diese Auszeichnung gehegte Verdacht der erlauchten Mutter nebst der vielge-

liebten Schwester viel Kummer bereitete. Die unvergleichliche Prinzessin Wilhelmine hat allerdings gerechten Anspruch auf Zärtlichkeit, Vertrauen und Freundschaft, sie gebühren ihr tausendfach; doch glaube ich, müßte man im Anfange hier ein gewisses Maß beobachten. — —

Uebrigens besitzt der Kronprinz so viel Geist und Umsicht, daß er Alles, was hier mangeln könnte, mit Leichtigkeit ersetzen wird. Etwas, das dem Könige sehr gefallen dürfte, wäre, nach meiner Meinung, wenn er bei seiner Ankunft in Berlin den König bäte, alle Generale und Officiere der Armee, die sich gerade in Berlin befinden, zu versammeln, um ihnen in einer kleinen Rede seine aufrichtige Reue zu erklären, dem Könige, seinen Vater, mißfallen und ihm ein Aergerniß gegeben zu haben, das er mit seinem Blute zurückkaufen möchte. Er würde sich bestreben, diesen Fehler wieder gut zu machen, indem er es bei einer Gelegenheit vergösse, wobei der Ruhm und die Waffen des Königs betheiligt wären. Unterdeß erneure er den Eid, den er in Cüstrin abgelegt und da man meinen könne, er habe es gezwungen gethan, so bekräftige er denselben hier aus eigner Bewegung bei voller Freiheit. Er könne dann endigen: „Ich, Friedrich von Preußen, schwöre und gelobe Gott dem Allmächtigen, daß ich meinem Könige, Herrn und Vater will treu bleiben bis in meinen Tod, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum. Amen.“ Ich bin überzeugt, daß Nichts auf der Welt den König so erfreuen würde, noch dem Kronprinzen so sein ganzes Vertrauen gewönne, wie diese Handlung.

Für diese uninteressirten Rathschläge wünsche ich von dem Kronprinzen einzig den Lohn, daß er mich für des Königs und folglich auch für seinen treuesten Diener halte und daß, im Fall böse Menschen Uebles von mir zu ihm sprächen, er

ihnen nicht glauben möge, bevor er mich gehört. Uebrigens setze ich mein Vertrauen nur auf Gott. Auf Dich, Herr, habe ich gehofft, laß mich nicht auf ewig zu Schanden werden!"

Durchschaute nun auch der Kronprinz mit seinem scharfblickenden Verstande den Schmeichler und Scheinheiligen, so blieb ihm dennoch nichts anderes übrig, als sich ihm gänzlich anzuvertrauen. „Ew. Excellenz," schreibt der Hofmarschall und Geheimerath v. Wolden an Grumbkow, „darf ich von Seiten des Kronprinzen versichern, daß Alles, was Ew. Excellenz ihm zu wissen thun, geheiligt und unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt sein wird. Sie wagen daher durchaus nichts, indem Sie ihn das Feld kennen lehren, damit er seine Maaßregeln darnach nehmen kann; denn vorhergesehene Pfeile sind weniger gefährlich. Im Uebrigen ist der Kronprinz erfreut, aus dem Briefe Ew. Excellenz zu sehen, daß der König anfängt, mit ihm zufrieden zu sein und er wird alles Mögliche thun, um Se. Majestät zu überzeugen, daß er sich dem Ernste zugewendet hat und Se. Majestät in den guten Gesinnungen, welche er zu ihm gefaßt hat, zu bestärken. Mit dem ihm eigenen, durchdringenden Geiste ist er zu Allem fähig und ich kann wohl sagen, daß der Aufenthalt zu Cüstrin ihm keineswegs nachtheilig gewesen; denn außerdem, daß das Unglück ihm den Geist und das Herz gebildet, fängt er an eine richtige Vorstellung von vielen Dingen zu gewinnen, von denen er früher nicht die geringste Kenntniß hatte. Möge nur der gütige Gott dem Könige das Leben noch auf einige Jahre fristen, damit der Kronprinz zur Reife gelangt und dann wette ich, daß er einer der größten Fürsten werden wird, welche das Brandenburgische Haus jemals hervorgebracht hat."

Nicht gering war die Ueberraschung der Königin und der

neuvermählten Prinzessin Wilhelmine, als am vierten Tage nach der Hochzeit, während der Ball schon angefangen hatte, mitten unter dem Glanze des Hofstaates, der gestickten Galakleider, der prächtigen Uniformen ein junger Kriegsrath in hechtgrauem Röckchen, zaghaft und schüchtern sich ihnen näherte — es war der Kronprinz. Gram und Anstrengung hatten ihn frühzeitig alt gemacht und je mehr die ganze Gesellschaft die Augen auf ihn richtete, desto sichtbarer wurde seine Verlegenheit. Auch auf einem zweiten Hofballe am 26. Nov., zu welchem der König viele Kriegs- und Hofräthe, Kaufleute und andere honette Personen bürgerlichen Standes nebst deren Eheliebsten zu invitiren befohlen hatte, mußte der Kronprinz in seinem grauen Kleide erscheinen.

Auf die, von dem Fürsten Leopold von Dessau und sämmtlichen, in Berlin anwesenden, Generalen und Obersten dem Könige vorgetragene Bitte, den Kronprinzen wieder in die Armee eintreten zu lassen, verstattete der König dem Kronprinzen, bei einem Gastmahle, welches am 30. Nov. der Graf Seckendorf gab, in der Uniform des v. Goltzischen Regimentes zu erscheinen; allein er mußte sie, als er am 4. Nov. in sein bisheriges Dienstverhältniß nach Cüstrin zurückging, in Berlin zurücklassen; indessen durfte er sich doch nun als wieder zu Ehren und in den Soldatenstand aufgenommen ansehn. Gleich nach seiner Zurückkunft schreibt er (den 8. Dec.) an den König: „Ich bedanke mir nochmalen unterthänigst vor alle Gnade, so mein Allergnädigster Vater für mir gehabt, während der Zeit ich ihm meine unterthänigste Aufwartung gemacht und bitte auch hierbei, wenn ich wo was sollte versehen haben, es mir in Gnaden zu verzeihen, indem ich es gewiß nicht mit Fürsatz gethan habe. Uebrigens aber erkenne ich gewiß, wie ich soll und muß, die Gnade, die mir mein

Allergnädigster Vater gethan, mir wieder zum Officier zu machen; ich weiß, daß ich es ihm allein zu danken habe und werde Ihnen auch davor ewige Treue, Respect, Liebe, Submission und Erkenntniß haben. Sein Sie nur so gnädig und bedenken, mit was vor Hartnäckigkeit ich leider vor diesem Ihnen widerstrebt und glauben gewiß, daß ich im Guten viel beständiger sein werde, denn ich halte mich an Ihnen allein und verlange kein Glück, keine Ehre, als welche ich durch Ihnen empfange. Nach unserem Herr Gott erkenne ich keinen anderen Herrn, wie meinen Allergnädigsten Vater und weiß keinen andern, als Sie, dem ich unterthänige Treue und den Gehorsam leisten muß. Ich versichre meinem Allergnädigsten Vater, daß ich auf dieses leben und sterben werde und finden Sie eine falsche Ader an mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben, so thun Sie mit mir in der Welt, was Sie wollen." —

In gewohnter Weise fährt der Kronprinz fort, dem Könige Bericht über die Verbesserungen auf den Aemtern zu machen. Er schlägt vor, die Bauern, welche in der Woche sechs Tage mit einem Pferde Hofdienste thun müssen, lieber drei Mal mit zwei Pferden arbeiten zu lassen. — Der König antwortet ihm hierauf: „Wenn Ihr dasjenige, was Ihr wegen der Bauern ihre Dienste anführt, allein betrachtet und ausfindig gemacht habt, seid Ihr schon weit in der Wirthschaft gekommen; denn das ist ein sehr nöthiger Punkt, daß die Dienste auf einen solchen Fuß, wie Ihr vorgeschlagen habt, geführt werden, dahero approbire ich denselben vollkommen. — Sobald ich nach Potsdam komme, sollt Ihr auch das versprochene Pferd haben; denn ich wollte Euch gern ein recht gutes Pferd schicken, Ihr müßt Euch nur noch so lange gedulden."

Mit der militairischen Haltung des Kronprinzen war indessen der König während des Besuchs in Berlin nicht zufrie-

den gewesen, weshalb er dem Hofmarschall schreibt, „darauf zu sehn, daß der Kronprinz sich den wackelnden Gang abgewöhne und nicht beständig auf den Zehen wippe.“ Der Hofmarschall schreibt zur Antwort, daß der Kronprinz, als er ihn darauf aufmerksam gemacht, jene Fehler selbst unanständig gefunden und sich befleißigen werde, in Zukunft einen fermen und standhaften Gang anzunehmen. Da der König erfährt, daß der Kronprinz selbst in der strengen Jahreszeit die Aemter besucht, schickt er ihm einen Winterrock und verschiedene Uniformstücke; dabei läßt er es jedoch an beständiger Ermahnung, das Geld zu Rathe zu halten, nicht fehlen. „Ich habe,“ schreibt ihm der König vom 17. Januar 1732, „drei Reitpferde vor Dir, eins ist im Stande, die andern beiden noch nicht; Deine Equipage sollt Ihr wohl bekommen, wenn es Zeit sein wird. Habet Gott vor Augen und seid nur gehorsam und lernet selber Menage und Haus halten und mit Euer Geld auszukommen und nichts auszugeben, als mit guter Ueberlegung, ob es nicht wohlfeiler zu bekommen und applicirt Euch darauf, daß Ich Dir mehr anvertrauen kann, so soll auch mit Gottes Hülfe Dein Stand besser werden und Ich auf Dein gutes Etablissement gedenken werde. Der ich Dein treuer Vater bis in den Tod sein werde.

N. S. Brauchet Ihr was, so schreibt Mir. Ist der Koch menageux, oder geht er sehr rips raps mit Fleisch und Butter um? Dein Silberservice laß ich zurechte machen; ich lasse Messer, Löffel, Gabeln, Schüsseln noch zu machen, auch Leuchter, daß ein Esel Alles in einem Kasten tragen kann.“

Der Kronprinz dankt für so viel Beweise der Gnade und weiß immer mehr sich in der Gunst des Vaters zu befestigen. „Was mein Allergnädigster Vater,“ antwortet er vom 19. Januar, „wegen unsern Koch meint, so antworte ich in aller Un-

terthänigkeit, daß im Anfang wir ohne Menage mit ihm hausgehalten, Alles selber auf dem Markte gekauft und des Abends die kleinen Rechnungen nachgesehn; bei dieser Wirthschaft wurden wir grausam betrogen und kein Mensch konnte dem Koch nichts beweisen, so resolvirten wir denn, einen Accord mit ihm zu machen, den er nicht übersteigen darf, also haben wir nicht Ursach, über ihn zu klagen. Seine eigne Wirthschaft taugt aber gar nichts, dieweil er nichts ordentlich hält und einen Jeden über seine Sachen gehn läßt. Uebrigens versichre meinem Allergnädigsten Vater, daß ich mich recht ernstlich auf die kleine Haushaltung befleißige, welches Er aus den künftigen Monatsrechnungen sehen wird. Dieweil mein Allergnädigster Vater erlaubt, bei Ihm eine Gnade auszubitten, so bitte unterthänigst umbs Exercir-Reglement, worinnen gerne oft lesen wollte, um es mir recht geläufig zu machen. Mein Allergnädigster Vater kann mir keine größere Gnade thun, denn hierdurch mache ich mich Seines Dienstes wieder würdig. — Donnerstag bin ich auf dem Neumühlschen Saugarten gewesen und haben wir an 20 Stück Sauen todt gemacht, es seind 8 hauende Schweine, 2 Bachen und das übrige Frischlinge gewesen; sie gehen hier reißend los und hat der Jagdschreiber ein Stücker 10 auf dem Platze verkauft."

Das gefällt dem Könige. „Ihr werdet," schreibt er ihm vom 23. Januar, „hiernächst selbst den wahren Nutzen davon empfinden, wenn Ihr bei allen Sachen in's Einzelne geht. Bei Eurer Wirthschaft müßt Ihr Euch auch aller Menage befleißigen und Euch täglich von dem Koch einen Aufsatz von allem Essen und was er an Zuthat daran gebraucht, geben lassen und sodann examiniren, ob nicht zuviel in einem oder dem anderen Stücke angesetzet, welches Ihr corrigiren müßt, und schicke ich Euch hierbei ein Schema, danach Ihr Eure Einrichtung ma-

chen könnt, um zu sehn, ob Alles recht gut geht oder nicht und muß der Koch auch dadurch menagiren lernen. Ich schicke Euch hierbei das verlangte Reglement von der Infanterie."

Schema zu einem Küchenzettel, wie Friedrich Wilhelm I. ihn täglich entweder selbst schrieb, oder sich zur Durchsicht und Nachrechnung vorlegen ließ:

An Sr. Königlichen Majestät Tafel Mittags.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Suppe von Kalbfleisch mit Hechtklösen, Sauerampf und Körbel; hierzu gehören:			
6 Pfd. Kalbfleisch	—	8	—
½ Pfd. Butter	—	1	6
1 Pfd. Nierentalg	—	3	—
1 Hecht	—	8	—
15 Stück Eier	—	2	3
Milch	—	1	—
Sauerampf und Körbel	—	2	3
Kleine Stücke Rindfleisch mit weißem Kohl.			
12 Pfd. Rindfleisch	—	15	—
Weißer Kohl	—	5	—
Grüne Erbsen mit Hammelcarbonade.			
8 Pfd. Hammelfleisch	—	10	—
Grüne Erbsen	—	13	—
1½ Pfd. Butter	—	4	6
¼ Pfd. Zucker	—	1	3
Spreekarpfen mit Kirschmuß.			
½ großer Karpfen	—	16	—
½ Pfd. Kirschmuß	—	5	—
1½ Pfd. Zucker	—	7	6
1 Pfd. Butter	—	3	—

	Thlr.	Gr.	Pf.
Krebse mit Butter.			
1 Schock Krebse	—	22	—
1 Pfd. Butter	—	3	—
Fricassée von jungen Hühnern.			
7 Stück junge Hühner	—	17	6
Champignons	—	4	—
1 Pfd. Butter	—	3	—
15 Stück Eier	—	2	3
1 Citrone	—	—	8
Marinirtes Rindsmaul und Füße.			
16 Pfd. Rindermaul und Füße	—	9	4
1 Citrone	—	—	8
Hammelbraten mit Gurkensauce.			
10 Pfd. Hammelfleisch	—	12	6
15 Stück grüne Gurken	—	1	—
½ Pfd. Butter	—	1	6
8 Stück frische Heringe	2	2	8
Salzgurken	—	2	6
Laktuk	—	1	—

Nicht allein für seine eigne Tafel, sondern auch für die der Dienerschaft, der Pagen, Köche, ja selbst der Küchenaufspülerin ließ sich Friedrich Wilhelm I. jeden Tag die Küchenzettel nebst Rechnung vorlegen.

Die Menage und der gute Haushalt bleiben fortwährend ein Hauptgegenstand der Correspondenz. „Ich werde mir," antwortet der Kronprinz, „auf die Menage recht appliciren und heute gleich anfangen, mir einen Küchenzettel geben zu lassen. Gestern ist in Wollup geschlachtet worden und als ich dieses hörte, so schickte gleich hinüber, um einen fetten Braten zu kriegen und weil ich weiß, daß mein Allergnädigster Vater gern

Schweinebraten ißt, so habe ich mich die Freiheit genommen, Ihm einen zu übersenden. Nun werde brav im Reglement studiren, denn ich wollte mich gern geschickt machen, meinem Allergnädigsten Vater auf alle Art zu dienen."

Durch mehrere Inspectionsreisen im Winter hatte sich der Kronprinz ein Schnupfenfieber zugezogen, welches ihn einige Wochen nöthigte, das Zimmer zu hüten. Der König empfiehlt ihm mit treuer Besorgniß, sich zu schonen und anstatt des Champagners doch lieber auf ein gutes Bier zu halten. „Es ist recht gut," schreibt er ihm, „daß Ihr Euch an das Bier gewöhnt; wenn Ihr Meinen väterlichen Ermahnungen hierin weiter folgt, werdet Ihr den Nutzen davon bald finden." Friedrich dankt für so gutgemeinten Rath. „Ich werde," antwortet er, „in allen Stücken meines Allergnädigsten Vaters Befehl nachleben und das Bier anlangend, so ist hier ein sehr gutes Bier, daran ich mich schon gewöhnt habe, Champagnerwein habe ich nur getrunken, weil es die Doctores befohlen haben." Ob Friedrich bei diesem Grundsatze geblieben, Champagner nur auf Verordnung des Arztes zu trinken, dagegen möchten sich gegründete Zweifel erheben lassen.

Wenn wir den vertraulichen Mittheilungen des Generalmajors Grafen Schulenburg an Grumbkow Glauben schenken dürfen, so hatte die Gefangenschaft in Cüstrin dennoch nur vorübergehend auf die Sinnesänderung des Kronprinzen gewirkt. Kaum daß ihm wieder mehr Freiheit vergönnt war, fand sich auch der frühere Leichtsinn wieder bei ihm ein. Der General Schulenburg traf ihn im October 1731 bei der Frau von Wreech auf dem Schlosse Tamsel, gegen welche er, zumal sie wie Schulenburg erzählt, „ihren schönen Tag hatte, pure Lilien und Rosen auf den Wangen," durchaus nicht gleichgültig zu sein schien; sie war eine geborene Gräfin Schöning und an

einen preußischen Obersten verheirathet. „Ich nahm mir," schreibt Schulenburg, „die Freiheit, dem Kronprinzen zu sagen: „Sie müssen sich bemühen, ein tadelfreies Leben zu führen und vor Allem ist nöthig, sich nicht der Verführung zu überlassen; dies vorübergehende Vergnügen wird Ihnen tausend Kummer bereiten. Er gab mir zur Antwort, daß er jung sei, sich nicht in seiner Gewalt habe, daß Gott nachsichtig sei und dies nur kleine Sünden wären; sein Vater habe es in seiner Jugend auch nicht besser gemacht. — Obwohl ich nun meine ganze Beredtsamkeit angewendet, so gestehe ich doch, daß ich ihm keine anderen Gesinnungen beibringen konnte und mir scheint es ein Wunder zu sein, wenn er in diesem Punkte sich ändern würde. — Er sprach darauf von der Vermählung mit der Prinzessin von Mecklenburg, der Erbin des russischen Throns, und fragte, ob ich etwas davon gehört hätte. Ich sagte ihm, daß man davon in Wien öffentlich gesprochen, daß ich jedoch diesen Handel für eine leere Einbildung hielte, da sich ganz Europa gegen die Vereinigung zweier so großer Reiche setzen würde; außerdem läge es noch in weiter Ferne und dann — würden Sie wohl Ihre Religion ändern? dies verneinte er. Oder würden Sie, fragte ich, auf die Thronfolge in Preußen verzichten? Nein, sagte er, da müßte ich ein großer Narr sein. Wenn, sagte er, der Kaiser so sehr für uns eingenommen ist, so mag er mir seine zweite Tochter geben. Es ist wohl nicht Ihr Ernst, erwiederte ich. Warum nicht? wenn er mir einige Herzogthümer zur Mitgift gäbe. Das würde, bemerkte ich, die Hausgesetze verletzen und dann müßten Sie katholisch werden. O, sagte er, was das betrifft, das wird gewiß nimmermehr geschehn. Da Sie aber, fuhr ich fort, so viel vom Heirathen sprechen, so glaube ich, daß Sie es wünschen. Nein, sagte er, allein wenn der König befiehlt, werde ich gehorchen;

hernach werde ich meine Gemahlin ruhig sitzen lassen und nach meinem Geschmacke leben. Ich machte ihm bemerklich, er solle daran denken, daß dies gegen das göttliche Gesetz sei, da geschrieben stehe: die Ehebrecher werden das Himmelreich nicht erben. Ei nun, sagte er, ich würde meiner Gemahlin dieselbe Freiheit gestatten. Ich traue Ihnen, antwortete ich, so viel Ehrgefühl zu, um dergleichen Schande nicht zu dulden. Da er sich nicht herausziehen konnte, sagte er: ich würde mich lieber gar nicht vermählen, ich spreche nur von dem Falle, wenn man mich zwingen würde, dann würde ich so handeln. Ich entgegnete ihm: der König würde nicht versäumen, die Partie seiner Gemahlin zu nehmen. Da würde ich schon, sagte er, für gute Ordnung sorgen, daß sie es nicht wagen sollte, zu klagen. — So viel ist gewiß, bemerkt Schulenburg, wenn der Kronprinz nicht kurz gehalten wird, dürfte er sehr umschlagen. Zu wiederholten Malen sagte er mir: ich bin jung, ich will mein Leben genießen. Gegen das Ende unserer Unterhaltung sagte ich zu ihm: ich wünschte Sie auf den rechten Weg zu führen und versichre Sie, daß ich ganz offen zu Ihnen gesprochen habe; diejenigen aber, welche anders zu Ihnen reden, suchen nicht den Vortheil Ew. Königl. Hoheit, sondern ihren eigenen. Er machte mir darüber ein Compliment, fügte jedoch hinzu: Als Sie jung waren, sind Sie gewiß nicht klüger gewesen und wer weiß, was Sie in Wien Alles getrieben haben! Ich entgegnete: Jugend hat keine Tugend, allein ich habe mich nie den Ausschweifungen hingegeben. Vielleicht, sagte er, hat die Natur Ihnen Enthaltsamkeit verliehen; ich kann mich dessen nicht rühmen."

Einige Wochen darauf machte der Kronprinz dem Grafen Schulenburg in Landsberg einen Besuch und aß bei ihm zu Mittag. Der Graf theilt dem General Grumbkow auch über

dieses Zusammensein seine Bemerkungen mit. „Der Kronprinz ißt nicht viel, allein ich bemerke, daß er die kleinen Schüsseln und die hohe Kochkunst liebt; aus Fischen macht er sich wenig, obschon ich gut zubereitete vorsetzte; Brühsuppe ißt er ebenfalls nicht. Es scheint nicht, daß er den Wein liebt; er kostete von allen Sorten, allein für gewöhnlich trinkt er Burgunder mit Wasser. Ich stellte ihm die Officiere meines Regiments vor; er empfing sie als König. Es ist kein Zweifel, daß er fühlt, wer er ist und wenn er dies werden sollte, wird er es geltend zu machen wissen. Ich für meine Person ziehe mich sehr zurück und werde ihn so wenig als möglich sehn. Ich sehe wohl, daß er auf guten Rath nicht hört und sich nur im Umgange mit Leuten gefällt, denen er überlegen ist. Er sucht die lächerliche Seite von Jedem zu finden und liebt die Neckerei. Dies ist ein großer Fehler für einen Prinzen; er muß die Fehler Anderer bemerken, ohne es sie fühlen zu lassen. Ich spreche zu Ew. Excellenz als Freund und versichre Sie, daß es ein Prinz ist voll Geist, der sich aber von seinen Leidenschaften wird beherrschen lassen und nur die lieben wird, welche darauf eingehn. Was mich betrifft, so glaube ich, daß alle Prinzen in derselben Form gegossen sind. Beim Abschiede küßte er mich zweimal und sagte: es thut mir leid, daß ich nicht länger bleiben kann; ein anderes Mal werde ich mir es besser zu Nutze machen."

Zehntes Capitel.

Der kaiserliche Hof verfügt über Friedrichs Vermählung. — Der König empfiehlt die Prinzessin Braut als ein „gottesfürchtig Mensch." — Der Kronprinz will sich aus Verzweiflung todt schießen. — Hät andere Liebschaften. Erhält ein Regiment in Ruppin. — Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern.

Ein neues Ungewitter zog sich über dem Haupte des Kronprinzen zusammen; er sollte vermählt werden und zwar nicht nach seinem Sinne und dem Wunsche seines Herzens, sondern nach Verabredungen und Umtrieben, welche von dem kaiserlichen Hofe ausgegangen waren. Dieser hatte nicht allein Alles aufgeboten, um die Vermählung Friedrichs mit einer englischen Prinzessin zu hindern, sondern wußte es nun auch durchzusetzen, daß der Kronprinz gezwungen wurde, sich mit einer Nichte der Kaiserin, der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern (geboren d. 8. Nov. 1715), zu vermählen. Obschon ihr Aeußeres angenehm, ihr Character untadelhaft war, so konnte sie dennoch sich nie die Liebe des Kronprinzen, dessen Freiheitsgefühl sich gegen Zwang und fremden Einfluß bei den heiligsten Angelegenheiten seines Herzens empörte, gewinnen; die ihr gebührende Achtung hat er ihr sein ganzes Leben hindurch nie versagt; er war vierundfunfzig Jahre mit ihr vermählt. Nie hat die Königin das schöne Lustschloß Sanssouci betreten; sie bewohnte das Schloß Schön-

hausen eine Stunde von Berlin; ihre Ehe blieb kinderlos. — Könnte dies Benehmen gegen seine Gemahlin einen Schatten auf Friedrichs Character werfen, so müssen wir ihm wenigstens dies zugestehn, daß er bereits vor der Verlobung es genau vorhergesagt, wie es kommen würde.

Bereits unter dem 12. Mai 1731 schreibt Prinz Eugen aus Wien an den Grafen Seckendorf, man sehe bei dem kaiserlichen Hofe die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin von Bevern als das geeignetste Mittel an, ihn von seinen dermaligen Prinzipien abzubringen.

Um nun dennoch den Anschein zu haben, als verstatte man dem Kronprinzen freie Wahl, ließ Seckendorf, wie er dem Prinzen Eugen aus Berlin den 19. Juni 1731 meldet, dem Kronprinzen drei Prinzessinnen zur Heirath vorschlagen: die Gothaische, Eisenachsche und Bevernsche. „Er ist," schreibt Seckendorf, „resolviret zu heirathen, indem er sieht, daß eher keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche, à condition qu' elle n' étoit pas ni sotte, ni dégoutante, (daß sie weder dumm, noch widerlich wäre) fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Uebrigens sagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen. Er sei Musiker, Moralist, Philosoph, Physiker, Mechaniker, werde aber weder General noch Soldat werden, sich nie in das Detail der Geschäfte mischen, sein Volk glücklich machen, gute Minister wählen und diesen die Regierung überlassen. Er weiß, daß die Engländer noch einen Versuch wegen der Heirath thun wollen, fürchtet aber, daß es ohne Effect sein dürfte."

Um den König geneigt für diese Heirath zu stimmen, wurde eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers mit ihm verabre-

det. In Beziehung darauf schreibt der Prinz Eugen an Seckendorf (Wien den 29. Jan. 1732): „Eine der ersten Wirkungen von solcher Zusammenkunft wäre die Bevernsche Heirath mit dem Kronprinzen, obgleich Ew. Excellenz unter der Hand Alles anzuwenden haben, damit dessen Entschließung nicht so lange ausgestellt werde und je eher, je besser zu Stande kommen möge. Sie werden aber mit Grumbkow am Besten in loco zu erkennen wissen, wie Sie sich bei dem Könige sowohl, als bei dem Kronprinzen zu betragen, damit die, zwischen letzterem und der Prinzessin nothwendige Zusammenkunft, sobald als möglich, vor sich gehe und dann ungesäumt zur Heirath selbst geschritten werde, widrigenfalls doch nicht zu vermuthen, daß die englischen Intriguen eher sich endigen werden. Hierbei versteht es sich von selbsten, daß Alles, was Ew. Excellenz zur Beförderung dieses Heirathswerkes beitragen, auf eine Art von Ihnen geschehen müsse, daß außer Grumbkow Niemand vermerken könne, als ob Sie einigen Antheil hätten, da vornehmlich die Königin ohnedas an England will glauben machen, daß Sie derjenige wären, der den König von der, dem englischen Hofe so hochangelegenen, doppelten Vermählung abgehalten hätte. Da nun Kaiserliche Majestät England zwar nicht vor den Kopf stoßen wollen, die dasige Heirath aber unmöglich gern sehen können: so ist mit äußerster Vorsichtigkeit hierinne umzugehn, um den mit der Prinzessin von Bevern abzielenden Endzweck zu erreichen, den Allerhöchstdieselben um so mehr wünschen, als sie solchen als das verläßlichste Mittel ansehn, den, nach Ew. Excellenz und des Grumbkow Berichten auf so gutem Wege nun seienden Kronprinzen auf beständig herbeizuziehen. Da dieses Letztere von höchster Wichtigkeit ist, so wollen Käiserliche Majestät, daß Ew. Excellenz Nichts unterlassen, um des Kronprinzen

Vertrauen, so viel nur immer ohne ein dem Könige verursachendes Aufsehen geschehen kann, auf alle mögliche Weise sich zuzuziehen, zu dem Ende Sie ihm in All und Jedem zur Hand zu gehn, auch wie solches am füglichsten geschehen könne, mit Grumbkow zu überlegen und übrigens bei allen Gelegenheiten Ihn, den Kronprinzen, der ganz besondern Neigung und Liebe, so Kaiserliche Majestät für ihn und sein Haus hätten, auf das kräftigste zu versichern haben. Und da zu desselben vollkommner Gewinnung keine füglichere Gelegenheit doch nicht sein kann, als in seiner dermaligen Bedürftigkeit ihm mit Geld beizustehn: so haben Kaiserliche Majestät eine Summe von 2000 bis 2500 Ducaten dazu gewidmet, die Ew. Excellenz von Zeit zu Zeit zu empfangen und nach Ihrem Vorschlag, theils zu Anwerbung großer Leute, theils auf andere Art anzuwenden haben werden, wodurch der Kronprinz die ihm zugedachte Beihülfe in der That genieße, der König aber in keinen Argwohn, als ob demselben von hier aus, oder anderer Orten Geld zukomme, verfallen könne, als welches den König neuerdings gegen den Kronprinzen erbittern und gegen Kaiserliche Majestät selbst, wofern er es inne würde, sehr ungehalten machen könnte. Es wird daher Ew. Excellenz Gutbefinden von Ihro Kaiserlichen Majestät lediglich anheimgestellt, wie Sie sich hierbei zu betragen, damit Alles in der größten Enge verbleibe und außer dem Kronprinzen und Grumbkow Niemand anderes, wer es auch sei, davon Kenntniß erhalte." —

So sehr nun auch die Königin noch immer an eine Vermählung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin dachte, so war es dennoch der Kaiserlichen Parthei gelungen, den König zu bestimmen, sich für die Prinzessin von Bevern zu entscheiden. Er kündigt seinen Entschluß dem Kronprinzen

auf eine herzliche und zutrauliche Weise in folgendem Briefe vom 4. Febr. 1732 an: „Mein lieber Sohn Fritz, es freut Mir sehre, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodirt sind, also nehmt Euch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, hab' ich Euch Alles von Herzen vergeben und von die Berliner Zeit, da ich Euch nicht gesehen, auf Nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als Euch mit einer ordentlichen Schwiegertochter zu versehen und Euch suchen noch bei meinem Leben zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich die Prinzessinnen des Landes durch Andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education haben. Da hat sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen Frauen sein. Ihr sollt Mir cito Euer sentiment schreiben. — Die Prinzessin ist nit häßlich, aber auch nit schön; Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch davon geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch lassen reisen. Die Hochzeit kann vor zukommendem Winter nicht sein, indessen werde sehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Male seht, in alle honneur, damit Ihr sie doch kennen lernt. Sie ist ein gottesfürchtig Mensch und dies ist Alles, ist comportable, sowohl mit Euch, als mit den Schwieger-Eltern. Gott gebe seinen Segen Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christen, und habet Gott allemal vor Augen, seid gehorsam und treu, so wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen

und wer das von Herzen wünscht, der spreche Amen. Dein getreuer Vater bis in den Tod

Friedrich Wilhelm.

So dankbar auch die Antwort des Kronprinzen an den König für diese ihm zugedachte Gnade abgefaßt ist, so sehr er betheuert, sich in Allem nach des Vaters Willen zu fügen: so grenzte dennoch damals sein Gemüthszustand an Verzweiflung, und wie groß diese gewesen sein muß, dürfen wir daraus schließen, daß er sich dem ihm verhaßten General und Minister v. Grumbkow in die Arme wirft und ihn zum Vertrauten macht. Grumbkow hatte die Prinzessin, welche mit ihren Eltern nach Potsdam gekommen war, gesehen und hielt es für klüger, dem Kronprinzen kein allzuvortheilhaftes Bild von seiner Braut zu machen, damit seine Erwartung nicht zu hoch gesteigert werde. Hierauf antwortet ihm der Kronprinz aus Cüstrin vom 19. Febr. 1732 *): „Urtheilen Sie selbst, mein lieber General, ob ich sehr erfreut über die Beschreibung sein kann, die Sie mir von dem entsetzlichen Gegenstande meiner Wünsche machen. Um Gottes Willen! enttäusche man doch den König über seine Auswahl und möge er bedenken, daß die Einfältigen gewöhnlich auch die Häßlichsten sind. Unglücklich so, oder so, das kommt auf Eins heraus. — Der König soll doch bedenken, daß er sich nicht für sich verheirathet, sondern daß ich es bin und daß er tausendfachen Aerger davon haben wird, die unglücklichste Ehe zweier Personen, die sich hassen, zu sehen und ihre gegenseitigen Klagen zu hören. Als guter Christ sollte er doch bedenken, ob es gut gethan sei, die Leute zu zwingen,

*) Im Originale französisch.

Ehescheidungen und alle jene Sünden zu veranlassen, welche eine schlecht gewählte Ehe uns kennen lehrt. Eher bin ich zu Allem in der Welt entschlossen und da die Sachen so stehn, so können Sie es den Herzog von Bevern mit guter Manier wissen lassen, möge kommen was da will, ich nehme sie nie! Ich war unglücklich mein ganzes Leben, und ich glaube, daß es meine Bestimmung ist, es zu bleiben. Man muß sich gedulden und die Zeit nehmen, wie sie kommt; vielleicht hätte mich ein zu rasches Glück nach all' dem Elend, welches mir zu Theil ward, seit ich auf der Welt bin, übermüthig gemacht. Mag es denn kommen, wie es will, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen; für ein Vergehen des Leichtsinns (die versuchte Flucht) habe ich genug gelitten und ich will mich nicht verbindlich machen, mein Leiden bis in die fernste Zukunft zu verlängern. Noch weiß ich mir zu helfen, ein Pistolenschuß kann mich von allen meinen Sorgen und von meinem Leben befreien. Ich glaube nicht, daß der gute Gott mich dafür verdammen, vielmehr, aus Mitleid für mich, mir, für ein elendes Leben hier, dort das ewige Heil gewähren wird. Da sehen Sie, welche Gedanken die Verzweiflung einem jungen Mann eingeben kann, dessen Blut nicht so ruhig ist, als das eines Siebenzigers. — — Wenn es noch edle Menschen in der Welt giebt, so müssen diese darauf denken, mich von einem der gefährlichsten Schritte zurückzuhalten, den ich zu thun jemals bereit war. Ich verzehre mich in melancholischen Gedanken und ich fürchte sehr, mein Leid nicht verbergen zu können. — — Soll ich mit meiner Gattin als Gemahl leben, so muß sie schön sein, so müssen unsere Herzen sympathisiren, ohne dieses ist es unmöglich, daß ich sie jemals liebe, und wenn der König dabei die Absicht hat, sich meiner zu versichern, so ist dies nicht das rechte Mittel.

Kommen wir daher in Zeiten unserm Unglücke zuvor, damit wir nicht Ursache haben, unsre Nachlässigkeit zu bereuen."

Man kann leicht denken, in welche Bestürzung der General Grumbkow über diesen Brief gerieth; er hatte Alles so fein angelegt, der König war auf seine Pläne eingegangen, der Kronprinz hatte sich dem Willen des Vaters gefügt, die kaiserlichen Dukaten füllten schon für den Kuppelpelz seine Taschen — da erklärt mit einem Mal der zukünftige Bräutigam in den leidenschaftlichsten Ausdrücken, daß er der für ihn ausgewählten Prinzessin niemals die Hand reichen werde. Jetzt galt es einen entschlossenen Schritt zu wagen. Im Guten war der Kronprinz nicht mehr zu gewinnen; das Einzige, was auf ihn wirken konnte, war die Drohung, ihn seinem Schicksale zu überlassen, und die Hand ganz von ihm zurückzuziehn. „Heut beim Erwachen," — schreibt Grumkow an den Kronprinzen den 22. Febr., „erhalte ich den schönen Brief Ew. Königlichen Hoheit vom 19., welcher mich ganz außer mir bringt. Wie? während Ew. Königliche Hoheit dem Könige Alles zugestehn, sprechen Sie gegen mich in voller Verzweiflung und verlangen, daß ich mich in Händel mische, welche mir den Kopf kosten können? Nein, mein gnädigster Herr, das Hemd sitzt mir näher als der Rock. — — Was mich betrifft, so hat mir Gott Verstand genug gegeben, um die Folgen von alledem einzusehn, welche verderblich für Ew. Königliche Hoheit und für alle diejenigen sein werden, welche als ehrliche Leute Rath ertheilt haben. Dies ist nicht mein Beruf, was ich dabei that war ein Uebriges, ich meinte es gut; allein ich bin nicht verbunden mich und meine arme Familie aus Liebe für Ew. Königliche Hoheit, da Sie nicht mein Herr sind und Ihrem Verderben entgegen rennen, zu Grunde zu richten. Ich habe zu viel Gottesfurcht, um mich

einem Prinzen anzuschließen, welcher ohne Grund ein Selbstmörder werden will. Was werden Sie denn thun, wenn der liebe Gott Sie mit wahrem Unglücke heimsucht? Endlich, mein gnädigster Herr, können Sie allen Geist von der Welt besitzen, allein Sie urtheilen nicht wie ein edler Mann und Christ, und ohne dies giebt es kein Heil. — Ich beklage von ganzem Herzen die Königin, allein sie wird mir erlauben, daß ich mich ehrfurchtsvoll bei ihr beurlaube. Ich würde ihr mit meinem Blute bei Allem, was sich mit dem Dienste meines Herrn und mit Ew. Königlichen Hoheit wahrem Interesse verträgt, dienen; allein mich zwischen Vater und Sohn einzudrängen, welche so entgegengesetzte Meinungen haben, dies wäre ein Unternehmen, welches dem vorsichtigsten Manne den Hals brechen könnte. — — Ich weiß sehr wohl, daß ich mit Allem, was ich hier schreibe, die Gnade Ew. Königlichen Hoheit verlieren werde, allein ich bin ganz darauf vorbereitet. Sie werden erlauben, daß ich mich von Ihren Angelegenheiten zurückziehe. Ich wünsche Ihnen tausend Glück und ich würde den letzten Tropfen meines Blutes darum geben, wenn ich das Unglück verhindern könnte, welches ich vorhersehe. Salomo aber sagt: ein verständiger Mann siehet das Unglück und verbirgt sich, aber ein Narr geht blindlings durch."

In demselben drohenden Tone schreibt Grumbkow an den Hofmarschall des Kronprinzen. „Mag Se. Königliche Hoheit die Mamsell von Eisenach, oder die Venus heirathen, mir ist Alles Eins. Ich ersuche Sie inständigst, zu vergessen, daß wir uns jemals geschrieben haben und Se. Königliche Hoheit zu bestimmen, mich ganz zu vergessen. Großer Gott! wenn ich bedenke, daß Jemand davon spricht, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, ohne den Gegenstand, dessen Fol-

gen noch so fern liegen, gesehen, oder näher untersucht zu haben — das geht mir doch zu weit, und Gott wird mir die Gnade erzeigen, daß ich mich nicht darein zu mischen brauche."

Nicht minder bestürzt über die Drohungen des Kronprinzen war der Graf Seckendorf, der die empfindlichste Zurechtweisung von seinem Hofe erwarten mußte, wenn ein so schön eingeleitetes und theuer bezahltes Project verunglückt wäre. „Es wird sich," meldet er dem Prinzen Eugen, dem er die Briefe des Kronprinzen an Grumbkow mittheilt, „in wenig Tagen zeigen, ob der Kronprinz Festigkeit genug hat, sich des Königs Willen zu widersetzen, oder ob das an Grumbkow Geschriebene nur von einer Uebereilung der Jugend, die in der That noch groß bei dem Kronprinzen ist, herrührt. Indessen, da mir nicht begreiflich vorkam, wie der Kronprinz auf solche notorisch contraire Extremität verfallen könnte, so habe nebst Grumbkow mir die Mühe gegeben, hinter den Grund dieser wunderhaften, und in der That nicht erlaubten, Aufführung zu kommen. Nun haben wir erfahren, daß der Kronprinz bereits seit einigen Wochen sich in starke amour mit der Frau des Obersten v. Wreech, einer Tochter des sächsischen Feldmarschalls v. Schöning, eingelassen, mit welcher Dame er, mit Wissen aller derjenigen, so sich um ihn befinden, in solche Ausschweifung verfallen, daß er sich wenig Zeit giebt, eine so wichtige Sache, wie der König mit ihm vorhat, reiflich zu überlegen."

Der Brief Grumbkow's verfehlte seine Wirkung nicht; der Kronprinz folgte dem Befehle des Königs und fand sich den 26. Febr. in Berlin ein, um seine Braut zum ersten Mal zu sehn.

Die Prinzessin, eine schüchterne Jungfrau von siebenzehn Jahren, etwas linkisch im Benehmen und in der Haltung, verlegen und schweigsam, deren Körper noch nicht völlig ausgebildet war und deren Gesicht noch Spuren von den erst kürzlich überstandenen Kindpocken hatte, gab dem zu Spöttereien gereizten Kronprinzen reichlichen Stoff zur Satyre. An Grumbkow schreibt er eine philosophische Abhandlung, weshalb ein cokettes Frauenzimmer einer Betschwester vorzuziehen sei; indessen erkannte er doch auch die Vorzüge der Braut an. „Ich habe," äußerte er sich gegen Seckendorf, „durchaus keinen Widerwillen gegen die Prinzessin, sie ist ein gutes Herz; ich gönn' ihr alles Gute — aber lieben kann ich sie nie!" —

Der König erwies dem Kronprinzen, um ihn sich geneigt zu machen, alle Freundlichkeit, ernannte ihn bei der Parole am 29. Febr. zum Obersten des erledigten Infanterieregiments v. Goltz, dessen Garnison das kleine Landstädtchen Ruppin zehn Meilen von Berlin war; wohin er im April 1732 sich begab. Vorher fand die feierliche Verlobung des hohen Brautpaares am 10. März auf dem Schlosse zu Berlin statt; die Ringe wurden wohl gewechselt, aber nicht die Herzen. „Sollte," schreibt Seckendorf dem Prinzen Eugen, „der König vor der Vermählung sterben, so wird der Kronprinz sein Jawort ohnfehlbar zurücknehmen, nicht aus einem Widerwillen gegen die Person der Prinzessin, sondern vielmehr aus Caprice, sich nach seinem eigenen Sinne zu verheirathen."

Elftes Capitel.

Der Kronprinz erhält vom Kaiserlichen Hofe eine „heimliche Pension". — Die Gemahlin und die Ducaten sollen ihn zur Ruhe bringen. — Leichtsinnige Gedanken über den Ehestand. — Humor und Ernst; Philosophie und Austern. — Möchte lieber zu Felde ziehn, als heirathen. —

Wenn es in der Politik ein Ahnungsvermögen giebt, so müssen wir dies dem alten Prinzen Eugen in einem hohen Grade zuschreiben. Ihn verfolgt nämlich unablässig die Ahnung, daß der Kronprinz von Preußen, sobald er die Regierung antreten werde, ein sehr gefährlicher Nachbar für das Haus Oestreich werden dürfe. Die Aussicht, ihn durch die Vermählung mit der, von dem Wiener Hof für ihn auserwählten, Prinzessin geneigter zu stimmen, verschwand immer mehr; es mußte nun ein anderer Versuch gemacht werden, sich seiner Freundschaft zu vergewissern, und hierzu wußte man kein besseres Mittel, als ihn mit Ducaten zu unterstützen. „Ew. Excellenz Obsorge," schreibt Prinz Eugen, an Seckendorf, „muß vornehmlich darauf gerichtet sein, dem Kronprinzen nach und nach in Ansehung Kaiserlicher Majestät diejenigen Prinzipien beizubringen, die zu unzertrennlicher Befestigung der zwischen den zwei Höfen dermalen unterlaufenden engen Freundschaft nöthig, zu welchem Ende man auch von hier aus sowohl mit Geld, als An-

derem, so zu des Kronprinzen Vergnügen gereichen mag, an die Hand gehen wird, nur daß Ew. Excellenz die nöthige Obsorge tragen, damit weder der König, noch jemand anderes wegen des dem Kronprinzen zu gebenden Geldes einigen Argwohn schöpfe." — „Es steht zu hoffen," schreibt er in dem nächsten Briefe vom 15. März 1732, „der Kronprinz werde immer mehr Vertrauen zu Ew. Excellenz, folglich auch mehreren Eifer vor Kaiserliche Majestät und das Erzhaus bekommen, zumal er ohnedies von einem annoch jung und flüchtigem Gemüthe ist, mithin die von den Uebelgesinnten ihm beigebrachten widrigen Impressionen gar wohl annoch verlieren wird, wo ihm mit Geld und in allem Uebrigen in Kaiserlicher Majestät Namen an die Hand gegangen wird, zu dem Ende auch die für ihn bestimmten 2500 Ducaten an das Banquierhaus Gebrüder Palm bereits bezahlt worden sind."

Auf die, von dem Prinzen Eugen geäußerten, Besorgnisse weiß Seckendorf nicht viel Tröstliches zu antworten. „Des Kronprinzen flüchtiger Sinn," schreibt er den 29. März 1732, „wird wohl schwerlich sobald können geändert werden. Der größte Fehler an ihm ist seine Verstellung und Falschheit, daher mit großer Behutsamkeit sich ihm anzuvertrauen ist. Sein größter Vertrauter ist Herr v. Natzmer, welcher sich zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich zu Liebesgeschäften brauchen läßt. Dieses ist die stärkste Passion, so man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarquirt, deswegen viele Unordnung zu befürchten, wenn es zur Wissenschaft des Königs kommen sollte. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug secundiren, folglich der Kronprinz in seinen Galanterien mehr einen eitlen Ruhm sucht, als eine sündliche Neigung. An Verstand fehlt es zwar dem Kronprinzen nicht, aber ist

wenig Solides noch zur Zeit dabei und befleißigt er sich mehr ein bon mot, als Realität zu sagen. Daß der Kronprinz aller Orten Geld schuldig, ist sicher, daher ich mich im Geheimen zur Abtragung seiner Schulden erboten; allein da er den flüchtigen Natzmer mit in das Geheimniß ziehen und das baare Geld in Händen haben will, so wäre allzugefährlich, solches zu wagen, weil die um den Kronprinzen seienden Domestiken seinen Vorrath von Geld würden gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben. Dabei ist zu fürchten, er verschwendet das, was man ihm giebt, an die Maitressen und bezahlt dann keine Schulden, deren Abtragung um dessentwillen nöthig, damit nicht ein neuer Unwille bei dem König entstehe. Vor Allen muß man also dahin trachten, einen Theil seiner Schulden zu bezahlen, hernach die übrigen von Ihro Kaiserlichen Majestät ausgesetzten Gelder zu Anwerbung großer Leute und Rekruten anwenden; denn viel baar Geld ihm in die Hände zu geben, wäre zu merklich, da man weiß, daß er vom Könige monatlich nur 300 Thaler empfängt und es zu sehr in die Augen fiele, wofern er 1000 Ducaten baar Geld, die er von mir verlangt, in seiner Schatulle hätte. — Mit der Neigung für die Prinzessin Braut geht es nach des Herzogs von Bevern Meinung besser, weil man sich aber gemeinlich in Dingen, so einen selbst angehn, mehr schmeichelt, als in der That nicht ist, so werde bei meiner Ankunft in Potsdam hoffentlich erfahren und sehen, ob eine Aenderung zum Guten hierbei ergangen. Meine größte Hoffnung setze in dieser Angelegenheit auf die Oberhofmeisterin, Frau v. Kaatsch. Ich hoffe, der Kronprinz soll die Prinzessin beim ersten Wiedersehn an Gestalt und Manieren dergestalt verändert finden, daß sie ihm besser, als nun gefallen wird. Die Manieren wird die Oberhofmeisterin als eine vernünftige und sehr belobte Frau

ändern machen und weil der Kronprinz sonderlich an dem Tanze der Prinzessin Braut ausstellt, daß sie wie eine Gans wackle, so habe nach einem berühmten Tanzmeister nach Dresden geschickt, um zu sehn, ob dieser sich einige Monate in Wolfenbüttel aufhalten kann. An der Aenderung der Gestalt ist nicht zu zweifeln, denn da sie in der That die schönsten Züge von Gesicht, auch in der That einen wohlgeschaffenen Leib hat: so wird die Schönheit im Gesicht ohnfehlbar zunehmen, wenn die Flecken, so die Blattern zurückgelassen haben, vergehen und der Hals bei zunehmenden Jahren etwas vollkommner wird. Die Beschleunigung der Hochzeit aber ist auf alle Weise nöthig."

Der Kronprinz hatte, um dem Könige das Vergnügen zu machen, monatlich einen Ueberschuß melden zu können, während der Gefangenschaft in Cüstrin einige Schulden gemacht. Die Uebernahme eines Regimentes, bei welchem ein einzelner „langer Kerl" oft mit tausend Thalern und darüber bezahlt werden mußte, brachten ihn bald wieder in neue Verlegenheit. So war ihm die Geldhülfe, welche ihm der Kaiser so freigebig zukommen ließ, sehr erwünscht. Der Graf Seckendorf macht den Anfang mit einer Summe von 500 Ducaten, welche er dem Kronprinzen nach Ruppin durch einen vertrauten Diener Grumbkow's schickt, welcher sie ihm in einem Paquet Bücher zu eignen Händen übergeben mußte. „Wenn diese kleine Zusendung," — schreibt Seckendorf dem Kronprinzen, — „sich des Beifalls Ew. Königlichen Hoheit erfreuen sollte, so wird man sich fernerhin dieses Weges bedienen, Ihnen Geld zu schicken, nicht zu unnöthigen Ausgaben, zu denen Ew. Königliche Hoheit überhaupt nicht fähig sind, sondern nur Ihnen die gute Meinung, welche der König jetzt von Ihnen hat, zu erhalten." Seckendorf bittet, sein Billet zu zerreißen und dem Ueberbringer

einige zerrissene Stücke, zu mehrerer Sicherheit, daß der Brief wirklich zerrissen wurde, mitzugeben. Der Kronprinz stellt seine Quittung eben so vorsichtig aus. „Das Buch, welches Sie mir geschickt haben," antwortet er, „finde ich ganz charmant und schicke Ihnen in einem Couvert das Lied, welches Sie von mir zu haben wünschen."

Dem Prinzen Eugen meldet Seckendorf hierauf: „Die 500 Ducaten sind nun wirklich in des Kronprinzen Händen, und da solche durch einen alten getreuen Bedienten des Grumbkow, der dem Kronprinzen allezeit Bücher bringen muß, übersendet habe, so zeigt der beiliegende Brief, was der Kronprinz darauf geantwortet. Ich muß nun abwarten, wie sich der Kronprinz mit diesem Gelde und der dabei nöthigen Verschwiegenheit aufführen wird, alsdann ihn immer mehr und mehr durch diese kaiserliche Gnade auf bessere Wege zu bringen hoffe." Damit ist der Prinz Eugen vollkommen einverstanden. „Auf was für Weise," schreibt er an Seckendorf den 16. April 1732, „Ew. Excellenz das, für den Kronprinzen in Händen habende Geld nach und nach ihm unvermerkt zuzustellen, oder sonst zur Bezahlung seiner Schulden anzuwenden haben, solches wird Ihrem Gutbefinden von Ihro Kaiserlichen Majestät ganz allein überlassen. Sonsten ist kein Zweifel, daß diese Ducaten das kräftigste Mittel sind, wodurch Sie des Kronprinzen Vertrauen sich zuziehen, ihm auch eine größere Neigung gegen Kaiserliche Majestät beibringen können, zumal bei derlei flüchtigen Gemüthern nothwendig in ihre passiones hineingegangen werden muß, um sich angenehm bei ihnen zu machen und mit Nutzen alsdann operiren zu können. Zu bedauern ist, daß keine wahre Zuneigung für die Prinzessin Braut bei dem Kronprinzen zu spüren ist, die sich jedoch von selbsten, wie ich hoffe, ergeben wird, da die Prinzessin von schöner Gestalt ist, in dem Fall besonders, wenn die-

selbe einen etwas lustigen Humor bekonmnen sollte. — Das Vornehmste aber ist, daß das Beilager sobald als möglich vorgenommen werde. Um daher alle mögliche Prostitution zu vermeiden, wird das Sicherste sein, daß Ew. Excellenz vor Ihrer Abreise mit Grumbkow verabreden, auf welche Weise der König zu vermögen, daß er die Zeit des Beilagers von nun an benieme und hierzu einen so kurzen Termin als möglich setze; nur haben Ew. Excellenz auch hierbei Sorge zu tragen, daß kein Argwohn auf Sie falle u. s. w."

In wie großer Geldverlegenheit sich auch der Kronprinz befand, so war es ihm dennoch ein drückendes Gefühl, sich dem Grafen Seckendorf und dem kaiserlichen Hofe als Schuldner verpflichtet zu sehn. Er wendete sich daher an den König mit der Bitte, dem Grafen Seckendorf 2125 Thaler, welche er ihm für Recruten schuldig sei, zu bezahlen. „Ich habe," schreibt er an Seckendorf vom 17. Jul. 1732, „dem Könige geschrieben, daß ich Ihnen noch 2125 Thaler für Recruten schuldig, von denen er mir gesagt, 600 Thaler bezahlt zu haben; es bleiben also noch 1525 Thaler, welche er Ihnen in den ersten Tagen bezahlen wird." Allein der König bezahlte nicht und der Kronprinz war bald genöthigt, aufs Neue seine Zuflucht zu Seckendorf zu nehmen. „Ich komme" — schreibt er ihm im Januar 1733 — „vom Könige, welcher in diesem Augenblicke mir sagt, daß ich mich zur Reise nach Braunschweig rüsten soll, und da ich höre, daß man mir meine Auslagen nicht vergütigen will, so gestehe ich, daß ich sehr in Verlegenheit bin, da ich ganz auf dem Trocknen sitze. Ich bekenne Ihnen ganz frei, daß Sie mich sehr aus der Verlegenheit reißen würden, wenn Sie mir irgend eine Summe vorschießen könnten. Ich weiß, daß ich Ihnen gegenwärtig nahe an Eintausend Thaler schulde und ich versichre, daß ich so-

bald ich verheirathet sein werde, auf Mittel denken will, zu bezahlen."

Graf Seckendorf schickt sogleich „eine zweite, stärkere Unterstützung," um den Bedürfnissen, welche man bei der Reise nach Braunschweig haben könnte, zu Hülfe zu kommen. „Ich werde," schreibt er, „das Geld an den Postmeister zu Fehrbellin senden, wo es Ew. Königliche Hoheit durch einen Expressen unter dem Vorgeben, die kleine Schachtel mit dem Spaniol, der von Berlin für Se. Königliche Hoheit gekommen sei, abholen lassen können." Allein noch ehe die Reise nach Braunschweig angetreten wurde, waren die Ducaten schon wieder ausgeflogen und er schreibt den 11. April 1733 an Seckendorf: „Da ich weiß, daß ich mich im Falle der Noth unbefangen an Sie, mein sehr lieber Freund, wenden kann, so muß ich Ihnen frei gestehn, daß ich von Neuem dazu gezwungen bin. Sie können darauf zählen, daß ich, sobald ich im Stande bin, für die Rückzahlung sorgen werde."

Der kaiserliche Bevollmächtigte sendet sogleich neue Summen und versichert, daß es mit der Rückzahlung nicht dränge, da der Gläubiger nichts als einen schönen Dank begehre. Dieser Dank sollte vornehmlich darin bestehen, daß Friedrich sich schon für alle Zukunft verbinden sollte, dem Kaiserhause als getreuer Reichsvasall hold und gewärtig zu bleiben. „Da Se. Majestät der König, Ihr Vater," — schreibt er an den Kronprinzen den 13. April 1733, — „seit einigen Jahren wirkliche Beweise seiner Ergebenheit für den Kaiser gegeben hat, so wird Ihro Kaiserliche Majestät mit Vergnügen hören, daß Ew. Königliche Hoheit in dieselben Ansichten eingehen. Sie können versichert sein, daß der Kaiser seiner Seits nicht versäumen wird, Ew. Königlichen Hoheit diejenige Achtung zu bezeigen,

welche Se. Majestät von den persönlichen Verdiensten Ew. Königlichen Hoheit gefaßt hat. — — Die Summe, welche Ew. Königliche Hoheit mir schulden, ist schon bezahlt; Ew. Königliche Hoheit werden, glaub ich, leicht errathen, durch wen. Da Ew. Königliche Hoheit mir Ihre gegenwärtige Noth schildern, werde ich Ihnen den Rest der Unterstützung auszahlen. Ich werde alles Mögliche zum Trost der armen Erbprinzessin von Baireuth thun, ich werde mich sogar an die Kaiserin wenden, um zu sehn, ob man nicht einige tausend Gulden jährlich auftreiben kann, bis es dem lieben Gott gefällt, das Schicksal Ew. Königlichen Hoheit zu verbessern. Unsere erste Sorge soll nun Herr Dühan sein." Dieser erhielt durch Seckendorf's Verwendung eine Anstellung in Wolfenbüttel als Bibliothekar und eine Pension von dem Kaiser von 400 Thaler.

Der vorsichtige Seckendorf denkt nun auch schon daran, die Oberhofmeisterin der zukünftigen Kronprinzessin dem kaiserlichen Hofe geneigt zu machen. „Es ist kein Zweifel," schreibt er dem Prinzen Eugen, „daß diese Frau für das kaiserliche Interesse viel Gutes und Heilsames zu stiften im Stande; allein ich fürchte nur, der König und die Bevernsche Herrschaft werden dieser Frau einen, nur in hundert Thalern bestehenden, Gehalt auswerfen, mit welchem sie ohnmöglich bestehen kann. Ich überlasse es daher Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht erleuchtetem Ermessen, ob es nicht rathsam wäre, dieser vertrauten Frau eine jährliche Pension von 1000 bis 1200 Gulden auszuwirken, damit diese zukünftige Oberhofmeisterin vollkommen in das kaiserliche Allerhöchste Interesse gezogen würde.

Mit angelegentlichster Fürsprache hatte sich Friedrich bei Grumbkow und Seckendorf verwendet, um seiner Schwester, der Erbprinzessin von Baireuth, ebenfalls eine Pension bei dem

Kaiser auszuwirken. „Alles," schreibt er an Grumbkow den 21. Januar 1733, „was ich über das Schicksal meiner Schwester und des Markgrafen von Baireuth höre, bekümmert mich in tiefster Seele und was noch schlimmer ist, daß ich zum Theil selbst die unglückliche Veranlassung ihres Mißgeschickes bin. Ich habe noch einiges Geld für sie aufgetrieben, sonst hätten sie nicht einen Heller. Ja, ja, mein Freund, dies ist so betrübt, daß ich ganz schwermüthig werde, wenn ich daran denke und wie kann ich für ihren Unterhalt sorgen, ich, der ich selbst nicht weiß, wovon ich leben soll. Wenn sie nicht von anderwärts Hülfe erhalten — und es ist in der That betrübt, hierzu seine Zuflucht nehmen zu müssen — weiß ich nicht, was zu machen ist. Für jetzt ist es besser, sich hierzu zu entschließen, als Hungers zu sterben."

Dem Könige empfahl sich der Kronprinz dadurch, daß er sein Regiment in gute Ordnung brachte, sich auch durch Seckendorf's Beihülfe einige große Flügelmänner zu verschaffen wußte. Weniger zufrieden ist der König damit, daß er seiner Braut nicht oft und zärtlich genug schreibt, obschon sie ihm alle Aufmerksamkeit beweist und ihm sogar von der Braunschweiger Messe einige Göttinger Würste geschickt hat. Allein dies machte auf die Gemüthsstimmung des Kronprinzen nicht den geringsten Eindruck; er bleibt fortwährend in der trotzigsten Abneigung gegen die Braut, gegen die er nichts weiter einzuwenden wußte, als daß er sie sich nicht selbst gewählt habe. „Man will mich," schreibt er (im Originale französisch) an den General Grumbkow, der fortwährend sein Vertrauter ist, aus Ruppin vom 4. Septbr. 1832, „mit Stockschlägen zwingen, verliebt zu werden, allein da ich unglücklicher Weise nicht die Natur des Esels habe, fürchte ich sehr, es wird nicht gelingen. Mein Gott! ich wünschte doch, man möchte sich erinnern, daß m

mir diese Heirath nolens volens angetragen und daß der Preis dafür meine Freiheit war. Ich hoffe, daß man sich, sobald ich verheirathet sein werde, nicht weiter in meine Angelegenheiten mischen werde, sonst würden die Sachen schlecht ablaufen und die Prinzessin könnte darunter leiden. Die Heirath macht majorenn und sobald ich es bin, bin ich Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts darin zu befehlen. Nur keine Frau bei irgend einer Regierungsangelegenheit. Ich glaube, daß ein Mann, der sich von Frauen regieren läßt, der größte Cujon von der Welt und des Namens eines Mannes unwürdig ist. Deshalb, wenn ich mich verheirathe, thu' ich es als galant homme, d. h. Madame kann thun, was sie Lust hat, ich thue was mir gefällt; es lebe die Freiheit! Sie sehn, mein lieber General, mein Herz ist etwas weitläuftig und mein Kopf heiß; allein ich kann mir keinen Zwang anthun und ich sage Ihnen meine Gedanken, wie ich sie vor Gott habe. Sie werden mir zugestehn, daß der Zwang ein sehr entgegengesetztes Mittel zur Liebe ist, die sich niemals erzwingen läßt. Ich liebe allerdings das schöne Geschlecht, allein sehr flüchtig, ich will nur das Vergnügen, hernach verachte ich sie. Nun urtheilen Sie, ob ich von dem Holze bin, aus welchem man gute Ehemänner schnitzt. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheirathen, allein hernach nichts weiter als: Madame, guten Tag und guten Weg! — Je mehr man zu einer Sache gezwungen wird, desto größer wird der Abscheu davor." — Hinter diesem Leichtsinn, der mehr nur auf der Oberfläche seiner Seele lag, bewahrte der Kronprinz sich doch auch ernstere und tiefere Lebensansichten und er würde nie der große König geworden sein, wenn er als Kronprinz nur jene leichtfertige Gesinnung gehabt hätte. „Mir gefällt," schreibt er in einem folgenden Briefe vom 25. Septbr. aus Ruppin an Grumbkow „das Leben in

einer kleinen Stadt, wo Sorgen und Unruhe aus dem Geiste verbannt sind. Man fürchtet nie zu spät zu kommen, denn man ist sein eigner Herr, man ist aller Complimente überhoben, welche uns Anstandes halber oft zwingen, Worte auszusprechen, von denen das Herz nichts weiß. Man ordnet seinen Tag nach Belieben, sieht nur, wen man Lust hat und jene Unzahl falscher Freunde, die unvermeidliche Gesellschaft der Höfe, unterbricht unsere Ruhe nicht; man überläßt dem lieben Gott und dem Monarchen die Sorge, die Staatsmaschine zu regieren. — — Die Gesellschaft, obgleich wenig ausgewählt, hat dennoch ihr Angenehmes und die Verschiedenheit der Charactere giebt uns viel Stoff zum Philosophiren. Die faden Späße des Einen, der dumme Stolz des Andern, die Unwissenheit eines Dritten, der den Gelehrten spielen will, belustigen und die Schwatzhaftigkeit Aller lehrt uns ihren Character leichter kennen, als an dem Hofe, wo ein Jeder durch seine Verstellungskunst sich zu verbergen weiß. Alles macht uns hier Vergnügen und ich ziehe die erste beste Dorfnymphe, die nach Kuhstall riecht, bei weitem der Gräfin D — h — mit ihrem gezierten und geschminkten Gesichtchen vor. Die Freiheit des Geistes theilt sich unserem ganzen Wesen mit, man wird munterer, wenn man über seine Zeit nach Gefallen bestimmen kann. Man kann studiren, seine Betrachtungen über die Begebenheiten anstellen und kommt sehr von der Verblendung zurück, welche der eitle Glanz der Größe verbreitet. Je höher man gestellt ist, desto mehr Sclave ist man, sowohl von den andern großen Herren, als auch von dem Staate, von den Zudringlichen, von den Geschäften und vor allen von dem Wörtchen: Was werden die Leute dazu sagen? Vielleicht lachen Sie darüber, daß ich in meinem Alter dergleichen Betrachtungen mache, die dem Weltleben so fern zu liegen

scheinen. Nichts desto weniger liebe ich dies auch und mein lebhaftes Temperament treibt mich oft ungestüm den Vergnügungen zu, für welche die Jugend toll und blind ist. Allein mich hat das Unglück gelehrt, dies Feuer zu mäßigen, und obwohl noch weit davon entfernt, mich selbst beherrschen zu können, oder der Welt valet zu sagen, wie die Pietisten, so habe ich doch richtig denken gelernt und hoffe mit der Zeit im Stande zu sein, die Vorschriften zu befolgen, welche die Vernunft mir vorschreibt. — Doch genug davon, mich erwarten 200 Stück Austern und der köstlichste Champagner."

Die Erwerbung der Herzogthümer Jülich und Berg beschäftigte damals den König und seine Minister; die Regimenter erhielten Befehl, sich marschfertig zu halten und Niemanden wäre ein Feldzug willkommener gewesen, als dem Kronprinzen. „Der Kurfürst von der Pfalz," schreibt er an Grumbkow aus Ruppin vom 3. Septbr. 1732, „liegt in den letzten Zügen, unsere Marschordre ist angekommen und man erwartet nur den Moment seines Todes, um uns das Ultimatum zu schicken. Ich würde mich freuen, die schöne Armee des Königs in Thätigkeit zu sehn und das Kriegshandwerk unter siegreichen Waffen zu erlernen. Welches Glück dürfen wir uns versprechen, da wir eine gerechte Sache haben und uns überdem durch den Ruhm begeistert fühlen. Ich fliege schon zum voraus durch die Ebnen von Jülich und Berg, ich sehe schon diese neuen Unterthanen sich zu den Füßen ihres neuen Herrn werfen, während wir unsere Waffen nur brauchen, um unseren feigen Neidern Furcht und Schrecken einzujagen. Ich bereite mich jetzt vor, um im Stande zu sein, die Befehle, welche ich erhalten werde, mit aller nur möglichen Pünktlichkeit auszuführen. Morgen laß ich die Zelte aufspannen und die übrigen Vorbereitungen machen. Sie glauben

nicht, in welcher Unruhe sich unsere kleine Stadt befindet, ein Jeder läuft wider den Anderen; die Soldaten nehmen schon von der Frau Wirthin Abschied, die Officiere von ihren Geliebten, die Marketender von ihren Familien. — Da sehen wir nun, was der Mensch ist — ein Thier, welches die Veränderung liebt, welches sich mit der ersten besten Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage füttert, die man ihm macht. Es wäre dies ein Feld zu sehr weiten Betrachtungen, welche sich einem Jeden von selbst darbieten."

Diesmal war es indessen nur ein blinder Lärm und Friedrich weiß sich sehr gut in die ihm zu Theil gewordene Ruhe zu finden. „Wir befinden uns hier," schreibt er in einem folgenden Briefe, „wiederum im tiefsten Frieden und ich wünschte mein ganzes Lebelang nicht mehr und nicht weniger glücklich zu sein. Ich würde mich sehr gern mit meinem Schicksale begnügen, sobald es nur vom Frieden begleitet wird und ich mich meines Lebens in Ruhe freuen darf, ohne Störung, zumal da ich die Thorheiten, aus denen die Welt ihre Eitelkeiten aufbaut, für nichts achte. Und welches Unrecht hat man auch, sich nicht mit einer richtigen Mitte (juste-milieu) zu begnügen, welche meiner Meinung nach der glücklichste Zustand ist; denn zu viel Größe ist eine Last und ermüdet unendlich und die Dürftigkeit bringt einen gewissen Edelsinn, der sich in unserm Character von Natur befindet, zu sehr herunter. Ich halte mich daher in der Lage, in die es dem Himmel gefallen hat mich zu versetzen, für glücklich; ich finde, daß ich mehr habe, als ich verdiene, und mein größtes Glück besteht in der Kenntniß, welche ich davon habe. — — Ich komme fast nicht einen Augenblick aus meinem Hause, ich unterhalte mich mit den Todten und dieses stumme Gespräch ist mir nützlicher, als alle Unterhaltung mit den Lebenden. Bald finde ich Erholung

in der Musik, bald nehme ich meine Zuflucht zur sanften Lyra, für die Apollo mich der Begeisterung würdigt. Zurückhaltend aber in meiner Glut behalte ich Alles für mich und opfre die Schöpfungen Apollo's dem Gotte des Feuers, welcher sie verzehrt. Dies ist mein Leben, dies sind die Vergnügungen die mich ergötzen."

So zurückgezogen aber auch der Kronprinz lebte so fanden sich doch noch immer Zuträger, welche dem Könige ungünstige Nachrichten über ihn hinterbrachten. Bald sollte er der Anstifter gewesen sein, daß einem Prediger die Fenster waren eingeworfen worden, bald sollte er Spinoza's antichristliche Schriften lesen und Atheist geworden sein, bald nur den Liebschaften nachgehn. „Ich weiß nicht" — schreibt er an Grumbkow, — „woher es kommt, daß alle Welt, was diesen letzten Punct betrifft, so viel von mir spricht. Die Wahrheit zu sagen, man hat allerdings Fleisch und Blut und ich leugne nicht, daß dieses nicht zuweilen schwach sei; allein für eine kleine Sünde wird man sogleich als der ärgste Wüstling ausgeschrieen. Ich kenne Keinen, der nicht dasselbe thut, Viele machen es noch ärger und ich kann nicht begreifen, woher es kommt, daß Niemand von ihnen spricht. — Ich hoffe, die Zeit wird mich weise machen, ich thue mein Möglichstes, es zu werden; allein ich glaube nicht, daß Cato der gestrenge Censor war, als er jung war. — Was mich beruhigt ist, daß ich so eben von dem Könige Rebhühner erhalte" u. s. w.

Der leiseste Anschein zum Kriege wird jedoch von Friedrich, so sehr er auch die Ruhe liebt, willkommen geheißen. „Ich hoffe" — schreibt er im März 1733 — „wir werden sicher in diesem Jahre noch ein Lager beziehen. Ich würde außer mir vor Freude sein, denn ich fürchte, daß ohne dieses die Kraft meines Armes in der Ruhe erschlafft. Jetzt kann ich

noch ein Schüler des Krieges werden; zählt man erst dreißig, dann hat man keine Lust mehr zum Lernen und ein Handwerk, wie der Krieg, erfordert mehr als das, was das hinfällige Alter zu leisten vermag. Man muß darin erzogen und genährt worden sein und in dem Soldatenstande unterrichtet uns besser eine zu frühe, als eine zu späte Praxis. Der Krieg außerhalb unsrer Grenzen kann nur heilsam für uns sein. Er schränkt den Aufwand und Luxus ein, zwingt zur Nüchternheit und Enthaltsamkeit, macht unsern Körper fähig, Anstrengungen zu ertragen und vertilgt alles Weibische und Weichliche." —

Allein auch diesmal ging die schöne Hoffnung eines Feldzuges vorüber, die Zeit der Vermählung rückte immer näher, ohne daß sich das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn vollständig ausgeglichen hätte, obschon der Kronprinz Nichts unversucht ließ. „Ich glaube nicht" — schreibt er an Grumbkow im Mai 1733 — „daß ich es an Vertrauen gegen den König habe fehlen lassen, denn obgleich ich ihn in Bezug auf mich nicht sehr aufrichtig glaube, gehe ich meinen geraden Weg, ohne Mißtrauen in ihn zu setzen, da ich mir nichts vorzuwerfen habe, und die traurige Erfahrung mich gelehrt hat, daß für mich die beste Politik in der Welt die wäre, alle Dinge gehn zu lassen, wie es Gott gefällt sie zu lenken und dem Könige, sie auszuführen, und an nichts anderes zu denken, als an das Vergnügen. Was hätte ich dem Könige zu vertrauen? Ich ziehe meinen Geist absichtlich von allen Geschäften ab und erreiche damit meinen Zweck so gut, daß ich Sie auf Ehre versichern kann, daß ich lebe, als wenn der König unsterblich wäre und ich will auf der Stelle sterben, wenn ich mir einen Plan für die Zeit nach seinem Tode gemacht habe. Ich würde dann vielleicht besorgen, daß Alles, was jetzt diesem Plane zu-

wider geschähe, mir Kummer verursachen könnte, da ich aber keinen Plan habe, kann demselben auch nichts in den Weg treten, wodurch ich eine Sorge weniger habe." — Endlich ergab sich der Kronprinz in das Unvermeidliche mit Resignation und, woran es ihm nie gebrach, mit heitrer Laune. „Ich gestehe," — schreibt er im Jannuar 1733 an Grumbkow — „daß ich keine große Ungeduld zur Reise nach Braunschweig verspüre, da ich schon zum Voraus weiß, was meine Stumme mir sagen wird. Dies ist indessen noch ihre beste Eigenschaft und ich stimme darin ganz mit Ihnen überein, daß ein stummes Weib ein Segen des Himmels ist. Auch heißt es in der Schrift: Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern schweige. — Kurz und gut, ich werde die Comödie von Braunschweig spielen, daß Nichts daran fehlen soll und Signor Brighella wird sehr verliebte Reden mit der schönen Angelica halten, allein ich fürchte sehr, daß ich das Compliment machen und für sie werde sprechen müssen. — — — Gegenwärtig studir' ich schon die Complimente für Braunschweig, und geh' auf die Schweinsjagd, um mir dergleichen anzueignen. Meine Prinzessin hat mir eine Tabatiere von Porzellan geschickt, welche ich in dem Kasten zerbrochen gefunden habe. Ich weiß nicht, ob dies eine Anspielung auf die Zerbrechlichkeit ihrer — Tugend, oder des ganzen menschlichen Wesens sein sollte. Ich habe es für ein sehr schlimmes Anzeichen genommen; denn eine zerbrochene Dose bedeutet, nach der geheimen Philosophie Agrippa's, Unglück in der Liebe. Dies war für diesmal Scherz genug. — — Adieu, lieber Freund, ich finde alle Tage mehr, daß die Welt ein närrisches Ding und die Gnade der Großen das veränderlichste Ding auf der Welt ist. Ein falscher Bericht, ein Nichts sind im Stande, alle Dienste, die wir ihnen geleistet, alle Mühe,

die wir uns gaben, ihnen zu gefallen, zu Nichts zu machen. Ich liebe meine Zurückgezogenheit und sogar das Geschick, welches mich von der Gicht, von Berlin und von dieser ganzen Hof-Clique, deren Mutter die Falschheit, deren Führer der Neid ist, bewahrt."

Für Philosophie und Poesie zeigt Friedrich jetzt schon entschiedenes Talent und unermüdlichen Fleiß; weniger Neigung zur Fortsetzung der in Cüstrin begonnenen kameralistischen und ökonomischen Studien, und wenn seine dortigen Vorgesetzten dem Könige meldeten, daß der Kronprinz „Anschläge" mache, wie der beste Kammerpräsident, so zieht ihm dies später manche Verlegenheit zu. Der König trägt ihm Arbeiten auf, denen er sich nicht gewachsen fühlt. „Ich befinde mich" — schreibt er an Grumbkow vom 3. Oct. 1732 — „in der größten Verlegenheit von der Welt, indem ich von dem Könige den Befehl erhalten habe, den Pachtanschlag von dem Amte Ruppin zu machen. Um Ihnen die Wahrheit zu gestehn; ich verstehe nicht genug davon, um dies ganz allein machen zu können. Deshalb bitte ich Sie, mich aus dieser Verlegenheit zu ziehn und mir Jemand zu schicken, der einen Anschlag zu machen versteht. Sie können mir gar keinen größeren Dienst erweisen, denn dies macht mir fürchterliche Sorgen und ich bitte Sie, mich auf's Schnellste davon zu befreien. Man kann gar nicht in größerer Verlegenheit sein, und ich beschwöre Sie, helfen Sie mir; ich soll noch mehr Anschläge machen und wenn ich weiß, wie, will ich gehangen sein."

Grumbkow, dem jetzt Alles daran gelegen war, das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn zu erhalten, sorgte für einen Gehülfen, der dem Kronprinzen aus dieser Verlegenheit half; jedoch sollte er bald wieder in eine andere verwickelt werden. Ueberhaupt fand Friedrich — vielleicht nur aus einem

Geiste des Widerspruchs — keinen Gefallen an den ökonomischen und kameralistischen Arbeiten. „Unter uns gesagt," schreibt er aus Ruppin den 10. Mai 1733, „das Handwerk der Kameralisten wird niemals mein Fach sein. Ich weiß schon so viel, als ich nöthig habe, um mir die Preise und Taxen selbst zu machen. Es genügt, daß man sich unterrichte, daß man die ganze Masse leite und daß man darüber das Handelssystem nicht vergesse. Denn Alles, was man aus dem Grund und Boden durch die Pachtungen gewinnt, ist nur das Geld, was schon in dem Lande ist; aber der Vortheil, den ich aus dem Handel nach außerhalb ziehe, ist ein Gewinn von meinem Nachbar, der mir meine Kasten füllt, wovon die Unterthanen an dem Gewinn Theil nehmen."

Zwölftes Capitel.

Die politische Windfahne dreht sich. — Der Kaiserliche Hof will Friedrich mit einer Englischen Prinzessin vermählen. — Friedrich Wilhelm I., ein Mann von Wort und Ehre. — Der Kronprinz macht Spottgedichte auf den König von England. — Die Vermählung des Kronprinzen. — Schilderung der Braut und des Bräutigams. —

Die Königin hatte den Plan, den Kronprinzen mit einer Englischen Prinzessin zu vermählen, noch immer nicht auf-

gegeben; auch dem englischen Hofe war viel daran gelegen, den König nicht in das Interesse des Kaisers gezogen zu sehen; er brachte eine neue Doppelheirath in Vorschlag und dem englischen Gesandten Robinson gelang es, den Prinzen Eugen, welcher in Wien nach Belieben schalten und walten durfte, geneigt zu stimmen, seine Hand dazu zu bieten, die Vermählung mit der Prinzessin von Bevern, als sie schon das Brautkleid angelegt hatte, rückgängig zu machen, nicht etwa aus schonender Rücksicht für Friedrich, sondern weil die Politik des Wiener Cabinets es mit einem Male angemessen fand, dem Londoner Hofe sich gefällig zu zeigen.

Allein dafür, daß dies nicht geschah, sorgte Friedrich Wilhelm I., und wenn wir bei seiner Strenge und Härte oft ein Grauen empfunden haben, so müssen wir doch seine Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit anerkennen, um so mehr, da wir ihn nur von Betrug, Arglist, Falschheit und Gewissenlosigkeit umgeben sehen. Dabei war der König schlau genug, um bei Zeiten die Umtriebe zu merken und sich wenigstens des Kronprinzen zu versichern, den er das Abendmahl darauf nehmen ließ, nicht wieder von der ihm verlobten Braut zu lassen. Dem Grafen Seckendorf, seinem vertrauten Freunde, macht er darüber in seinem — allerdings nicht gekünstelten — Style folgende Mittheilung: „Potsdam den 26. Aug. Von dem englischen Hofe ist Guidikens in Berlin angekommen, sonder Commmission mich zu grüßen, also bleibt es auf dem alten Fuß. Indessen haben die Engländer die Mariage mit meinem Sohn wieder im Kopf. Der Prinz von Wales soll meine Charlotte, mein Sohn eine von die englische Prinzessinnen heirathen. — Ich habe meinem Sohn die gnädigsten Complimente von der Kaiserin bestellt und hat er sich sehr verwundert, daß die Kaiserin soviel an ihn dächte. Ich sagte ihm, das geschähe Alles um seiner Braut willen, die hat die Kaiserin

vor ihre liebe Tochter angenommen, weil sie ihre Pathe und heißt Euch ihren Sohn; was vor Gnade! Nun wollen Euch aber die Engländer eine englische Prinzeß geben. — Da hat er, wie ich in Wahrheit sagen kann, ohne Verstellung aus freiem, aufrichtigem Herzen geantwortet: „Nein, ich habe ein Mal meine parole an meine liebste Prinzeß gegeben, ich lasse nit von ihr bis in den Tod, sie wird schon gut werden und in Consideration der Kaiserin, die mir so viel Gnade thut, daß ich es mein Tage nicht vergelten kann. Und weil es mein Vater sein Wille ist, ich keinen anderen Willen habe, gehe ich morgen darauf das Abendmahl zu nehmen. Grâce à Dieu! Gott sei Dank, daß es so weit ist, allein er muß sie vor der Hochzeit noch ein Mal sehn, daß er sie genauer kennen lernt, er will gerne ihre Schilderei, ein Portrait, Kniestück, machen Sie, daß sie es ihm schickt, er wünscht es sehr." —

Diese Vermählung war indessen jetzt nicht mehr nach dem Sinne des kaiserlichen Hofes, der sich mit dem englischen ausgesöhnt hatte, und um demselben einen Beweis freundschaftlicher Gesinnung zu geben, sogleich anderweitig über die Hände und Herzen der preußischen Prinzen und Prinzessinnen mit einer Gleichgültigkeit verfügte, wie jemals ein Sultan über Ohren und Nasen der Ungläubigen. Der Prinz Eugen ertheilte dem Grafen Seckendorf im Monat October 1732 den Auftrag, die bereits vollzogene Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern rückgängig zu machen, indem man ihn mit der englischen Prinzessin Amalie, die Prinzessin Charlotte von Preußen mit dem Prinzen von Wales zu vermählen Willens sei. Graf Seckendorf antwortet hierauf (den 4. Nov. 1732): „Unter allen mir von Ihro Kaiserlicher Majestät jemals aufgetragenen allerhöchsten Commissionen habe noch nie eine schwerere gefunden als diejenige, so Allerhöchstdieselben mir wegen der ab-

zuändernden Heirath ertheilen lassen, maßen ich nimmermehr glaube, daß, da der König in Preußen allbereit die Vollziehung dieser Heirath fest beschlossen, auch den Tag dazu bestimmt, er zu einiger Abänderung hierin werde zu bringen sein; geschehe es aber, wider all' mein Vermuthen, so glaube, der König werde hernach mehr englisch werden, als nie vorher." Längere Zeit nimmt der Graf Seckendorf Anstand, dem Könige diese neuen Heirathsvorschläge vorzulegen; indessen leistet er endlich Folge. Sein Bericht darüber bestätigt die früher von ihm schon ausgesprochene Meinung. „Mein Empfang bei dem Könige," meldet er am 26. Nov. 1732 dem Prinzen Eugen, „war gnädig, und des anderen Tages vertraulich, daher ich es gewagt, dem Könige dasjenige zu insinuiren, was wegen des Robinson Anbringen in puncto der Heirath mir zu wiederholten Malen anbefohlen worden. Der König war darüber theils alterirt, theils bestürzt. „Aber was wird meine liebe Kaiserin dazu sagen," antwortete mir der König, „die über diese Heirath eine so große Freude hatte, was wird Bevern selbst von mir denken, wenn ich dergleichen changement eingehe?" — — Ich bin also der Meinung: Ihro Majestät die Kaiserin sollte an den König von Preußen ein eigenhändiges Schreiben ohngefähr des Inhaltes abgehen lassen, daß Deroselben zwar nichts Angenehmeres wiederfahren könne, als das zweifache Bündniß durch Vollziehung der Heirath des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern und ferner des Prinzen Karl von Bevern mit der Prinzessin Charlotte von Preußen in Erfüllung gehen zu sehn; nachdem aber die Aussicht vorhanden, daß die Prinzessin Charlotte noch zu einem größern Glücke gelangen könnte, so wollten Ihro Majestät lieber Dero eigenes, bei dieser Heirath habendes, Vergnügen hintansetzen, als an der Prinzessin Charlotte Glücke und des preußischen Hauses lustre und Aufnahme

ein Hinderniß sein und dem Könige die Versicherung hiermit geben, daß, wofern dergleichen Veränderung geschehe, der Kaiserin Majestät solches aus wahrer Liebe und Hochachtung vor das königliche preußische Haus in keiner Weise zuwider wäre u. s. w."

So vorsichtig und schlau nun auch der Graf Seckendorf diese Angelegenheit einzuleiten versuchte, so scheiterten dennoch seine Künste diesmal an der Gradheit und Ehrliebe des Königs, der darüber aufs Neue gegen seine Gemahlin und den Kronprinzen in große Aufregung gerieth. Bei der Mittagstafel, an welcher mehrere fremde Gesandten zugegen waren, mäßigte er seinen Zorn noch einiger Maßen: „Eh bien," sagte er, „man muthet mir Dinge wider meine Ehre zu, und wenn man ja will, daß ich soll veränderlich sein, so soll der Kronprinz gar nicht heirathen. Ich habe aber dann noch drei Prinzen, und wenn das Haus aussterben soll, so ist es besser, es stirbt ohne die blâme aus, daß das, was man heute gewollt, morgen verändert ist."

So ruhigen Ton aber behielt er nicht am Abende, in dem Tabakscollegium bei, wovon Grumbkow dem Grafen Seckendorf zur weitern Mittheilung nach Wien folgenden genauen Bericht erstattet. „Der König ließ sich, da er am Podagra litt, in das kleinere Zimmer führen, hieß die Dienerschaft hinausgehn und rief aus: „Nein, ich kann es nicht ertragen, es stößt mir das Herz ab, mich wollen eine Niederträchtigkeit thun lassen! Mich! mich! Nein, nun und nimmermehr. Die verfluchten Intriguen! der T— soll sie holen!" — Als ich mich stellte, als wisse ich von Nichts, fuhr der König fort: „Was? mich zum Schelm zu machen? Ich will es Alles heraussagen, daß mich die verfluchten gewissen Schurken haben betrügen wollen, aber die Leute die mich kennen sollten (Seckendorf, Grumbkow), wollen mich einen schlechten Streich machen lassen, ich

werde die Hunde — —." Vergebens bemühten wir uns, ich und die anderen anwesenden Generale, den König zu beruhigen, er wiederholte es beständig, daß dies seine Krankheit sei, daß ihm dies am Herzen nage und sterben machen werde.

Nun sieht freilich der Prinz Eugen ein, wie er an Seckendorf den 6. Dec. 1732 schreibt, „daß es schwer fallen werde, dem Könige von Preußen die Heirathsabänderung beizubringen." Er empfiehlt jetzt Seckendorf an, auf alle mögliche Weise dahin zu trachten, bei dem Könige wieder in Credit zu kommen, und gesteht ihm zu, „daß diese Materie sehr häkelich sei."

Der Kronprinz war jetzt so weit davon entfernt, an eine Verbindung mit dem englischen Königshause zu denken, daß er die bittersten Ausfälle mündlich und schriftlich, sogar Spottgedichte auf den König von England machte.

„Was die in England neuerdings eingeführte Accise betrifft," — schreibt er im Mai 1733 an Grumbkow — „so ist dies, meiner Meinung nach, ein Angriff auf die Verfassung und der erste Schritt, um zur unbeschränkten Gewalt zu gelangen; es könnte der Großbritannischen Majestät nichts schaden, wenn sie ein Bischen kürzer gehalten würde.

Der Stolz, der ihn beherrscht, macht ihn ganz aufgeblasen,
Erbübel ist bei ihm der Hochmuth über Maßen;
Zu seinem Namen mag kein Freund sich mehr bekennen;
Mit Abscheu hört man ihn von seinen Feinden nennen.

Ich habe mich nicht enthalten gekonnt, ihm diesen kleinen Hieb der Rache zu versetzen, den ich ihm schuldig bin und ich glaube, daß er sehr glücklich wäre, wenn das Donnerwetter, welches man ihm in England bereitet, nicht mehr Erfolg hätte, als die Blitze, die ich vom Musenberge schleudre. Ich glaube indessen, daß die Herrn Engländer auf keinen schlechten Grund ihre Staatsverfassung gebaut haben.

Der König ward vom Volk erkohren,
Sie haben Beide auf das Grundgesetz geschworen,
Wir bleiben, schwuren sie, einander treu.
Wird nun der König sein Gelübde brechen,
Nimmt er auf sich des Meineids Schuld,
Dann wird das Volk sich schrecklich rächen,
u. s. w.

Ich glaube, daß eine heilige Wuth mich begeistert; indessen läßt mich das Bischen Vernunft, das mir übrig geblieben ist, merken, daß ich mich zu sehr gehen ließ und daß es besser wäre, mich zu mäßigen."

Grumbkow's Bemühungen gelang es endlich, den König wieder zu beruhigen; er erlaubte Seckendorf, den er mehrere Wochen nicht angenommen hatte, ihm wieder aufzuwarten und der Triumph dieses feinen Hofmannes war groß, als er dem Prinzen Eugen am 27. Dec. 1732 melden konnte: „Ihro Königliche Majestät in Preußen haben gestern, nebst dem Kronprinzen und vielen Generalen und Officieren, bei mir zu Mittag gegessen und sind sehr vergnügt gewesen, daß ich also hoffe, es soll hinfüro auf den alten Fuß mit uns gehn." —

Der König hatte die Vermählung des Kronprinzen auf den 12. Juni festgesetzt und der Herzog von Bevern die nöthigen Anstalten zur Trauung und dem Beilager in dem Schlosse Salzdahlum bei Braunschweig angeordnet, wo der König mit dem Kronprinzen und Gefolge am 10. Juni eintraf.

Obschon nun Seckendorf, als ihm von Wien aus der Vorwurf gemacht worden war, als habe er die Betreibung der Heirathsabänderung nicht recht angegriffen, geantwortet: „man mache sich von des Königs in Preußen Gemüthe eine ganz

falsche Vorstellung, wo man glaube, daß solches von Jemand, wer es auch in der Welt sei, könne regiert werden;" obschon er gemeldet, daß der König durch öffentliche Patente die Vermählung seines Sohnes in seinem Lande verkündiget und in den Kirchen öffentliche Gebete anstellen lassen; obschon die Gäste versammelt, die Braut geschmückt, die Glocken zur Trauung geläutet wurden, wagte Seckendorf, der den König nach Salzdahlum begleitet hatte, in Folge eines von dem Kaiser ihm zugegangenen Befehls, hier noch einen letzten Versuch, den König zu bestimmen, die Heirath rückgängig zu machen. Man müßte dergleichen für boshafte Verläumdung oder für kurzweilige Erfindung halten, wenn uns nicht die eigenhändigen Berichte des Grafen Seckendorf vorlägen; er schreibt aus Salzdahlum den 13. Juni 1733 an den Prinzen Eugen: „Ew. Durchlaucht gnädigstes vom 5. d. wurde mir den 11. d. durch den Courier Schlüsselkorb hier eingehändiget. Ob mir gleich der darin im Namen Ihro Kaiserlichen Majestät aufgetragene allerhöchste Befehl von einer solchen Beschaffenheit vorkam, daß, da der König, die Königin nebst dem ganzen Hofstaate Tages zuvor bereits zu Vollziehung der Heirath mit dem Kronprinzen und der Prinzessin von Bevern sich schon hier wirklich eingefunden, sehr gefährlich schien, eine solche ganz unvermuthete Veränderung dem Könige vorzutragen: so fand ich doch die hierüber mir zugekommene Ordre so positive, daß deren Vollziehung aufzuschieben mir hätte große Verantwortung zuziehen können. Die größte Sorge bei mir war, auf was vor Art und Weise dem Könige solches vorzubringen, um ihn nicht gänzlich vor den Kopf zu stoßen." Seckendorf berichtet nun weiter, wie er es für das Beste gehalten habe, sich zunächst bei Grumbkow guten Rath zu erholen. So sehr nun dieser auch abräth, dem Könige jetzt nicht mit solchen Zumuthungen zu nah zu

treten, hält es dennoch Seckendorf für seine Schuldigkeit „bei dem Könige dasjenige, was ihm im Namen Sr. Kaiserlichen Majestät anbefohlen ist, anzubringen.“ „Ich erhob mich daher“ — heißt es in Seckendorf's Berichte weiter — „sogleich früh 9 Uhr zu Ihro Majestät und obwohl Dieselben noch im Bette lagen, so ließ ich mich doch mit dem Zusatze melden, daß, vermöge einer, durch eigenen Courier erhaltenen Depesche, Ihro Majestät etwas Wichtiges, jedoch nichts Unangenehmes, vorzutragen hätte; eine Vorsichtigkeit, die bei einem so hitzigen Herrn auf alle Weise zu beobachten. Bei dem Eintritte sagte ich zu dem im Bette liegenden Könige mit lächelndem Munde, daß mir durch expressen Courier von Ew. Durchlaucht Befehl zugekommen, Ihrer Majestät einige Eröffnung über eine importante Sache zu thun, welches zu vollziehen ich jedoch nicht wagen würde, wofern Ihro Majestät mir nicht im Voraus versprächen, daß Sie mich mit Geduld anhören, sich nicht darüber ereifern und eine, zwar selbstbeliebige, jedoch der gemeinen Wohlfahrt heilsame Entschließung ohnverzüglich darüber nehmen, vorzüglich aber das Geheimniß bei sich behalten wollten. Sobald mir der König dies Alles heilig versprochen, so kam ich mit meiner Proposition zum Vorschein und hinterbrachte dem Könige die ganze Sache mit ihren Umständen nach Inhalt Ew. Durchlaucht an mich gerichteten Schreibens. „Wenn ich ihn nicht so wohl kennte,“ — sagte der König gelassen — „und wüßte, daß er ein ehrlicher Mann wäre, so glaubte ich, er träumte. Hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte ich nicht, was ich aus Liebe für Ihro Kaiserliche Majestät gethan; allein jetzt, da ich mit der Königin hier, da ganz Europa es weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermals eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt vor einen wankelmüthigen Menschen ansehn zu machen, der

weder Ehre noch parole zu halten gewohnt ist." Ich bat Ihro Majestät, mich nur auszuhören, da man in keinem Wege etwas dem Könige zuzumuthen oder aufzudringen gewillt, so gegen Dero Ehre, Reputation oder Willen wäre. Da es nichts Ungewöhnliches, fügte ich hinzu, daß solche große Mariagen, wenn sie auch auf den Schluß gestanden, annoch aufgeschoben, oder wohl gar verändert worden: so finde ich nicht, wie Ihro Königliche Majestät Ehre der geringste Nachtheil zuwachsen könnte, wenn dergleichen Abänderung mit allerseits Interessenten Zufriedenheit geschähe. Ihro Kaiserliche Majestät hätten wenigstens nicht anders handeln können, als dasjenige dem Könige im höchsten Vertrauen mitzutheilen, was im Namen des Königes von England durch Robinson schriftlich angebracht worden. Der König gestattete mir, das von Ew. Durchlaucht an ihn gerichtete Schreiben zu übergeben, wobei ich bemerkte: ob zwar an dem, daß die Vollziehung der Heirath zwischen dem Kronprinzen und der Bevernschen Prinzessin auf morgen schon angestellt und alle Vorbereitungen hier dazu getroffen wären: so könnte doch meines Bedünkens eine Abänderung inzwischen so weit gemacht werden, daß vor jetzo, statt des Kronprinzen Vermählung, des Prinzen Karl von Bevern seine mit der Prinzeß Charlotte von Preußen vor sich ginge. (Wahrscheinlich, damit die Hochzeitkuchen nicht umsonst gebacken wären.) Der König eröffnete hierauf Ew. Durchlaucht Schreiben und sagte, daß ich solches an seine Minister abgeben und dabei vermelden möchte, daß er durch keine Vortheile in der Welt sich würde bewegen lassen, seiner Ehre und Parole einen solchen Schandfleck anzuhängen und die in 24 Stunden zu vollziehende Heirath aufzuschieben, oder zu verändern." —

Nachdem dieser letzte Versuch, den Willen des Königs zu ändern, gescheitert war, fand die Vermählung mit angemesse=

ner Feierlichkeit Freitag den 12. Juni 1733 in Salzdahlum statt. Die Einsegnung verrichtete der evangelische Abt Mosheim. Er sprach nach Anleitung Ps. 112, 1. 2. „von dem Segen des Herrn über die Ehe der Gerechten.“ Des weltberühmten deutschen Componisten Händel Oper „Parthenope“, eine zweite italienische Oper: „der Spiegel der Treue“ und das französische Lustspiel „le glorieux“ wurden an den folgenden Abenden aufgeführt. Der englische Hof nahm die kleinliche Rache, auf die zu Salzdahlum vollzogene Vermählung allerhand satyrische Bilder und Nachrichten zu verbreiten, als ob der König den Kronprinzen, den er Abends im Garten promeniren gefunden, mit dem spanischen Rohre in das Brautbett getrieben.

Der König und die Königin verließen Salzdahlum den 16. Juni und am 27. fand die feierliche Einholung der Kronprinzessin in Berlin statt. Hier bestand die vornehmste Festlichkeit in einer glänzenden Musterung und Parade auf dem Exerzierplatze vor dem Cöpenicker Thore; nachdem der König vor der Kronprinzessin seine schönsten Regimenter hatte vorbeimarschiren lassen, hielt sie unter Glockengeläute und dem Donner der Kanonen mit einem Gefolge von sechzig Staatscarossen ihren feierlichen Einzug in die Stadt, wo sie zuerst auf dem königlichen Schlosse abstieg und am Abende von den königlichen Schwiegerältern in das, für den Kronprinzen eingerichtete Palais, dem Zeughause gegenüber, begleitet wurde.

Von der Kronprinzessin geben uns Zeitgenossen ein sehr vortheilhaftes Bild. Ein Herr von Bielefeld, der zu dem Umgange des Kronprinzen gehörte und vertrauliche Briefe hinterlassen hat, sagt darin: „Die Frau Kronprinzessin ist groß und durchaus wohlgebildet; nie habe ich einen, in allen Verhältnissen regelmäßigeren Wuchs gesehn. Ihr Busen, ihre Hände,



Friedrich II als Kronprinz mit seiner Gemahlin



ihre Füße, könnten einem Maler zum Musterbilde dienen, Ihr Haar, auf welches ich meine ganze besondere Aufmerksamkeit richtete, ist von bräunlich schöner Farbe, etwas in's Blonde spielend und glänzt wie Perlen, wenn es gepudert ist. Ihre Hautfarbe ist außerordentlich schön und in ihren großen, blauen Augen sieht man Lebhaftigkeit mit Sanftmuth gepaart."

Dürfte dies Portrait von der Hand eines Hofmanns vielleicht etwas zu geschmeichelt sein, so giebt uns die Markgräfin von Baireuth, ein anderes, in welchem wir die Hand der mißgünstigen Schwägerin nicht ganz verkennen. „Die Kronprinzessin" — sagt sie — „ist groß, aber schlecht von Haltung und Wuchs; ihre Hautfarbe ist blendend weiß, von lebhaften Farben gehoben; ihre Augen sind hellblau und verrathen wenig Geist; ihr Mund ist klein, die Gesichtszüge niedlich, ohne schön zu sein und das ganze Gesicht so artig und kindlich, daß man glauben sollte, es sei der Kopf von einem zwölfjährigen Kinde. Ihre Haare sind blond und von Natur gelockt, aber alle ihre Schönheiten werden durch schwarze, übelgeformte Zähne entstellt. Sie hat wenig Anstand, viel Unbehülflichkeit im Sprechen, es fällt ihr schwer, sich verständlich zu machen und es ist nöthig zu errathen, was sie eigentlich sagen will, was sehr in Verlegenheit setzt.

Von Friedrich wissen wir, daß er nur von mittlerer Größe, fünf Fuß zwei Zoll, war; er hielt sich nicht mit militairischer Steifheit, sondern ungezwungen, sein Gang war sogar nachlässig, er trug einen gepuderten Kopf, mit langem Haarzopfe und Rollenlocken an der Seite. Die Gewalt und der Zauber seiner großen blauen Augen wurden bis in sein höchstes Alter an ihm bewundert; sein Blick war durchdringend, sein Ausdruck lebhaft, Entschlossenheit und Geistesgegenwart las man auf seiner Stirn und man sah die Heiterkeit des Dichters mit dem

Tiefsinne des Philosophen in diesem wahrhaft königlichen Antlitze vereint.

Der König stattete den Kronprinzen auf das Freigebigste aus. Er überwies ihm das Amt Ruppin mit allen Einkünften, und schenkte ihm zum Ankaufe eines Landgutes in dem Städtchen Rheinsberg, zwölf Meilen von Ruppin, funfzigtausend Thaler.

Dreizehntes Capitel.

Des Kronprinzen Feldzug am Rhein und Neckar 1734. — Die Instruction des Königs für ihn. — Er soll nicht den Marketender machen. — Eugen nur noch der Schatten eines Helden. — Der Kronprinz lernt den schlechten Zustand des kaiserlichen Heeres kennen. — Eine Epistel in deutschen Versen von Friedrich. — Kehrt zurück. Der Graf Seckendorf sorgt auf's Neue für Ducaten. Minister, Generale und Kammerdiener werden bestochen.

Bevor indessen Friedrich zu Rheinsberg der Ruhe pflegen durfte, war es mit seinen Wünschen ganz übereinstimmend, daß ihm der König gestattete, die Hülfstruppen zu begleiten, welche er im Frühjahr 1734 zur Vertheidigung der deutschen Reichsgränze gegen Frankreichs Heer an den Rhein führte. Von der Veranlassung zu diesem Kriege wollen wir hier ganz

kurz nur dies erwähnen. Schon seit dem Jahre 1716 gingen Rußland, Preußen und Sachsen damit um, den beständigen Unruhen in dem republikanischen Wahlkönigreiche Polen dadurch ein Ende zu machen, daß sie das Land theilen und das Stück, welches Sachsen zufallen sollte, in ein erbliches Königreich verwandeln wollten. Friedrichs Theilnahme für König Friedrich August II. von Polen war nicht groß. „Daß es mit dem Könige von Polen zu Ende geht," schreibt er im Januar 1733, „nimmt mich durchaus nicht Wunder; er hat so viel gelebt, daß er nun zu leben aufhören kann. Er ist in der That der falscheste Fürst von der Welt, vor dem ich den größten Abscheu habe. Er hat weder Ehre noch Glauben, Betrug ist sein einziges Gesetz, Eigennutz und Zwiespalt der Anderen sind sein Studium. Im Lager bei Radewitz hab' ich dies erfahren, er hat mir Streiche gespielt, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Allein nur ein einziges Mal hat er mich angeführt, ich wär' ein großer Narr, wenn ich mich noch einmal von ihm betrügen ließe." Für seinen Nachfolger hegte er eben so wenig freundschaftliche Gesinnungen. „Da sitzt nun," schreibt er den 18. Octbr. 1733 an Grumbkow, „unser großer Hans auf dem Esel, oder, um in dem Style der Zeitungsschreiber zu berichten, der königliche Sprößling ist zum Könige von Polen erwählt worden. Ich gerathe hierüber in Wuth, allein gegen geschehene Dinge giebt es kein Mittel." Während nun der Kaiser und der Zaar den Kurfürsten von Sachsen auf den Königsthron in Polen erhoben, suchte der König von Frankreich diese Krone seinem Schwiegervater, Stanislaus Lescinski, zu verschaffen. Da dies nicht gelang, wollte Ludwig XV. zur Entschädigung ein Stück vom deutschen Reiche erobern, wozu er sich Lothringen ersehen hatte. Dies nöthigte den deutschen Reichstag, an Frankreich den

13. März 1734 den Krieg zu erklären, zu welchem Friedrich Wilhelm I. ein Heer von 12,000 Mann zur Verfügung des Kaisers Karl VI. stellte.

Noch immer konnte sich der König nicht daran gewöhnen, den Kronprinzen als großjährig zu betrachten, weshalb er ihn unter die strenge Aufsicht der beiden Generalmajors Grafen Schulenburg und v. Kleist und des Obersten v. Bredow stellte, welchen er eine „Instruction" mitgab, aus der wir Folgendes mittheilen wollen: „Dieweil von dem göttlichen Segen und Beistande der gute Ausgang aller menschlichen Verrichtungen dependirt, so recommandiren und vermahnen Se. Königliche Majestät des Kronprinzen Liebden zuvörderst auf das Allerhöchste, Gott jederzeit wohl zu fürchten und vor Augen zu haben, auch den Herrn Jesum beständig in seinem Herzen zu behalten, als welches die alleinige Basis (Grund) von aller menschlichen Glückseligkeit ist und ohne welches alles Thun und Lassen vergebens, ja der Mensch selbst nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ist. —

Nächstdem aber soll des Kronprinzen Liebden sich von all und jedem, so zu dem Dienst gehört, wohl und accurat informiren und zwar nicht allein von dem großen Dienste, sondern auch von dem Einzelnen bis in's Kleinste, was zu dem Soldaten gehört, daß er z. B. wisse, wie die Schuhe der Musketiere sein müssen, wie lange der Soldat ein Paar tragen kann, wie lange er in der Campagne damit auskommen muß, desgleichen von allen andern Kleinigkeiten, die zum Soldaten gehören und so ferner bis zur einhundertpfündigen Kanone hinauf, auch endlich bis zu dem großen Dienste und bis zu des Generalissimi Dispositiones, als welches Alles er gründlich lernen und nichts davon auslassen muß. — Dieweil auch notorisch ist, daß bei der Armee es allerhand Menschen giebt, unter welchen sich auch

viele Fürstenkinder, junge Grafen und andere junge vornehme Leute finden, unter denen aber gemeiniglich mehr Böse als Gute sind: so sollen des Kronprinzen Liebden Dero Gesellschaft wohl auswählen, allen Umgang mit jungen, lüderlichen Leuten aber vermeiden, dagegen mit Leuten umgehn, die sich zum Kriegshandwerke appliziren und eine gute Aufführung haben. Dagegen soll er mit den alten Generalen und andern erfahrnen alten Leuten umgehn, in derer nützlichen Conversation er was Rechtes und Solides lernen kann. Inzwischen soll er doch die jungen Leute höflich tractiren, aber mit ihnen keine Cotterie machen, sondern selbige mit guten Tag und guten Weg gehn lassen.

Mit dem General v. Wedell soll Er wegen des Dienstes fleißig umgehn und ihn nach Allem fragen; außer dem Dienste aber soll er sich wohl vor ihm hüten und sich mit demselben in kein Spielen, Kaufen, Schachereien, es habe solche Schacherei Namen, wie sie in der Welt wolle, noch sonsten dergleichen etwas einlassen, weil ihn der v. Wedell sonst gewiß betrügen und Er sich nur exponiren wird, daß die ganze Welt Ihn deshalb auslacht, welches Ihm schlechte Reputation geben würde. Allemal und so oft des Prinzen Eugenii Durchlaucht ausreitet, es sei nun, um etwas zu recognosciren, oder aber wenn er in die Laufgräben, oder zur Bataille reitet: so soll des Kronprinzen Lbd. sich bei ihm einfinden und ihn begleiten, auf Alles wohl Acht geben und die bei sich habenden Generals nach Allem fragen. Des Prinzen Eugenii Durchl. aber selbst darum zu fragen, ist wider den Respect und muß daher nicht geschehen. — Da auch die Subordination das Hauptfundament vom Soldatenstande ist, so wollen Se. Königl. Majestät, daß des Kronprinzen Liebden den Generallieutenant von Röder als den commandirenden General und der als solcher Sr. Maj. Person

vertritt, ansehen soll, weshalb Er denn ihm allen Respect erweisen und wenn Ihm der Generallieutenant v. Röder etwas befiehlt, solches so thun soll, als ob Se. Majestät es ihm selbst befohlen hätte. Alle Sonntage soll der Kronprinz des Vormittags und des Nachmittags bei den preußischen Regimentern dem Gottesdienste beiwohnen; auch zwei bis drei Mal in der Woche in die Betstunde mit gehn. —

Da auch Se. Königl. Majestät befohlen haben, daß alle Officiere und Volontairs beständig in Montur gehen und sich niemals in andern Kleidern sehen lassen sollen, so sollen des Kronprinzen Lbd. darauf stricte und genau achten, bei Vermeidung Sr. Königl. Majestät Ungnade.

Es soll auch des Kronprinzen Lbd. mit dem Gelde nicht auswürfig, noch verschwenderisch umgehn, sondern jederzeit ein guter Menageur sein, vor allen Dingen aber keine Schulden machen. Wenn es die Noth erfordert, hier und da ein kleines Präsent zu machen, ist ihm solches zwar erlaubt, es muß aber doch mit guter Ueberlegung und nicht überflüssig geschehen.

Es wollen auch Se. Königl. Majestät, daß des Kronprinzen Lbd. gegen alle und jede Officiers sich höflich bezeigen soll, absonderlich muß Er sich am meisten an das preußische Corps attachiren und sich mit den preußischen Officiers am meisten zu thun machen, um derselben Liebe und Vertrauen zu gewinnen, wie denn kein Fähndrich bei den Truppen sein muß, den Er nicht kennen und beim Namen zu nennen wisse. — Dieweilen auch nach dem göttlichen Worte alles Huren, Spielen, Saufen ernstlich verboten ist, als verbieten Se. Königl. Majestät solches alles auch Dero Kronprinzen und wollen dergleichen sich von Ihm ganz und gar nicht versehen. Es werden deshalb Se. Königl. Majestät von des Kronprinzen Lbdn., noch bevor Er seine Reise antreten wird, seine Parole auf Ehre und

Reputation von Ihm nehmen, daß Er die ganze Campagne hindurch keine Karten, Würfel, Paar oder Unpaar und wie ein Spiel heißen und genannt werden mag, spielen, auch sich auf keine Wetten einlassen wolle. — Schließlich befehlen Se. Königl. Majestät dem Oberstlieutenant v. Bredow hierdurch insbesondere, die Oekonomie des Kronprinzen Lbd. während der Campagne zu führen, und da Dieselben zu dessen Tafel, inclusive des Weines, auch zu den übrigen Unkosten, vor die ganze Campagne 4400 Thlr. zahlen werden, als wollen und befehlen Sie, daß gedachter Oberstlieutenant damit wohl haushalten und auskommen soll. Zu dem Ende des Kronprinzen Tafel zu Mittag nicht mehr als acht Schüsseln, jedesmal vier und vier, des Abends aber nur kalter Braten gegeben werden sollen, es wäre denn, daß des Prinzen Eugenii Durchlaucht bei des Kronprinzen Lbd. speiseten, alsdann die Tafel mit vierzehn Schüsseln couvertirt werden soll. So oft aber der Kronprinz zu Gaste geht, sodann muß seine Küche nicht rauchen, außer einer Bagatelle für den Ordonnanzofficier, indem Seine Küche keine Marketenderei sein soll, wie Er sich denn ganz und gar nicht auf den Fuß setzen soll, Marketender von der Armee zu sein.

Wenn im Lager vor den Feldwachten die Husaren sich mit den Feindlichen herumjagen, oder Officiers von der Armee sich mit den Feindlichen pistolettiren, so wollen Se. Königl. Majestät, daß so wenig des Kronprinzen Lbd. als Dero Vettern sich dabei finden lassen, noch sich darein meliren und unnützlicher Weise canoniren sollen. Potsdam, den 13. Juni 1734.

Friedrich Wilhelm.

Der Kronprinz traf den 7. Juli 1734 in dem Hauptquartiere des Prinzen Eugen in Wiesenthal, eine halbe Stunde von

Philippsburg, welches die Franzosen eingeschlossen hatten, ein. Es machte Friedrich Vergnügen, die Gesundheit, die er an der Mittagstafel auf das Wohl des Prinzen Eugen ausbrachte, zufällig von dem fernen Donner des feindlichen Geschützes begleitet zu hören. Der Kronprinz fand bei Prinz Eugenius, dem edlen Ritter, von dem die Soldaten noch heutiges Tages singen, wie er Stadt und Festung Belgrad gewonnen, freundliche Aufnahme. „Ich komme,“ sagte Friedrich, „um zu sehen, wie ein Held den Siegeslorbeer pflückt.“

„Das Feld ist leer,“ antwortete Eugen, „und die Hand eines Siebenzigers zu schwach; wir wollen dies der Jugend überlassen.“ — Er hatte wahr gesprochen; es kam nur zu leichten Vorpostengefechten, Eugen ließ sich, so zu sagen, Philippsburg vor der Nase von den Franzosen (d. 21. Juli) wegnehmen, zog darauf in seine feste Stellung bei Bruchsal zurück und führte schon im September die Truppen in die Winterquartiere; er selbst ging im October nach Wien. Friedrich urtheilt ganz richtig, wenn er sagt: „ich fand nur noch den Schatten des Prinzen Eugen bei dem Heere; er hatte sich selbst überlebt und fürchtete seinen wohlbegründeten Ruhm einer achtzehnten Schlacht auszusetzen.“ An seinen Freund und Lehrer Camas schreibt Friedrich aus dem Lager bei Heidelberg den 11. Sept., daß die Armee der Verbündeten in diesem Feldzuge eine Schule der Verwirrung und Unordnung gewesen, ein Feld ohne Lorbeern.

Bei alle dem hatte Friedrich dennoch manche wichtige Erfahrung gesammelt und Beobachtungen gemacht, die für ihn von großer Wichtigkeit waren. Er hatte den Felddienst und das Verpflegungswesen einer Armee im Lager genau kennen gelernt, auch einige Mal Gelegenheit gehabt, das Kanonenfieber auszuhalten, da er bei den Recognoscirungen der feind-

lichen Linie öfter den Kanonenkugeln der Franzosen ausgesetzt war. Von noch größerer Bedeutung aber war es, daß er den traurigen Zustand, in welchem sich damals die kaiserliche Armee befand, in der Nähe kennen lernte. Schwerlich würde er jemals den ersten schlesischen Krieg zu unternehmen gewagt haben, wenn er nicht am Rhein die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß dem preußischen Adler gegen solch eine, in gänzlicher Auflösung sich befindende, Armee der Sieg nicht fehlen könne. Mit Unwillen sah er, wie schlecht die österreichische Armee bekleidet und verpflegt wurde, und durch welche Betrügereien sich die Generale und Armee-Intendanten bereicherten. Friedrich dagegen ließ es sich angelegen sein, für seine Truppen zu sorgen. Als er ein Dragonerregiment ohne Fourage fand und der Regimentschef ihm sagte, es sei bei der Parole befohlen worden, die Leute nicht mehr fouragiren zu lassen, da auf Feld und Wiese nichts mehr zu finden sei, antwortete der Kronprinz: „Ich werde fouragiren lassen und sollt' ich es vom Altare nehmen; Cavallerie ohne Futter ist eine Scheide ohne Degen." —

Von großen Heldenthaten hatte Friedrich nichts nach Haus zu melden, doch blieb er, wie immer, sehr ausgelassenen Humors; dies bezeugen einige, aus dem Felde an einen seiner jungen Freunde, den Lieutenant von der Gröben, der bei dem Regimente des Kronprinzen in Ruppin zurückgeblieben war, gerichtete Briefe*). Aus Weinsheim den 17. August 1734 schreibt er: „Mitgegangen mitgehangen! sagte jener

*) Diese Briefe sind von Friedrich in deutscher Sprache geschrieben und mit den darin vorkommenden Fehlern abgedruckt worden. In den Versen wurden einige unziemliche Zeilen abgeändert.

Wirth in Bielefeld und so wird es mir armen Teufel wohl auch gehn, denn ich schlendre mit die Armee mit und der Franzose wird wohl das Beste von uns kriegen. Wir wollen wieder über den Neckar und die verfluchte Kerls wollen uns nicht hinüber lassen. Was mir nur bei der Sache ärgert, ist, daß in der Zeit, daß wir uns die größte Mühe von der Welt geben, um durch militairische Strapazen heroisch zu werden, so sitzest Du Teuwel zu Haus und läufst den Mädchens nach. Hier ist der Exercierteufel auch in die Kaiserlichen gefahren, denn der Prinz Eugen exercirt nun ärger, wie wir, er ist oft drei Stunden dabei und fluchen die Kaiserlichen auf uns, daß es grausam ist. Grüße die Officiers und sage ihnen, ich hoffte bald zehn große Kerls zu schicken."

Der zweite Brief Friedrichs ist aus dem Feldlager bei Waiblingen vom 27. August 1734 und kann sogar als eine literarische Merkwürdigkeit gelten, da er in deutschen Versen geschrieben ist.

„Voller Grillen und anderer Possen erfüllter Cavalier!

Ob ich zwar lange nicht von Deinen lieben Händen
Was schriftliches gekriegt, darein Du thätest melden,
Wie es um Deiner steh und ob auch noch bei Dir
Die Confusion behalt den Triumph für und für,
Entschließ ich dennoch mich und will Dir Nachricht geben,
Von unserm Zeitvertreib und dem Schlaraffenleben,
So hier der Preuße führt und das Haus Oestereich,
Geht das so fort, adje, du heil'ges, römsches Reich.
Der edle Rebensaft sticht mir heut' in's Gehirne,
So daß ich gar vergeß den Lauf derer Gestirne.
Also schließet Poet und wünscht Dir gut zu leben,
Und wird Dir tausend Mal sonst gute Nacht gegeben!

Grüße alle Officiers, heute schicke ich zehn Mann von hier, ich glaube, daß sie gut sein werden; fünf habe ich schon, davon zwei über 6 Fuß und alle beide zwanzig Jahre zum Höchsten alt, die andern seind alle über fünf Fuß zehn Zoll; enfin vierzig Mann kriege ich gewiß, aber dann ist auch hier bei die Kaiserlichen nichts mehr, was die Rede werth ist. Adieu! Leb wohl!"

Die preußischen Truppen wurden gegen Ende Septembers in die Winterquartiere nach den Ländern der Erzbischöfe von Trier und Cöln und der Bischöfe von Münster und Osnabrück geführt. Der Kronprinz traf am 12. Oct. 1734 wieder in Potsdam ein und begab sich sogleich nach seinem Standquartiere Ruppin, von wo aus er den Ausbau des Schlosses zu Rheinsberg selbst leitete.

Der Prinz Eugen war ebenfalls im October nach Wien zurückgekehrt und unterließ nicht, von dort aus dem Kronprinzen viel Verbindliches über seine Anwesenheit bei dem Heere zu sagen. „Ich darf es nicht länger aufschieben," schreibt er ihm im Januar 1735, „Ew. Königl. Hoheit das ungemeine Vergnügen zu bezeigen, welches ich jedesmal empfinde, so oft ich mich der Ehre erinnere, welche ich hatte, Denenselben während des letzten Feldzuges meine Dienste widmen zu dürfen und die großen Eigenschaften zu bewundern, mit denen Dieselben begabt sind. Wenn man diese, wie ich das Glück hatte, in der Nähe kennen lernt, hält es nicht schwer, sich eine richtige Vorstellung davon zu machen, wessen sich des Reiches Wohlfahrt und die mit Ew. Königl. Hoheit einstens verbündeten Fürsten von Denenselben zu versehen haben werden. Ich habe Sr. Majestät dem Kaiser einen sehr genauen Rapport abgestattet, ich habe ihn von den avantageusen Gesinnungen unterrichtet, welche Ew. Königl. Hoheit gegen mich über das Fort-

bestehen der glücklichen Vereinigung der beiden Höfe von Wien und Berlin geäußert haben und durch dasjenige, was Ihro Kaiserliche Majestät Ihrerseits versichert, bin ich außer Zweifel, daß Allerhöchst-Sie (der Kaiser) diese Verbindung sehr cultiviren, ja sogar bereit sein werden, sie noch enger zu knüpfen.

Als ein getreuer Freund und Verbündeter Sr. Majestät des Königs, Ihres Herrn Vaters, kann der Kaiser nicht anders als wünschen, als daß derselbe von seiner Krankheit baldigst genesen und noch lange leben möge. Derselbe wird, ohne dem Character Ew. Königlichen Hoheit zu nahe zu treten, keinen Augenblick zweifeln, daß seine Wünsche nicht mit den Ihrigen ganz übereinstimmen; allein wenn es jemals anders sein sollte, dann werden Sie in Ihro Kaiserlichen Majestät den zuverlässigsten Verbündeten Ihres Hauses und einen so aufrichtigen Freund finden, als Sie ihn sich nur wünschen können. Nichts soll Ew. Königlichen Hoheit verborgen bleiben, was zwischen beiden Höfen verhandelt worden ist, oder werden wird, sobald man nur weiß, wovon Ew. K. H. Wissenschaft zu haben begehren und auf welchem Wege. Ich gebe mir die Ehre, Ew. K. H. als einen Beweis hiervon beifolgend eine Abschrift eines Schreibens mitzutheilen, welches ich auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers an Se. Majestät den König, Ihren Herrn Vater, so eben habe abgehen lassen" u. s. w.

So erbietet sich der Prinz Eugen, den geheimen Unterhändler zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem Kronprinzen zu machen, dessen Geneigtheit er sich durch die kaiserliche Pension für gewiß hielt. Aus den geheimen Gesandtschaftsrechnungen des Grafen Seckendorf ersehen wir, daß diese Zahlungen auch jetzt noch fortdauerten. „Für den Kronprinzen Friedrich von Preußen," schreibt Seckendorf an den Kaiser, „sind mir den 11. April 1733 durch die Gebrüder Palm gezahlt worden

3210 Ducaten und zwar 810 Ducaten zur Vergütigung auf dasjenige, was ich ihm auf das Jahr 1732 über die 2500 Ducaten vorgeschossen hatte und dann nach allerhöchster Resolution 3000 Ducaten Pension pro 1733, darüber die beiliegende Berechnung folgt, aus welcher erhellet, daß ich wirklich 400 Ducaten mehr für ihn ausgegeben, als ich empfangen. Es hat zwar bishero der Kronprinz sowohl bei mir, als durch Grumbkow seine Geldnoth vorgestellt und einige Beihülfe haben wollen, weil er sich aber einige Zeit her auf keine Weise so aufgeführt, daß er der kaiserlichen allerhöchsten Gnade würdig, so habe ihn zappeln und in große Noth kommen lassen wollen, ehe man ihm beispringt. Es beruht also auf Ihro Kaiserlichen Majestät Allerhöchster Entschließung, ob die auf dieses laufende Jahr 1734 ausgesetzte Pension von 3000 Ducaten soll continuirt werden. Ein gewisses Versprechen ist hierüber von mir an den Kronprinzen nicht geschehen, folglich es keinen Verstoß geben kann, wenn solches eingestellt bliebe; hingegen, da die Geldnoth bei dem Kronprinzen groß und er hinfüro allen Conferenzen mit beiwohnen soll, so bin ich der unschuldigen Meinung, man sollte es noch ein Jahr probiren. Im Fall aber Ihro Kaiserliche Majestät ein Anderes resolvirten, so müßte allerunterthänigst gebeten haben, daß mir mein Vorschuß nach Ausweis der Rechnung, welche mit authentischen Urkunden belegt habe, wieder vergütiget werde mit 400 Ducaten.

Die Erbprinzessin von Baireuth, von deren gutem Einflusse auf den Kronprinzen man sich viel versprechen darf, hat auf das Jahr 1733 durch mich baar den 11. April empfangen eintausend Speciesducaten. Und da der Kronprinz, ihr Herr Bruder, selbiger mehr als sonst Jemanden in der Welt Gehör giebt und wo eine Möglichkeit, ihm andere Prinzipien beizu-

bringen, solches durch sie geschehen muß: so kommt es auf Allerhöchste Entschließung an, ob für dieses Jahr 1734 die Erbprinzessin von Baireuth wiederum haben soll 1000 Ducaten.

Dem General und ersten Minister Sr. Majestät des Königs in Preußen, Herrn v. Grumbkow, ist seine ehedem schon gehabte Pension auf das Jahr 1732 mit eintausend Ducaten gezahlt worden. Wenn also selbige ohngeachtet der nun empfangenen beständigen Allerhöchsten Begnadigung von 40,000 Gulden dennoch sollte continuirt werden, so gebührten ihm pro anno 1733 eintausend Ducaten. Wenn Jemand in der Welt Gnade verdient, so ist es dieser Mann.

An den kursächsischen Minister, Grafen Manteufel — er lebte in Berlin und hatte großen Einfluß auf den Kronprinzen — ist die Pension von 6000 Gulden für das Jahr 1732 erst den 15. August 1733 gezahlt worden, und daher gebührt ihm pro anno 1733 die Pension von 6000 Gulden, welche er mit seinem Fleiße, Eifer und heimlicher mannichfaltiger Correspondenz verdient."

Der Graf Seckendorf ließ es sich im Auftrage seines Hofes angelegen sein, alle Personen, von denen er wußte, daß sie auf den König und den Kronprinzen Einfluß hatten, oder ihm als heimliche Aufpasser und Zuträger dienten, in Sold zu nehmen. Außer den bereits Genannten finden wir in seinen Rechnungen noch den königlichen Geschäftsträger in London, v. Reichenbach, den Kammerdiener Eversmann, den Kammermohren des Königs, den Lehrer des Kronprinzen, Dühan, den Leibgrenadier Murnäy in Potsdam, den Geheimen-Rath und Hofnarren Gundling, welche sämmtlich mit kaiserlichen Pensionen begnadigt wurden.

Nach seiner Heimkehr aus dem Feldzuge war der Kronprinz vornehmlich mit dem Ausbaue seines Schlosses in Rheinsberg

und mit dem Exerciren seines Regiments beschäftigt, wodurch er sich die Zufriedenheit des Königs in so hohem Grade erwarb, daß er ihn am 29. Juni 1735 zum Generalmajor ernannte. Ueberhaupt schenkte er ihm von jetzt an vollkommnes Vertrauen. Er hatte, als er im Herbst 1734 schwer erkrankte, unter dem 25. October den Befehl gegeben, dem Kronprinzen die Justiz- und alle andere Sachen, worüber im Staatsrathe ein Beschluß gefaßt worden sei, zum Vollziehen vorzulegen; der König hatte sich nur die Patente, Bestallungen, Begnadigungen und Bluturtheile vorbehalten.

Im Sept. 1735 beauftragte der König den Kronprinzen mit einer Inspectionsreise nach Preußen, wo er nicht nur Revue über die dortigen Regimenter abhalten, sondern auch die Kriegs- und Domainenkammern, die Forsten, Jagden, Gestüte und Kronengüter revidiren sollte, welcher Aufträge er sich zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs entledigte.

Sobald der Vater sich überzeugt hatte, daß der Erbe seines Thrones mit mehr Ernst als früher sich für seinen künftigen schweren Beruf vorbereitete, ward er auch nachsichtiger gegen seine Lieblingsneigungen und Beschäftigungen.

Vierzehntes Capitel.

Die fröhliche Gesellschaft auf dem Schlosse zu Rheinsberg. — Dichter, Philosophen, Musiker, Prediger, Künstler, Soldaten und das Frauenzimmer. — Geheimer Ritterorden. — Friedrich, der Stifter des Tugendbundes. — Briefwechsel mit Voltaire. — Tritt in den Freimaurerorden.

Das Schloß zu Rheinsberg bezog der Kronprinz mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaate im Sommer 1736 und gab daselbst am 4. Sept. ein dreitägiges Einweihungsfest, welchem der König und die Königin beiwohnten, wobei es nicht an Jagden, Vogelschießen, Fischerstechen und dergleichen Belustigungen im Geschmacke des Königs fehlte, welcher sich mit der ihm erwiesenen Aufmerksamkeit sehr zufrieden bezeigte und eine bedeutende Summe (angeblich 40,000 Thlr.) zur Tilgung der Schulden, welche der Ausbau des Schlosses veranlaßt hatte, anweisen ließ.

Das alte, früher dem Oberstlieutenant v. Béville zugehörende, Schloß war gänzlich umgebaut, durch Seitenflügel vergrößert, mit Thürmen und Gallerien verziert worden. Im Innern hatte Friedrich die Räume so angeordnet, daß für Bequemlichkeit und Vergnügen auf's Beste gesorgt war. Die Zimmer seiner Gemahlin waren prächtig mit Stuckatur, Vergoldung und seidenen Tapeten geschmückt; einfacher waren die seinigen, sie waren blau und grün gemalt, mit Silberstreifen verziert. Er hatte seinem Wohnzimmer zunächst ein Zimmer zur Biblio-

thek, ein zweites zu physikalischen Instrumenten einrichten und auf dem Dache eine Sternwarte erbauen lassen. Zum Empfange der größeren Gesellschaft, zu den heitren Mittagstafeln, den Concerten und den französischen Comödien, in welchen Friedrich und seine Gemahlin selbst mitspielten, war ein prächtiger Saal angelegt worden. Die Wände waren mit Marmor verkleidet, große Spiegel in vergoldeten Rahmen zierten die Pfeiler und an der Decke, von welcher drei große, cristallene Kronenleuchter herabhingen, sah man ein sinnreiches Gemälde von dem berühmten Maler Pesne, welches den Sieg Apollo's und Aurora's über die Nacht vorstellte. Damit es bei trübem und kaltem Wetter nicht an Gelegenheit zu angemessener Bewegung fehle, war auch für ein Billardzimmer gesorgt. Ueber dem neuerbauten Portale las man die Inschrift: Friderico, tranquillitatem colenti (dem Ruhe pflegenden Friedrich). Die Lage des Schlosses an dem Grinericksee, aus welchem das Flüßchen Rhyn abfließt, ein Wald von Eichen und Buchen und ein schon vorhandener Garten begünstigten die Anlage eines Parks, in welchem schattige Gänge mit grünen Wiesenplätzen abwechselten.

Hier nun war es, wo Friedrich als Kronprinz die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, in ungetrübter Heiterkeit, in frohem Genusse eines stillen Glückes, in Gesellschaft geistreicher Freunde nach seiner eigenen Wahl, und im besten Vernehmen mit seinem Vater, der ihn von jetzt an nie mehr in seinen Vergnügungen störte. Friedrich erkannte dies mit dankbarem Herzen an; er machte dafür dem Vater die Freude, sein Regiment in schönster Ordnung zu halten, für große Flügelmänner zu sorgen, über erlegte Hirsche und Wildschweine fleißig zu rapportiren und die Tafel des Königs, der gern etwas Gutes aß, wenn es ihm nur nichts kostete, mit Austern, Paste-

ten, Fasanen und fetten Kapaunen zu versehen. Friedrich Wilhelm I. hatte durch eine Cabinetsordre vom 8. Novbr. 1723 dem berühmten Professor der Philosophie Wolff in Halle andeuten lassen: „binnen zweimal vierundzwanzig Stunden nach Empfange dieser Ordre die Stadt Halle und alle übrigen königlichen Lande, bei Strafe des Stranges, zu räumen," weil die Frömmler ihn angeklagt hatten, daß die Soldaten in seiner Lehre von der Vorherbestimmung eine Entschuldigung fänden, wenn sie davon liefen. Auch anderer, angeblich unchristlicher Lehren klagten die Prediger und Professoren Franke und Lange ihren Collegen Wolff an, und da auch ein Paar Generale sich zu dem Glauben der Pietisten bekannten, wurde der König zu jenem harten Befehle veranlaßt. Der Kronprinz aber studirte mit dem größten Eifer in Rheinsberg die Werke des vertriebenen Philosophen und weit entfernt, daß ihm der König dies verboten hätte, schickte er vielmehr einen seiner gelehrten Hofnarren, den Professor Morgenstern, an Wolff nach Marburg, um ihn einzuladen, nach Preußen zurückzukehren, was dieser jedoch ablehnte. Friedrich durfte es jetzt wagen, den ihm von Wolff zugeeigneten ersten Theil seines Werkes über das Naturrecht anzunehmen und ihm dafür in Worten zu danken, wie sie wohl niemals wieder von einem Fürsten an einen Philosophen geschrieben worden sind.

Mein Herr*)!

Ein jedes denkende Wesen, ein Jeder, der die Wahrheit liebt, muß an dem neuen Werke Antheil nehmen, welches Sie so eben erscheinen lassen; allein jeder rechtschaffene Mann, jeder

*) Aus dem Französischen übersetzt.

gute Bürger muß es als einen Schatz ansehn, mit welchem Ihre Freigebigkeit die Welt beschenkt und welchen Ihr Scharfsinn gehoben hat. Um so dankbarer bin ich dafür, daß Sie mir dasselbe gewidmet haben. Den Philosophen steht es zu, die Welt zu unterrichten und die Lehrmeister der Fürsten zu sein. Sie müssen folgerecht denken, wir folgerecht handeln, sie müssen die Welt durch Gedanken, wir durch Beispiel unterrichten, sie müssen entdecken, wir ausführen. — Schon seit längerer Zeit lese und studire ich Ihre Werke und bin überzeugt daß diejenigen, welche sie gelesen haben, den Verfasser nothwendig hochachten müssen. Niemand wird Ihnen dies versagen können, und deshalb bitte ich Sie zu glauben, daß ich mit allen den Gesinnungen, welche Ihr Verdienst erheischt, bin

Mein Herr

Ihr sehr geneigter
Friedrich, Kronprinz.

Ruppin, den 24. Mai 1740.

Eben so nachsichtig war der König in Beziehung auf die anderen Neigungen des Kronprinzen geworden. Früher hatte er ihm die französischen Bücher in das Feuer geworfen; jetzt ließ er es geschehen, daß in Rheinsberg französische Comödien, in denen Friedrich zuweilen selbst die Hauptrolle übernahm gespielt wurden. In der Umgebung des Kronprinzen wurde nur französisch gesprochen, von ihm wurden nur französische Bücher gelesen, selbst die Prediger des Kronprinzen waren von der französischen Colonie in Berlin und mit dem berühmtesten, witzigsten und geistreichsten Dichter Frankreichs, mit Voltaire, stand Friedrich in dem lebhaftesten Briefwechsel in Prosa und in Versen.

Wir erinnern uns auch noch, wie ungehalten der König darüber war, daß der Kronprinz zu weiter nichts, als zu einem „Querpfeifer" tauge, und daß er ihm die Flöte im Gefängnisse wegnehmen ließ. Jetzt hatte Friedrich eine ausgezeichnete, vollständige Capelle bei sich. Capellmeister war der ältere, Concertmeister der jüngere Graun, welcher letztere sich durch mehrere Opern, besonders aber durch sein Oratorium „der Tod Jesu" bis auf den heutigen Tag einen berühmten Namen erhalten hat. Auch Quanz, der früher einmal hinter den Ofenschirm flüchten mußte, sprach auf längere Zeit in Rheinsberg ein und unterrichtete den Kronprinzen im Flötenspiele und in der Composition. Franz und Georg Benda zeichneten sich als Violinspieler, Hock als Violoncellist, Petrini als Harfenist, Schaffrath als Clavierspieler, Horsitzky als Hornist aus; auch die übrigen Instrumente waren gut besetzt.

Von den glücklichen Tagen in Rheinsberg giebt Friedrich seinen entfernten Freunden — denn Freunde hatte er im edelsten Sinne des Wortes — getreulich Nachricht. An den sächsischen Gesandten am Hofe zu Petersburg, Herrn v. Suhm, der ihm Einiges aus Wolff's schwersten philosophischen Schriften aus dem Deutschen in's Französische übersetzt hatte, schreibt er aus Ruppin den 15. August 1736: „Ich kehre nun in meine liebe Einsamkeit nach Rheinsberg zurück, wo ich mich ganz dem Studiren ergeben werde. Wolff wird, wie Sie leicht denken können, seinen Platz bei mir behaupten; dann kommt die Reihe an Herrn Rollin (einen französischen Geschichtschreiber) und die übrige Zeit weih' ich den Göttern der Ruhe und den Musen. Gresset (ein französischer Dichter), von dem Sie gehört, vielleicht auch Manches gelesen haben, kommt zu mir, mit ihm Jordan, Keyserling, Fouqué und der Major v. Stille. Welch' ein widriges Geschick muß uns

trennen, geliebter Freund, und warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsere Tage im Schooße der Wahrheit und Unschuld mit einander verleben?

Dort, unter dichtbelaubten Buchen
Lehrt Wolff in mildem Frühlingsschein
Den irren Geist die Wahrheit suchen,
Wie giftig auch die Frömmler schrein
Und unserm freien Streben fluchen.
Die Grazien und die Scherze wohnen
Auf diesem anmuthreichen Land,
Doch sind, wo jene Huldgöttinnen wohnen,
Die andern Götter nicht verbannt.
Minerva wird und Mars gegrüßt
Von unsrer Lyra Feierklange,
Bacchus mit festlichem Gesange,
Wenn schäumend unser Becher überfließt,
Und schweigend opfern wir in stillen Nächten
Cythere, deinen Zaubermächten!

Das ist die Beichte, die ich Ihnen über das Leben ablege, welches wir in jenem glücklichen Aufenthalte führen, wo uns der Himmel noch lange Herberge geben möge."

„Wir haben," schreibt er demselben Freunde den 23. Oct. 1735, „unsere Beschäftigungen hier in zwei Classen getheilt, in die nützlichen und in die angenehmen. Zu den nützlichen zähle ich das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen; zu den angenehmen die Musik, die Trauer- und Lustspiele, die wir aufführen, die Masqueraden und Feste, die wir geben. Immer aber behaupten die ernsteren Beschäftigungen den Vorrang und ich darf wohl sagen, daß wir von den Vergnügungen einen vernünftigen Gebrauch machen, indem sie

uns zur Erholung dienen und den mürrischen Ernst der Philosophie aufheitern, welche sich von den Grazien nicht so leicht zu einem freundlichen Gesichte bewegen läßt." —

„Mein Haus," schreibt er den 16. Nov. 1736, „ist in Wahrheit nicht der Ort der geräuschvollen Vergnügungen; allein, ich frage Sie, sind Ruhe und stille Wahrheitsforschung nicht bei weitem den rauschenden und leichtsinnigen Vergnügungen dieser Welt vorzuziehen?"

Und dies war nicht nur eine vorübergehende Ansicht Friedrichs, diese Richtung bleibt von jetzt an die Hauptrichtung seines Lebens. „Ich studire," schreibt er an Suhm den 15. Nov 1737, „aus allen Kräften und thue alles Mögliche mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um auf würdige Weise aller der Dinge Meister zu werden, welche einst meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite um mich besser zu machen und um mir den Geist mit allem demjenigen zu erfüllen, was das Alterthum und die neueren Zeiten uns an glänzenden Vorbildern aufgestellt haben." —

Die heiteren Freunde noch enger zu verbinden, wurde ein geheimer Ritterorden gestiftet, welcher Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, zum Schutzpatron wählte und sich nach ihm nannte. Der Hauptmann de la Motte Fouqué ward zum Großmeister erwählt, Mitglieder waren: der Kronprinz, die Prinzen Wilhelm und Heinrich, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Bevern und mehrere Officiere vom Regimente des Kronprinzen. Die Mitglieder, deren Anzahl auf zwölf bestimmt war, mußten dem Krieger- und Ritterstande angehören, ihr Wahlspruch war: Vivent les sans quartier! (Es lebe, wer keinen Pardon giebt und keinen nimmt) Ein jeder Ritter führte einen besondern Namen; Friedrich hieß le Constant (der Beständige). Das

silberne Kreuz mit der Aufschrift F. C. P. (Fridericus Constans Princeps), welches er an einem grünseidenen Bande auf bloßer Brust trug, befindet sich auf der königlichen Kunstkammer in Berlin. Als Symbole werden auch ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen mit der Umschrift: „sans peur et sans reproche“ (ohne Furcht und Tadel) und ein in Form eines Degens (?) zusammengebogener Ring angeführt. Noch von einer anderen geheimen Verbindung, welcher der Kronprinz angehörte, kommen in jener Zeit Spuren vor, so daß man ihn für den eigentlichen Stifter des preußischen Tugendbundes gelten lassen kann.

Wenn wir aber darüber klagen hören, daß Friedrich sich mit großer Vorliebe den Dichtern und Geschichtschreibern Frankreichs zuwendete: so müssen wir es vielmehr bedauern, daß Deutschland in jener Zeit so arm an Dichtern und Geschichtschreibern war, daß wir es einem Geiste, wie Friedrich, nicht verdenken können, wenn er Unterhaltung und Belehrung bei den gebildeten und geistreichen Nachbarn sucht. Kommen sie ihm aber bewaffnet in das Gehege, stellen sie sich ihm auf dem Schlachtfelde gegenüber, dann hört alle Freundschaft auf und er erficht den deutschen Waffen einen Sieg über die übermüthigen Feinde bei Roßbach, der alle Schmach vergessen machte, welche seit länger als einem Jahrhundert von jenseit des Rheines über den deutschen Namen gekommen war.

Sobald sich Friedrich in Rheinsberg ruhig niedergelassen hatte, war es sein eifrigstes Bestreben, mit Voltaire in einen geistigen Verkehr zu treten*). Er schreibt an ihn den 8. August

*) Man wird sehr leicht an dem Style erkennen, daß dieser Briefwechsel französisch geführt wurde; nur an seinen Vater und später an einige Generale schrieb Friedrich deutsch.

1736 den ersten Brief, dessen ernster Inhalt uns sogleich darüber belehrt, daß das gewöhnliche Vorurtheil ganz unbegründet ist, als habe Friedrich hierbei nur die leichtfertige Unterhaltung mit einem französischen Freigeiste gesucht; ihm war es um ernstere Angelegenheiten zu thun, und unter diesen nimmt die Philosophie die erste Stelle ein. „Der Geschmack an Philosophie," schreibt er ihm, „der sich in allen Ihren Schriften offenbart, hat mich veranlaßt, Ihnen eine Uebersetzung von der Anklage und Vertheidigung Wolff's zu übersenden, des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, der, weil er die finsteren Gegenden der Metaphysik erhellte und die schwierigsten Aufgaben derselben in einer edlen, deutlichen und sichern Weise behandelte, schändlicher Weise des Unglaubens und des Atheismus*) beschuldiget wurde; das gewöhnliche Schicksal großer Männer! Neid und Verläumdung drücken beständig auf die Größeren und Edleren ihre giftigen Pfeile ab. Ich lasse jetzt desselben Verfassers Abhandlung über Gott, über die Seele und die Welt in das Französische übersetzen. Sobald sie vollendet sein wird, schicke ich sie Ihnen in der Ueberzeugung, daß die Wahrheit aus seinen geometrisch aneinander geketteten Sätzen mit aller Gewalt zu Ihrer Ueberzeugung sprechen wird. Die nachsichtige Theilnahme und Aufmunterung, welche Sie den Verehrern der Künste und Wissenschaften nie versagen, läßt mich hoffen, daß Sie mich nicht von der Zahl derjenigen ausschließen werden, die Sie Ihres Unterrichts würdig finden. Unterricht nenne ich einen Briefwechsel mit Ihnen, weil er einem jeden denkenden Wesen nicht anders als vortheilhaft sein kann. Ohne den Verdiensten Anderer zu nahe zu treten,

*) Atheist, einer der nicht an Gott glaubt.

glaube ich behaupten zu können, daß wenige Menschen auf dem Erdkreise existiren, die nicht von Ihnen lernen könnten." —

„Ohne Ihnen Weihrauch zu streuen, der unwerth wäre, Ihnen gestreut zu werden, gestehe ich Ihnen, daß mich zahllose Schönheiten an Ihre Werke fesseln. — — Ihre Dichtungen verdienen Achtung und Bewunderung; sie verbreiten sich über die vornehmsten Grundsätze der Sittenlehre und unterrichten uns im Denken und Handeln. Die Tugend schildern Sie mit den reizendsten Farben, bestimmen den Grundbegriff des wahren Ruhmes und Ihre Art und Weise, Geschmack an den Wissenschaften einzuflößen, ist so fein und anziehend, daß ein jeder Ihrer Leser sich durch den edlen Eifer belebt fühlt, in Ihre Fußtapfen zu treten. Wie oft habe ich mir selbst gesagt: wage dich nicht an ein Unternehmen, dem du nicht gewachsen bist; um Voltaire nachzuahmen, muß man selbst Voltaire sein. Nur zu lebhaft fühle ich dann, daß die Vorzüge der Geburt hierzu wenig, oder genauer gesagt, gar nichts helfen. Diese sind nichts weiter als äußerliche, fremdartige Zuthaten, die mit unserem feineren Wesen nicht in Verbindung stehn, weshalb Talente des Geistes ihnen weit vorzuziehen sind. — Wie viel Dank ist man denen schuldig, welche die Wissenschaften und Künste mit Glück anbauen! Den Fürsten kömmt es zu, ihre Nachtwachen zu belohnen! O, warum wählt der Ruhm mich nicht aus, Ihre glückliche Thätigkeit zu belohnen? Ich würde nichts weiter fürchten, als daß unser Land, welches wenig Lorbeern baut, deren nicht soviel hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen."

Mit freudiger Ueberraschung empfing Voltaire, welcher damals wegen seiner Freimüthigkeit als der Herold der Aufklärung von der mächtigen Hof- und Priesterpartei in Paris gehaßt und verfolgt wurde, den Brief des Kronprinzen von Preußen,

dessen Schicksal und Ruf ihm gewiß nicht unbekannt geblieben waren. „Gestatten Sie mir," heißt es in der Antwort Voltaire's, „die Bemerkung, daß es keinen Menschen auf der Welt giebt, der nicht dem Bestreben dankbar huldigen müßte, mit welchem Sie eine Seele, die zum Herrschen geboren ist, durch eine gesunde Philosophie zu bilden suchen. Nur diejenigen sind, glauben Sie es mir, gute Könige gewesen, welche, wie Sie, damit angefangen haben, sich zu unterrichten, die Menschen kennen zu lernen, die Wahrheit zu lieben, die Verfolgung und den Aberglauben zu verabscheuen. Es giebt keinen Fürsten, welcher nicht im Stande wäre, mit solchen Gesinnungen das goldene Zeitalter in sein Reich zurückzuführen. Und weshalb suchen so wenig Könige dieses Glück auf? Sie selbst wissen es, mein gnädigster Herr, weil fast alle mehr an die Würde des Königs, als an die Ausbildung zum Menschen denken; Sie aber thun gerade das Gegentheil. Sein Sie versichert, daß Sie einst, wenn der Drang der Staatsgeschäfte und die Schlechtigkeit der Menschen einen so göttlichen Character nicht verderben, von Ihren Völkern angebetet und von der ganzen Welt geliebt sein werden. Die Philosophen, welche dieses Namens würdig sind, werden in Ihren Staaten eine Zuflucht suchen und eben so, wie die berühmten Künstler in großer Anzahl sich dem Lande zuwenden, in welchem ihre Kunst begünstigt wird. So werden die Männer, welche denken, sich um Ihren Thron sammeln. — — Sie waren so gütig, mir eine Abhandlung Wolff's über Gott, die Seele und die Welt zu versprechen. Welches Geschenk, mein gnädigster Herr, und welche Unterhaltung! Der Erbe einer großen Monarchie verschmäht es nicht, aus dem Innern seines Palastes Belehrungen an Einen, der sich von der Welt zurückgezogen hat, zu senden. Die Mehrzahl der Fürsten fürchtet sich, die Wahrheit zu ver-

nehmen; Sie, mein Prinz, werden in derselben Unterricht ertheilen.“ —

Die Werke Voltaire's, welche von Friedrich damals am meisten bewundert wurden, waren seine Henriade, ein Heldengedicht auf König Heinrich IV. von Frankreich, seine Trauerspiele Julius Cäsar und Alzire. Voltaire gilt aber Friedrich nicht allein in der Dichtkunst, sondern in jeder menschlichen Tugend als Führer und Vorbild. „Sehen Sie,“ schreibt er ihm aus Rheinsberg vom 9. Sept. 1736, „meine Handlungen künftig als die Frucht Ihrer Lehren an; durch diese ist mein Herz genährt worden und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen. — Sie haben nur einen Fehler, den, daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind. — Ich habe geringes Verdienst und wenig Kenntnisse, aber viel guten Willen und eine unerschöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Personen von ausgezeichneter Tugend.“

Mit der größten Bescheidenheit spricht Friedrich immer von sich selbst. „Mein höchster Wunsch wäre,“ schreibt er an Voltaire den 19. Januar 1738, „unter einem milden Himmelsstriche zu wohnen, Freunde, wie Sie, zu verdienen und von rechtschaffenen Leuten geachtet zu werden. Gern würde ich dem vornehmsten Gegenstande menschlicher Habsucht und Ehrbegierde entsagen, allein ich fühle nur zu lebhaft, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich sehr wenig sein würde. Sie werden um Ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet und bewundert; ich aber brauche Titel, Rang und bedeutende Einkünfte, um die Augen der Welt auf mich zu ziehn.“

Der unbegrenzte Trieb Friedrichs, in jedes Geheimniß des Lebens und der Wissenschaft eingeweiht zu werden und der Wunsch, einem Bunde anzugehören, welcher die sittliche Aus-

bildung der Menschheit zur wahren Freiheit sich als Aufgabe gestellt hatte, veranlaßte ihn, sich in den Orden der Freimaurer aufnehmen zu lassen. Er benutzte hierzu eine Reise, welche er mit dem Könige im Sommer 1738 zur Heerschau nach dem Rheine und nach Holland unternommen hatte. In dem Schlosse des Prinzen von Oranien zu Loo machte Friedrich die Bekanntschaft des regierenden Grafen Albert Wolfgang von Schaumburg-Lippe, eines eifrigen Maurers, und erklärte ihm seinen Wunsch, in den Bund aufgenommen zu werden, da er bei seiner Rückkehr einige Tage in Braunschweig zu verweilen gedachte und die dortige Messe den auswärtigen Brüdern einen guten Vorwand gab, sich, ohne Aufsehen zu erregen, daselbst versammeln zu können. Die einzige, damals in Deutschland bestehende Loge war die „zur Weintraube" in Hamburg. Der Graf von der Lippe hatte durch den Baron v. Albedyl zu Hannover den Baron v. Oberg, als Meister vom Stuhle, nach Braunschweig einladen lassen, um bei der Aufnahme des Kronprinzen den Vorsitz zu führen. Die Brüder, zu denen sich noch der Graf Kielmannsegge, die Herren v. Löwen und Bielefeld aus Hamburg eingefunden hatten, trafen am 11. August in Braunschweig ein und richteten im Gasthofe „zum Schlosse Salzdahlum" ein Zimmer zur Aufnahme ein. Der Kronprinz, welcher im Gefolge des Königs am folgenden Tage in Braunschweig ankam, bestimmte die Nacht vom 14. auf den 15. August zur Aufnahme. Was uns einer der theilnehmenden Brüder, der Baron Bielefeld, davon verrathen hat, ist Folgendes: „Den ganzen vierzehnten des August brachten wir noch mit Vorbereitungen zur Loge zu. Etwas nach Mitternacht trat der Kronprinz in Gesellschaft des Grafen v. Wartensleben, Hauptmann im Regimente des Königs, ein. Diesen letzteren stellte uns der Kronprinz als einen Candidaten vor, dessen Auf-



Friedrich wird als Kronprinz in den Bund der Freymaurer aufgenommen



nahme er unmittelbar nach der seinigen wünschte. Er bat, bei seiner eigenen Aufnahme keinen der strengen Gebräuche zu unterlassen, welche in dergleichen Fällen üblich wären, ihm nichts zu erlassen und ihn ganz wie einen einfachen Privatmann anzusehen. Wir nahmen ihn daher in allen hergebrachten und nöthigen Formen auf. Ich bewunderte seine Unerschrockenheit, seine Geistesgegenwart und Freundlichkeit, welche ihn selbst in den bedenklichsten Augenblicken nie verließen. Ich hielt eine kleine Rede, über welche er seine Zufriedenheit bezeigte. Nachdem die beiden Aufnahmen geschehen waren, eröffneten wir die Loge und begannen die Arbeit. Er schien von Allem entzückt und benahm sich mit eben so viel Geist als Geschick. Nach vier Uhr des Morgens war Alles vollbracht, der Prinz kehrte nach dem herzoglichen Schlosse zurück, eben so erbaut von uns, wie es schien, als wir von ihm."

In demselben Briefe (aus Braunschweig vom 24. August 1738) giebt der Baron Bielefeld folgende Schilderung des Kronprinzen, welche das geistige und körperliche Bild, welches wir uns bereits von ihm gebildet haben, noch anschaulicher machen wird. „Ich versichre Sie, mein lieber Bruder, daß ich von dem Kronprinzen von Preußen eine große Meinung für die Zukunft gefaßt habe. Er ist nicht von großer Gestalt und unser Herrgott würde ihn nicht gewählt haben, um an der Stelle des Königs Saul zu regieren; allein in Betracht der Größe und Schönheit seines Geistes verdient er den preußischen Königsthron zum Wohle seiner Völker einst zu besteigen. Er hat charmante Gesichtszüge, ein geistreiches Wesen, eine edle Haltung und es käme nur auf ihn an, Anspruch auf Schönheit zu haben. Ein Pariser Petit=maitre würde seine Frisur nicht ganz regelmäßig finden, allein sein Haar ist von einem schönen Braun und kleidet, nachlässig in Locken gelegt, gut zu

seinem Gesichte. Seine großen blauen Augen haben zu gleicher Zeit etwas Gestrenges und etwas Sanftes und Liebliches. Ich war überrascht, sein Aussehn so jugendlich zu finden. Sein Benehmen ist ganz dasjenige eines Mannes von hohem Stande und er ist der niedlichste Sterbliche von allen Einwohnern des Königreichs, welches ihm bevorsteht. Ich spreche nicht von den Eigenschaften seiner Seele; es würde schwer gehalten haben, sie in ein Gespräch hineinzuziehn, allein ich versichre, daß er nicht ein einziges Wort gesagt hat, welches nicht ungemein viel Geist und eine große Herzensgüte verrathen hätte. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf die allgemeine Stimme über ihn."

Funfzehntes Capitel.

Des Kronprinzen Rapporte an den König. — Friedrich erbietet sich, einen langen mecklenburgischen Schäferknecht einzufangen; läßt die Soldaten Spießruthen laufen. — Schickt dem Vater kalte Pasteten und Kibizeier. — Pflanzt Obstbäume. — Trinkt den Herzog Carl von Mecklenburg unter den Tisch. — Ein Invalide erzählt ihm von der Schlacht bei Fehrbellin. — Neue Schulden. — Der König studirt Wolff's Philosophie; versöhnt sich auf dem Sterbebette mit Friedrich. — Des Königs letzter Wille. — Stirbt tapfer wie ein Held und ergeben wie ein Christ.

Wie sehr nun aber auch die schönen Künste und Wissenschaften, der Briefwechsel mit den Freunden und die heitre

Gesellschaft den Kronprinzen in Anspruch nahmen, er versäumte darüber durchaus nichts in seinem Dienste als Regimentschef und als Wirthschafter im Garten und Felde. Ueber diese Angelegenheiten wurden fast wöchentlich genaue Rapporte in deutscher Sprache an den König geschickt, deren Styl und Inhalt sich freilich wesentlich von dem der französischen Briefe an Voltaire, Camas, Suhm und andere gelehrte Freunde unterscheidet, und schwerlich dürften wir von der damaligen Bildung Friedrichs eine richtige Vorstellung erhalten, wenn uns von seiner Hand nichts übrig geblieben wäre, als diese Berichte an seinen Vater. Die vornehmste Angelegenheit in diesen sind die „großen Kerle", für welche, wie wir schon öfters erwähnten, Friedrich Wilhelm I. eine so ganz absonderliche Vorliebe hatte, daß er, der sonst sparsam bis zum Knausern sein konnte, Tausende verschwendete, um aus ganz Europa sich die ungeschlachtesten Riesen zu verschaffen, von denen ihm zuweilen das Stück über siebentausend Thaler zu stehen kam. Da von den Werbern und sogenannten Seelenverkäufern kein Mittel der Gewaltthat, der List, Bestechung und Ueberredung verschmäht wurde, um die Leidenschaft des Königs zu ihrem Vortheile zu benutzen, so wurde dieser hierdurch oft in die unangenehmsten Händel verwickelt. Ein preußischer Werbeofficier in Jülich hatte lange Zeit einem Tischler von ungewöhnlicher Größe nachgestellt. Eines Tages schickt er den Küster zu ihm und läßt einen Sarg bestellen für einen verstorbenen Soldaten, welcher ohngefähr die Größe des Tischlers habe. Nach zwei Tagen findet er sich wieder bei ihm ein, meint aber, der Sarg habe nicht die bestellte Länge. „Das muß ich besser wissen," sagt der Tischler, „ich habe ihn noch um drei Zoll länger gemacht, als ich bin." — „Da wett' ich fünfzehn Kreuzer," sagt der Küster, „wo das wahr ist; Ihr stoßt mit Kopf und Füßen an,

wenn Ihr Euch hineinlegt." — „Die Wette gilt," sagt der Tischler und legt sich, so lang er ist, in den Sarg. Sogleich werfen der Küster, der nur ein verkappter Werber war, und seine Träger den Deckel auf den Sarg, nageln ihn zu und tragen den eingefangenen Tischler vor das Thor, um ihn sofort nach Potsdam zu transportiren. Leider hatten sie sich etwas zu lange damit aufgehalten, sie konnten den Sarg sogleich nach dem Kirchhofe tragen; als sie ihn öffneten, fanden sie den Tischler todt darin.

Aehnliche bald gelungene, bald mißlungene Unternehmungen kamen öfter vor und leider sah sich der Kronprinz jetzt selbst genöthigt, dergleichen Aufträge zu übernehmen.

Der Kronprinz an den König*).

Allergnädigster König und Vahter!

Ich habe die Gnade gehabt, jetztunder meines allergnädgsten Vahters Ordre mit dem neuen Werbe-Reglement in aler Unterthänigkeit zu erhalten und werde mich beim Regiment in allen Stücken suchen zu conformiren, bei die meisten Compagnien aber seindt noch (5 Fuß) 8zöllige Leute in's erste Glied und werden wir Mühe haben, solche dieses Jahr heraus-zukriegen; auch habe aus dem Werbe-Reglement gesehen, daß, wenn Officiers große Kerels wissen, sie solche angeben salen.

---

*) Zum Belege, wie unbeholfen und unrichtig Friedrih die deutsche Sprache schreibt, lassen wir diese Briefe mit allen Fehlern gegen die Rechtschreibung abdrucken. Die früheren Briefe aus Cüstrin sind weniger fehlerhaft, weil sie von dem Hofmarschalle vorher corrigirt wurden.

Hier unweit von Perleberg in's Meckelnburgische hält sich ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuß 4 Zoll gewiß haben soll; mit Gutem ist nichts mit ihm auszurichten; aber wenn er die Schafe hüthet, so ist er alleine auf dem Felde und könnte man mit ein paar Officiers und ein paar tüchtige Unterofficiers ihn schon kriegen; es ist derselbe, da einmal die Husaren nach seindt geschickt gewesen; ich habe Officiers allhier, die sehr wohl dort bekannt seindt, also wollte fragen, ob mein allergnädigster Vahter befehlet, daß man ihn aufheben solle oder nicht und woferne es mein allergnädigster Vahter vor gut findet, so will ich schon praecautions nehmen, daß die Sache gut gehn soll und ohne daß sonderlich Lärm daraus wird, denn ich kenne den Amtmann, unter welchem der Kerel steht und kann man dem schon das Maul stopfen. Der ich in tiefster submission u. s. w.

Rupin den 15. Sept. 1732.

Antwort des Königs*).

Mein lieber Sohn. Ich habe aus Euerm Schreiben vom 15. d. M. ersehen, was Ihr wegen eines Schäferknechtes im Meckelnburgischen meldet. Ihr sollt Mir berichten, unter welchem Edelmanne derselbe steht und wer seine Obrigkeit ist, so will ich schon weiter Order geben. Ich bin u. s. w.

Wusterhausen, den 17. Sept. 1732.

„Ich habe," schreibt hierauf der Kronprinz aus Ruppin den 19. Sept. 1732, „die Gnade gehabt, aus meines allergnädigsten Vahters Schreiben in aller Unterthänigkeit zu sehen, daß mein allergnädigster Vater zu wissen verlangt, in was vor

---

*) Von einem Cabinetsrathe ausgefertigt; der König schrieb bei weitem unleserlicher und fehlerhafter noch als der Kronprinz.

einem Dorfe sich der lange Schäfer aufhielt, davon ich meinem allergnädigsten Vahter von geschrieben. Dies Dorf nun heißet Bresegard und gehört zu einem Meckelnburgisch=Schwerinschen Amte, der Amtmann aber ist des Kriegsrathes Cramer sein Schwager und könnte es wohl angehn, daß selbiger uns ihn in die Hände spielte, dieweil der Kerl dann und wann hier drei Meilen von der Grenze seine Schaafe hüthen geht und sich des Nachts bei seiner Heerde aufhält. Sechs Wochen oder zwei Monate Zeit müßte man wohl haben, alsdann die Sache gewiß angehen kann. Ich erwarte hierauf in aller Unterthänigkeit meines Allergnädigsten Vahters gnädigste Order und verbleibe" u. s. w.

Der König befahl hierauf, an den Kriegsrath Cramer zu schreiben: „sein Schwager wäre da unten, soll suchen den Kerl habhaft zu werden, wenn es nicht anders wär', soll suchen ihn an der Grenze zu kriegen und stillschweigend und ohne Lärm wegnehmen lassen." —

„Hier bei dem Regimente," schreibt Friedrich aus Ruppin vom 11. Dec. 1733, „steht gottlob Alles wohl und habe ich drei schöne Recruten von dem Herzoge von Eisenach gekriegt, alle drei über (5 Fuß) 11 Zoll. Ich habe auch bereits mit einigen Landjunkern wegen das Gut und Rheinsbergischem Inventario gesprochen und wollen sie künftige Woche den Anschlag davon machen und werde ich auch Montag hingehn."

Ueber die strenge Mannszucht und die zum Theil unmenschlichen Bestrafungen verlangte der König ebenfalls Bericht. „Ich habe," meldet Friedrich aus Ruppin den 8. Jan. 1734, „bei dem Regimente viel Prozeß gefunden. Unter andern so ist ein Unglück geschehen, da ein Bursche von Major Quats Compagnie, der den Mondirungsboden bestohlen und derowegen Spießruthen laufen müssen, in währendem Gassenlaufen einem Burschen das Bajonett von der Seite gezogen und einen Bur-

schen damit blessirt. Der Kerl aber, so Spießruthen gelaufen, ist schleunig gestorben."

„Berichte meinem Allergnädigsten Vahter in aller Unterthänigkeit (vom 23. April 1735), daß noch Alles richtig beim Regimente ist. Wir haben bereits angefangen zu feuern und hoffe ich, daß mein Allergnädigster Vater bei der Revue auch wird zufrieden sein. Weil ich vernommen, daß mein Allergnädigster Vahter gern kalte Pasteten ißt, so nehme ich mir die Freiheit, eine in aller Unterthänigkeit zu überschicken, wie auch Kibizeier, welche ich so eben bekommen. Der ich" u. s. w.

Der König schrieb zur Antwort: „Ich danke, werde seine Gesundheit trinken." —

Mit dergleichen Zusendungen versorgte der Kronprinz fortwährend Küche und Keller des Vaters. „Die gnädige Art," schreibt er vom 10. Febr. 1736, „wohrmit Mein allergnädigster Vahter die puhten, so ich geschicket, hat an nehmen wollen, behertzet mihr die Freiheit zu nehmen, eine kalte Rindfleisch Pastete, wie Er sie gerne ißet zu schicken und mit nechst kommender gelegenheit werde pularden so nuhr noch nicht fet genung seindt schicken und hoffe ich in ein Jahr meine Wirthschaft so in zu richten, das Mein allergnädigster Vahter kein Fleischwerk wirdt gebrauchen von Hamburg kommen zu lassen. Der ich mihr bestendig in Meines allergnädigsten Vahters Gnaden gantz unterthänigst Empfehle und mit unaufhörlichem respect bis an mein Ende verharre

Als Meines aller Gnädigsten Königs und Vahters treugehorsamer Diner und Sohn

Friedrich.

Diese Zusendungen wurden noch reichlicher, als der Kronprinz sein Schloß in Rheinsberg bezog, wo seine Wirthschaft

ausgedehnter war und in seiner Küche durch französische Köche noch mehr Delicatessen zubereitet wurden.

Sobald der Kauf dieses Gutes abgeschlossen war, läßt es sich auch der Kronprinz angelegen sein, Haus und Hof, Garten und Feld in besten Stand zu setzen. „Anjetzo," schreibt er dem Könige aus Ruppin den 7. Dec. 1734, „mache ich Anstalt guhte obst böhme bis Früjar in Reinsberg zu setzen und dar alles in Ordnung zu setzen auf das wenn ich einmal die Gnade habe Meinen aller Gnädigsten Vahter dar zu sehn, ich Ihm die Wirtschaft und alles in ordenung tzeigen wolte." Für das Setzen junger Bäume sorgte der Kronprinz in Rheinsberg fortwährend. „Anjetzo," schreibt er dem Vater den 14. Nov. 1736, „bin ich beschäftich mit dem flantzen der Bäume fertig zu werden, die weil wir anjetzo noch schöne tage haben."

Von den Concerten und französischen Comödien an den König zu schreiben, unterließ der Kronprinz wohlweislich; kamen aber lustige Auftritte nach dem Geschmacke des Tabakscollegiums vor, so versäumte es Friedrich nicht, den König damit zu unterhalten.

Der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, welcher mit seinem kleinen Hofstaate in Mirow residirte, besuchte den Kronprinzen öfter und gab Veranlassung zu komischen Auftritten, von denen Friedrich nicht unterläßt, Bericht zu erstatten. „Des Printzen von Miraus visite," schreibt er aus Rheinsberg den 11. Nov. 1736, „ist gar zu curieus geweßen, auf daß ich nicht Meinen allergnädigsten Vahter alle umbstände davon berichte. Ich habe in meinen letzten Schreiben Meinem allergnädigsten Vahter gemeldet, wie das der General Pretorius bei uns gekommen wehre, so fundt sich selbiger aber bei mihr, wie ich mit dem Printzen von Mirau in der Camer Kam; so

fing der General Pretorius an: voila le Prinse Cajuca, und das so laut, das es alle Leutte höreten, Kein mensch Kunte das Lachen laßen und hatte ich alle Mühe, das ich es so draete das er nicht böße wurdte. Kaum war der Printz im Hause, das man mir sagen Kam, das dem armen Printzen zum Unglück der Printz Henrich*) gekomen wehre, welcher ihn dan dermaßen ufzoch, das wir alle gedacht thot vor lachen zu bleiben. Er wurdt immer gelobet und absonderlich über seine schöne Kleidung seine guhte aire und seine ungemeine leichtigkeit im thantzen; ich habe auch gedacht es würde Kein aufhören des thantzes werden. Den Nachmittach umb ihn den Rock zu verderben, so haben wier im Regen nach den Fogel geschoßen, er wollte wohl nichts sagen, aber man Kunte doch sehen, das er sich umb den Rock sehr hatte. Den abend so krigte er einige gläser im Kopf und wurdt recht lustig, sagte wie er nothwendig wegen Stats und considerablen angelegenheitten wieder nach hause müste, welches aber doch bis in die nacht umb 2 Uhr verschoben wurdt; ich glaube, das er sich des Tags darauf nicht mehr wird viel zu erinnern wißen. Der ich mich" u. s. w.

Auf das Tabakscollegium war der Kronprinz nie gut zu sprechen; dennoch mußte er auch jetzt noch von Zeit zu Zeit darin erscheinen. Als er eines Abends, von dem Könige eingeladen, eintrat, erhoben sich die Anwesenden von ihren Sitzen, ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen. Da es streng untersagt war, aufzustehen, selbst wenn der König eintrat, nahm dies Friedrich Wilhelm seinen Gästen sehr übel und schalt sie, daß sie sich zu frühzeitig vor der „aufgehenden Sonne", so pflegte

---

*) Der Markgraf Heinrich von Schwedt, ein Freund und Anstifter lustiger Streiche.

er spöttisch den Kronprinzen zu nennen, beugten. Friedrich wußte aber, daß diese Ehrfurcht nicht von allen Mitgliedern ehrlich gemeint war, da mehrere, um sich bei dem Könige beliebt zu machen, üble Nachrichten über ihn verbreiteten. „Ich kenne," schreibt er (französisch) an den General Grumbkow den 17. März 1733, „die Verdienste des rothen Zimmers in Potsdam und der Tabakswolken, welche die mittlere Luftregion desselben einnehmen. Indessen hält dort ein Senat seine Sitzungen, welcher zuweilen das Schicksal und die Bestimmung von uns Anderen entscheidet. Den Senat der Römer hielten die Römer wegen seines Schweigens, seiner Würde und des ehrfurchtgebietenden Aussehens der Senatoren für eine Versammlung von Göttern; jener Senat in Potsdam, weit entfernt den Göttern des Olymps verglichen werden zu können, sinkt weit eher zur Gesellschaft einer Tabagie herunter." — Bei weitem zog Friedrich die Gesellschaft, die er in Rheinsberg um sich versammelte, der des Königs vor, doch war ihm jede Gelegenheit, sich zu unterrichten, willkommen. Die höhere Kriegskunst und Befestigungskunst studirt er mit Planen, welche der Fürst Leopold von Dessau, der alte Feldmarschall, ihm schickt und die Schlacht von Fehrbellin läßt er sich von einem Invaliden erzählen. „Heute hab' ich," schreibt er dem Könige aus Rheinsberg den 12. August 1737, „einen alten Mann gesprochen, welcher unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm als Cornet gedient hat; anno 1670 ist er in Dienst gekommen und hat den ganzen Krieg gegen die Franzosen mitgemacht, ist auch mit bei Fehrbellin gewesen und hat mir viel Umstände recht deutlich verzelet. Der Mann ist 91 Jahre alt und hat noch alle seine Sinnen, nuhr daß ihm das sprechen was undeutlich wird, weillen er meistens die zehne verloren hat."

Die vornehmste Sorge in Beziehung auf den König blieb



Friedrich lässt sich von einem 91 jährigen Invaliden die Schlacht



jedoch immer das Regiment und namentlich die Leibcompagnie, welche der Kronprinz im Jahre 1737 bereits in so gutem Stande hatte, daß er dem Könige bei der Spezialrevue im ersten Gliede achtundzwanzig Mann vorstellen konnte, von denen keiner unter sechs Fuß maß, im vierten Gliede eben so viel, von denen keiner unter fünf Fuß elf Zoll hatte; zehn Unterofficiere waren ebenfalls ausgesuchte Leute und der Kronprinz bezahlte so hohes Handgeld und so außerordentliche Zulage zur Löhnung, daß mehrere junge Edelleute von 6 Fuß und darüber als Gemeine in seiner Leibcompagnie dienten. Der Ankauf und die Unterhaltung dieser Riesen kosteten ihm aber so große Summen, daß wir es durchaus nicht der Verschwendung im Haushalte und einer ungeordneten Lebensweise zuschreiben dürfen, wenn wir ihn, trotz einer jährlichen Zulage von 12000 Thalern, welche der König im Jahre 1737 bewilligte, trotz der Unterstützung von 3000 Ducaten, welche er von dem Kaiser erhielt, beständig in der größten Geldverlegenheit finden. Andere Regimentsinhaber bereicherten sich dadurch, daß sie dem Könige für sein Potsdamsches Regiment ihre Flügelmänner mit einem ansehnlichen Gewinne verkauften; allein der Kronprinz sah sich genöthigt, dem Könige von Zeit zu Zeit einige große Leute, welche ihm sehr theuer zu stehen kamen, um einen mäßigen Preis zu überlassen. Friedrich selbst wußte den Werth, welchen dem Soldaten einige Zoll mehr verleihen, sehr wohl zu würdigen. Als Voltaire ihm in einem Briefe etwas Schmeichelhaftes über die Schönheit seines Regiments sagt, antwortet ihm der Kronprinz: „Wodurch hat mein Regiment Ihre Neugier erregen können? Ich wünschte, es wäre durch seine Tapferkeit bekannt und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Aufzug, Putz und äußeren Flitterstaat auszeichnen. Ganz andere Krieger führte

Alexander, als er Griechenland unterwarf und Asien eroberte. Ihr Schmuck war das Schwerdt, lange Gewohnheit hatte sie zu schwerer Arbeit abgehärtet, sie wußten Hunger und Durst und jedes Ungemach zu ertragen, welches ein langer Feldzug mit sich führt. Strenge Zucht hielt sie fest zusammen, um rasch denselben Zweck und die größten Unternehmungen des Feldherrn geschwind und glücklich auszuführen." — Friedrich sah jedoch die Nothwendigkeit ein, sich um das Einzelne des kleinen Dienstes und um die mechanische Ausbildung des Soldaten genau zu bekümmern. „Das Reglement," schreibt er (französisch) 1738 an den Obersten Camas in Frankfurt a. d. O., „welches Sie den Compagnien gegeben haben, ist vortrefflich; nur erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es ein wenig zu unbestimmt ist. Sie bemerken ganz gut, daß der Soldat das Gewehr gut halten, gut marschiren müsse; allein Sie geben dem Officier nicht die Regel an, nach welcher er den Infanteristen corrigiren muß. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Formular zu übersenden, welches ich im vergangenen Jahre einer jeden Compagnie gegeben und in diesem Jahre mit Erläuterungen bereichert habe. Einiges fehlt darin, als z. B. die Recruten, weil ich diese selbst mache, und die Schuhe, weil die Compagnien bereits die Leisten dazu haben." —

Das Anschaffen der Recruten war jedoch nicht so leicht, als er es in diesem Briefe schildert, manches edlere Vergnügen mußte er sich versagen und die aufgeborgten Summen reichten nicht aus, immer mußten neue Schulden gemacht werden. In dieser Zeit war es besonders der sächsische Gesandte, Herr v. Suhm in Petersburg, der ihm, wie schon oft, so auch diesmal aus der Verlegenheit half. An ihn wendet er sich und bittet ihn in einer mit ihm verabredeten eigenthümlichen Sprache, in welcher „zwölf Exemplare vom Leben des Prinzen Eugen"

so viel als: „zwölftausend Thaler" bedeuten, um neuen Vorschuß. „Da Sie," schreibt er aus Rheinsberg 1737 an Suhm, „nun einmal mein Commissionair in Rußland sein wollen, so bitte ich mir die neue Ausgabe vom Leben des Prinzen Eugen zu verschaffen, die man bei Ihnen druckt; das wird das kürzeste sein. Die Absendung an mich wird leichter, der Contract mit dem Buchhändler viel sichrer sein und ich werde dabei meine Rechnung viel besser finden, als bei den Wiener Buchhändlern (d. h. Seckendorf), die langsam drucken, den Subscribenten keinen Credit geben und die mit einem Worte mir nicht anstehn. Man verlangt zwölf Exemplare (12,000 Thlr.) von mir; diejenigen, welche sie bestellt haben, verfolgen mich bei Tag und Nacht, als ob ich eine Druckerei im Hause hätte und nach meinem Belieben sie befriedigen könnte. Ich werde Antiken machen lernen und ein Falschmünzer werden, um mich aus der Verlegenheit zu ziehn. Kurz und gut, elf bis zwölf Personen bestehen steif und fest auf das Leben Eugens, sie fordern es, was es auch kosten mag. Denken Sie sich meine Lage; ich thue Gelübde an alle Heilige und ohne Sie würde es schlimm mit mir stehn. Schließen Sie daher mit dem Buchhändler den Accord, ich gebe Ihnen dazu gänzliche Vollmacht, meine Sache kann sich nicht in besseren Händen befinden, als in den Ihrigen. Ihre Klugheit und Wolff stehn mir für den günstigen Erfolg."

Obschon Herr v. Suhm die gewünschte Summe durch ein Anlehn bei dem Prinzen Biron von Curland aufbrachte, sieht sich dennoch Friedrich bald wieder genöthigt, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. „Meine Kasse ist erschöpft," schreibt er ihm im folgenden Jahre, „die Recruten werden immer theurer und ich muß sie schaffen."

Auch andere Freunde ging der Kronprinz um Geldvor-

schüsse an. Der Geheimerath v. Münchow, derselbe, der ihm schon in Cüstrin so wesentliche Dienste leistete, verschaffte ihm einen Vorschuß von 1000 Thalern bei dem Vicebürgermeister (Proconsul) Litzmann in Neu-Ruppin. Es war dies nur ein Tropfen auf einen glühenden Stein; er mußte sich im nächsten Jahre schon wieder an Suhm wenden. „Ein Mensch, der in den Händen der Seeräuber gewesen ist,“ schreibt er ihm den 1. Febr. 1739, „kann sich in keiner übleren Lage befinden als ich. Dies vervielfältiget meine Erkenntlichkeit für die Bemühungen, die Sie sich meinetwegen gegeben haben.“ Der Kaufmann Splittgerber, welcher schon vor der Cüstriner Gefangenschaft den Kronprinzen unterstützt hatte, wurde ebenfalls auf's Neue angegangen und in's Geheim wurden auch noch von anderen Privatleuten kleinere Summen aufgenommen, wofür oft wucherliche Zinsen bezahlt werden mußten. Hierzu kam noch, daß Friedrich freigebig und zum Wohlthun geneigt war. Er nahm den lebhaftesten Antheil an dem Schicksale der unglücklichen, aber in ihrem evangelischen Glauben getrösteten, Salzburger, welche der fanatische Erzbischof Firmian zwang, ihre schönen Alpenthäler zu verlassen und auszuwandern Friedrich Wilhelm I. hatte ihnen Schutz und Aufnahme in seinem Königreiche zugesagt, wo er ihnen nur die Steppen Litthauens als ihr neues Vaterland anbieten konnte. „Mein Herz blutet mir,“ schreibt Friedrich den 27. Oct. 1732 an den General Grumbkow, „wenn ich das traurige Loos der Vertriebenen höre. Mir scheint es, als könnte man den Muth, welchen diese braven Leute bewiesen haben, und die Unerschrockenheit, mit welcher sie alles Ungemach der Welt eher ertragen, als daß sie ihrem evangelischen Glauben untreu werden sollten, welcher uns die Wahrheiten unseres Heilandes erkennen lehrt, nie genug belohnen. Ich will mich gern meines letzten

Hemdes berauben, um mit diesen Unglücklichen zu theilen. Ich ersuche Sie, mir Mittel zu verschaffen, um jene Auswanderer zu unterstützen; von ganzem Herzen will ich von dem Wenigen, was ich habe, Alles geben, was ich irgend entbehren kann und ich glaube, ein jeder rechtliche Mann wird es sich zur Pflicht machen, mit Allem, was er vermag, Leute zu unterstützen, deren Väter und Verwandte für die Liebe zu unserem Heilande gelitten haben." —

In seinen bedrängten Umständen war es für den Kronprinzen eine höchst angenehme Ueberraschung, daß ihm der König, den er im Sommer 1739 nach Preußen zur Revue bei Wehlau begleitet hatte, ein Geschenk mit dem königlichen Landgestüte zu Trakehnen machte, welches einen jährlichen Ueberschuß von zehn- bis zwölftausend Thalern abwarf. Der Kronprinz war darüber so sehr erfreut, als ob er das große Loos gewonnen hätte. An alle Freunde und Verwandte wird die Nachricht voll Jubel mitgetheilt; aus Paris, Petersburg, Wien gehn Glückwünschungsschreiben ein; Voltaire, Rollin, Camas, Seckendorf, Jordan rühmen in Prosa und in Versen die Huld des Königs und in Rheinsberg versäumt man nicht, auf sein Wohl einige Flaschen Champagner mehr, als sonst, zu leeren.

Allein weder diese gutgemeinten Wünsche, noch die Kunst der Aerzte vermochten die immer rascher sich entwickelnde Wassersucht des Königs aufzuhalten. Der König selbst täuschte sich nicht mehr über seinen Zustand. Unter die Anfrage des Fürsten von Dessau: ob der König die bei der kaiserlichen Armee angeordneten Entlassungen nicht zu Werbungen für die preußische Armee zu benutzen Willens sei? schrieb er am 1. Febr. 1740, „ich denke zu sterben und habe meinem eltesten son alles gesagt."

Friedrich ließ sich genauen Bericht von den Leibärzten des Königs über dessen Befinden erstatten, sie waren noch immer außer Besorgniß, es waren Zeichen der Besserung vorhanden. Als der Kronprinz aber erfuhr, daß der König in Wolff's Schriften lese und mit Achtung von der Philosophie spreche, da schien es ihm, als müsse sein Ende nahe bevorstehn. „Das Neueste des Tages," schreibt er an Suhm den 28. Oct. 1739, „ist, daß der König drei Stunden täglich Wolff's Philosophie lieset; Gott sei dafür gelobt! So wären wir denn bei dem Triumphe der Vernunft angelangt und ich hoffe, daß die Frömmler mit ihrer finstern Kabale nicht mehr den guten Sinn und die Vernunft werden unterdrücken können." Und an Camas schreibt er einige Zeit später: „Ich habe in der Gemüthsstimmung des Königs eine merkliche Veränderung gefunden; er hat von den Wissenschaften als von etwas Löblichem gesprochen. Er ist außerordentlich gnädig geworden, ich bin entzückt und außer mir vor Freude über das, was ich gesehen und gehört habe. Alles Vernünftige, was ich sehe, gewährt mir ein inneres Vergnügen, welches ich kaum verbergen kann. Ich fühle die Gesinnungen kindlicher Liebe sich in mir verdoppeln, wenn ich so vernünftige, so wahre Ansichten bei dem Urheber meiner Tage gewahr werde." —

Mehrmals ließ jetzt der König, wenn er glaubte, daß es mit ihm zu Ende gehe, den Kronprinzen eiligst zu sich bescheiden. Fühlte er einige Linderung, dann bat er ihn, zu seiner Frau und seinem Regimente zurückzukehren, damit nichts versäumt werde. Am 27. Mai, vier Tage vor dem Tode des Königs, war Friedrich wiederum durch Eilboten herbeigerufen worden. Er fand den Vater auf einem Lehnsessel im Garten in großen Schmerzen. Mit Thränen sank er in die Arme, die er liebevoll ihm entgegen hielt und bedeckte seine Hände

mit Küssen. Der König sagte zu den Umstehenden: „Thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben?“ Der Kronprinz sank auf seine Knie nieder; der König umarmte ihn nochmals und sagte: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, daß ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe.“

Die nächstfolgenden Tage brachte Friedrich Wilhelm in Unterredung mit einigen Predigern, von denen er verlangte, „daß sie es recht scharf mit ihm nehmen sollten,“ und mit den Anordnungen zu seinem Leichenbegängnisse zu. — Am Tage seines Todes, den 31. Mai ließ er sich den Sarg, in welchem er ruhen wollte, an sein Krankenlager bringen. Früh um fünf Uhr übergab er dem Kronprinzen Krone und Scepter, die Schlüssel zu der Schatzkammer und ertheilte ihm seinen Segen. Hierauf ließ er ihm in Gegenwart einiger Generale und Minister eine, von ihm bereits früher aufgesetzte, Verordnung vorlesen, aus welcher wir Folgendes mittheilen:

Mein lieber Sohn!

Ich habe Euch hierdurch nachstehende Instruction ertheilen wollen, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt, wenn der Allerhöchste Mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich nehmen und zwar:

Erstens: daß, sobald ich todt sein werde, mein Körper abgewaschen, mit einem reinen Hemde angezogen, auf einen hölzernen Tisch gelegt werden soll, wonach man mich barbieren, alsdann rein machen, mich mit einen Laken zudecken und dergestalt 1 bis 4 Stunden liegen lassen soll.

Zweitens: Mein Leib, in Gegenwart und Beisein des Generallieutenants v. Buddenbrock, Obersten v. Derschau, Majors v. Bredow, Capitains v. Printzen und v. Haak und Lieutenants v. Winterfeld, ingleichen aller hier befindlichen Doctores,

auch derer sämmtlichen Regimentsfeldscheers Meines Regiments, auch Meiner Kammerdiener, so alle zugegen sein sollen, geöffnet und gründlich examiniret werden soll, woran ich eigentlich gestorben und wie es in meinem Leibe aussieht. Ich verbiete aber auf's Aeußerste, daß bei Leib und Leben nichts von Mir herausgenommen werden soll; nur soll das Wasser und der Schleim, so viel möglich, aus dem Körper geschafft werden, alsdann Mein Körper überall recht sauber gewaschen und Mir hierauf die beste Montirung, so Ich habe, ordentlich angezogen werden soll; worauf man Mich in den Sarg, so nicht beschlagen sein soll, legen, den Sarg zuschrauben und dergestalt die Nacht über stehen lassen soll.

Drittens. Bei Meinem Tode sollen die neue Montirung, neue Hüte und alles Uebrige an die Soldaten Meines Regiments ausgegeben werden.

Viertens. Den folgenden Tag soll Mein Regiment zusammen kommen, die Bataillons sollen sich formiren; das erste macht Front nach dem Schlosse, der rechte Flügel steht am Wasser. Alles soll complett sein, ein jeder Grenadier 3 Patronen bekommen. An die Fahnen soll Flor gemacht und die Trommeln mit schwarzem Tuche überzogen werden; auch die Pfeifer und Hautboisten mit Flören. Jeder Officier soll einen Flor auf dem Hute und an dem Arme haben und das Feldzeichen mit Flor eingewickelt sein.

Fünftens. Der Leichenwagen, welcher aus dem Berlinischen Marstalle genommen werden soll, muß an der grünen Treppe stehn, und zwar die Köpfe der Pferde nach dem Wasser zu. In den Leichenwagen sollen Mich acht Capitains von Meinem Regimente hineinbringen. So wie der Wagen herunter fährt, wird vom Regiment das Gewehr verkehrt unter den linken Arm genommen, darauf der Todtenmarsch geschlagen.

Die Hautboisten blasen das bekannte Lied: O Haupt voll Blut und Wunden; alsdann der Leichenwagen das ganze Regiment vorbeifährt bis an die eiserne Thüre; da bleibt der Wagen still halten, das ganze Regiment marschirt vorbei. — Meine beiden Söhne, Wilhelm und Heinrich bleiben bei dem Regimente; Ihr, als Mein ältester Sohn, nebst dem kleinen Ferdinand, marschiret in Eurer Montirung hinter dem Wagen, desgleichen alsdann Alles, was von Generals und Officiers, so nicht zum Regimente gehören, hier ist und mitgehen will. So sollen auch die beiden Feldprediger von Meinem Regimente mitfolgen.

Sechstens. Hierauf soll Meine Leiche von vorgedachten acht Capitains Meines Regiments in die Kirche hineingetragen werden und zwar in die Thüre, in welche ich sonst gegangen bin. Auf dem Sarge soll liegen Mein bester Montirungsdegen, mein bestes Feldzeichen, ein Paar vergüldete Sporen, ein vergüldeter Helm, dergleichen man auf der Berliner Rüstkammer finden kann. Wenn die Capitains Mich also in die Kirche getragen, wird der Sarg etwas vor das Gewölbe niedergesetzt, worauf die Hautboisten sich hören lassen und Mein Capellmeister Ludovici soll die Orgel spielen. Unterdessen sollen die Capitains, so Mich in die Kirche getragen haben, wieder nach ihren Divisions gehn. Von den Generals und übrigen Officiers werden schon welche sein, welche Mir die letzte Ehre erweisen und Mich in Meine Gruft tragen werden.

Siebentes. Vierundzwanzig sechspfündige Kanonen, welche von Berlin gebracht und auf der Plantage stehn, sollen mit Geschwindschüssen zwölf mal feuern, und zwar Feuer auf Feuer; alsdann giebt ein Bataillon nach dem anderen Feuer, die Kanonen sollen aber anfangen.

Achtens. Ich verbiete hiermit, daß keine Parentation (Leichenrede) gehalten werden soll. Die Bataillons werden

nach dem Feuern wieder gebrochen, die Grenadiers bringen die Fahnen dahin, wo Ihr, Mein lieber Sohn, befehlen werdet; ein jeder Grenadier soll das gewöhnliche Biergeld haben, so wie in der Exercierzeit.

Neuntens sollen alle anwesenden Generals und Officiers von Meinem Regimente sowohl, als auch sonsten die fremden Officiers den Abend im großen Saale wohl tractiret und ihnen das beste Stückfaß Rheinwein zu trinken gegeben werden, wie überhaupt an diesem Abende nichts als guter Wein getrunken werden soll.

Zehntens soll vierzehn Tage darauf in allen Kirchen Meines Landes Meine Leichenpredigt gehalten werden und zwar über den Text: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, und soll das Lied gesungen werden: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Von meinem Leben und Wandel, auch Actionen und Personalien soll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesagt werden, daß ich solches expresse verboten habe, mit dem Beisatz: daß ich als ein armer und großer Sünder stürbe, der aber bei Gott und seinem Heilande Gnade suchte*). Ueberhaupt soll man Mich in solchen Leichenreden zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.

Elftens. Meinen Domestiken sollen keine Trauerröcke gemacht werden, sondern einen Flor auf die Hüte, sonst aber ihre ordinäre Montirung tragen. Auch soll übrigens keine Façon mit Mir vorgehen, noch vorgenommen werden.

Ich zweifle also nicht, Ihr, als Mein lieber und treuer Sohn, werdet diesen Meinen letzten Willen in allen Stücken

*) Dem frommen Grafen Zinzendorf hatte er auf ein Bekehrungsschreiben d. 5. Mai geantwortet: „Ein Kopfhänger bin ich nicht, werde es auch nicht werden und glaube nicht, daß es darin bestehe.“

vollkommen erfüllen und ich bin bis in den Tod Euer treuer, affectionirter Vater, Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 29. Mai 1740.

Der Kronprinz gelobte in die Hand des Vaters, Alles treulich zu erfüllen, wie er es angeordnet und befohlen. Es war Mittag ein Uhr. Der König fühlte den Puls aussetzen, er rief den Leibmedicus und verlangte zu wissen, wie es mit seinem Pulse stehe? — Dieser zuckte die Achseln und sagte: „Er steht still.“ Da hob der sterbende König, der so gefürchtete Herr über Leben und Tod, noch einmal den Arm, schüttelte die Faust und rief: „er soll nicht still stehn!“ Allein er stand dennoch still und Friedrich Wilhelm I. schloß seine Augen für immer. — Friedrich hatte den sterbenden Vater keinen Augenblick verlassen; tief ergriffen von seinen Leiden und von dem Heldenmuthe, mit dem er dem Tode entgegenging, schrieb er an Voltaire:

„Freitag Abend den 27. Mai traf ich in Potsdam ein, wo ich den König in solcher Lage fand, daß ich mir aus seinem nahen Tode kein Geheimniß machen konnte. Er bewies mir sehr viel Wohlwollen und sprach eine volle Stunde über die inneren und äußeren Angelegenheiten des Königreichs mit seltener Richtigkeit des Urtheils. Am Dienstag des Morgens fünf Uhr legte er die Regierung in meine Hände und nahm Abschied von meinen Brüdern, von den vornehmsten Beamten und von mir. Die Königin, meine Brüder und ich haben ihm in seinen letzten Stunden beigestanden. Mit dem Stoicismus eines Cato ertrug er seine Qualen und starb den 31. Mai Dienstag Nachmittag zwischen ein und zwei Uhr mit der Neugierde eines Naturforschers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens geschieht und mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes, der den Seinigen ein Beispiel zur Nachahmung hinterlassen will.“ —

Sechszehntes Capitel.

Des Kronprinzen Ansichten über Fürst und Volk. — Die Grundsätze Macchiavelli's und Friedrichs Streitschrift gegen ihn.

Bevor wir dem jugendlichen Könige zu den Stufen des Thrones folgen, den er als unbeschränkter Alleinherrscher, als absoluter Monarch besteigt, suchen wir ihn noch einmal in seinem stillen Studirzimmer auf, wo er die einsamen Nächte dem Nachdenken über den Beruf und die Pflichten des Regenten, über das Wohl und die Rechte des Volkes widmet. Hier ist die Stelle, wo uns sein Geist zur Bewunderung hinreißt, hier erwirbt er sich den Namen des Großen in einer Weise, wie kein anderer der gefeierten Helden alter und neuer Zeit. Wir werden ihn später auf das Schlachtfeld begleiten, wo er mit geringen Mitteln durch raschen Entschluß, durch kühne Ausführung seine übermächtigen Feinde schlägt; wir werden ihn, wenn die Wellen des Unglücks über seinem Haupte zusammenschlagen, gesammelt, erfindungsreich, zu neuer That entschlossen finden — wir werden ihn im Glück, wie im Unglück sich als groß bewähren sehen; allein diese Größe des Kriegsfürsten theilen noch Viele mit ihm. Wenn wir aber den Erben einer unbeschränkten Königskrone in einer Zeit, wo Despotismus und Sittenlosigkeit sich die freche Stirn mit dem Diadem schmückten, während das Volk für eine rohe Menge galt, der weder ein Wille, noch ein Recht zukomme, die Stimme der Vernunft, der Wahrheit und Freiheit erheben hören, und

zwar mit so eindringlicher Ueberzeugung, mit so unwidersteh=
licher Gewalt, daß wir vor seinem Worte ein ganzes alterndes
Jahrhundert zittern, wanken, in Staub sinken sehen: dann
müssen wir gestehen, diese Größe theilt kein anderer im Pur=
pur Geborener mit ihm.

Noch immer ist es vielleicht nicht genug gewürdiget und
erkannt worden, von welcher ungeheuren Wirksamkeit schon
diese ersten Schriften Friedrichs gewesen sind. Nun, da ein
Jahrhundert seitdem verflossen ist, sind wir wohl im Stande,
ihnen eine gerechte Anerkennung zu Theil werden zu lassen.
Dem Geschichtschreiber der Weltgeschichte kommt es zu, die
Bewegung aufzuzeigen, welche die Gedanken Friedrichs in der
Entwickelung des europäischen Staatensystems hervorgerufen
haben. Hier genügt es, nur dies anzudeuten, daß, wie die
Vorsehung einen Mönch zum Rüstzeug auserkohr, um die
Reformation der Kirche zu vollbringen und die Unfehlbarkeit
des geistlichen Oberhauptes zu stürzen, sie eben so einen Thron=
erben erwählte, um die Umwälzung des Staates einzuleiten
und die Unfehlbarkeit des unbeschränkten weltlichen Oberhauptes
in Frage zu stellen. Wie man auch von der, unter dem Na=
men der französischen Revolution bekannten, Umwälzung ur=
theilen möge, das müssen wir, bei allem Abscheu vor einzelnen
Greuelthaten, zugestehen, daß sie ein heilsames Ungewitter war,
welches der Himmel in seinem Zorne dem verderbten Men=
schengeschlechte sendete. Unter denen aber, die dies Gewitter
heraufbeschworen haben, wird unser Friedrich unbestritten die
erste und ehrenvollste Stelle einnehmen.

Wir dürfen nicht unterlassen, hier an die Abhandlung:
„Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand
der Politik in Europa" vom Jahre 1738 und an den
„Anti=Macchiavell", vom Jahre 1739 zu erinnern.

„Nachdem ich," heißt es in der ersten Abhandlung, „das Benehmen der Staatsmänner Europa's beurtheilt, das System der verschiedenen Höfe, so weit meine Einsichten reichen, entwickelt und die gefährlichen Folgen der Ehrsucht einiger Fürsten enthüllt habe, wage ich es, mit der Sonde noch tiefer in das Geschwür des Staatskörpers hineinzugehn, ich werde das Uebel bis auf die Wurzel verfolgen und mich bemühen, die verstecktesten Ursachen davon aufzufinden. Sollten meine Betrachtungen das Glück haben, bis zu den Ohren einiger Fürsten zu gelangen, so werden sie Wahrheiten darin finden, welche sie niemals aus dem Munde ihrer Schmeichler gehört haben würden; vielleicht werden sie sogar darüber erstaunen, diese Wahrheiten neben ihnen auf dem Throne Platz nehmen zu sehen. Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die vergiftete Quelle des Unheils von ganz Europa sind. Dies aber ist der Irrthum der mehresten Fürsten. Sie glauben, daß Gott, aus einer ganz besonderen Rücksicht für ihre Macht, ihr Glück und ihren Stolz, diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer ungemäßigten Leidenschaften bestimmt seien. Ist der Grundsatz falsch, von welchem man ausgeht, so können die Folgen nicht anders als bis in das Unendliche fehlerhaft sein; daher kommt dieser ungezügelte Ehrgeiz, daher das brennende Verlangen, Alles zu verschlingen, daher die Härte der Auflagen, mit denen das Volk belastet ist, daher die Faulheit der Fürsten, daher ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entwürdigen. Wenn die Fürsten diese irrigen Ideen aufgeben, wenn sie bis auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen wollten, sie würden einsehen, daß der Rang, auf welchen sie so

eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk ihrer Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sclaven eines Einzelnen gemacht haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen, daß sie sich keineswegs einem Mitbürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen, die Spielbälle seiner Einfälle zu sein, sondern daß sie denjenigen aus ihrer Mitte gewählt, den sie für den gerechtesten hielten, sie zu regieren, für den besten, um als Vater für sie zu sorgen, für den menschenfreundlichsten, um Mitgefühl bei ihrem Unglück zu haben und sie zu unterstützen, für den tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, für den weisesten, um sie nicht ohne Noth in verderbliche Kriege zu verwickeln; mit einem Worte den Mann, der am geeignetesten war, der Repräsentant des ganzes Staates zu sein und dem die unbeschränkte Macht als Stütze der Gesetze und Gerechtigkeit, nicht aber als ein Mittel dienen sollte, Verbrechen ungestraft zu begehn und Zwingherrschaft auszuüben." — Friedrich sendet diese Abhandlung seinem Freunde Voltaire zu, obschon sehr bittre Ausfälle darin auf das Hofleben und die Politik Frankreichs enthalten waren. Auch ist es wohl kein Zweifel, daß Friedrichs Briefe und Schriften vornehmlich auf Frankreich berechnet waren und dort, wie die Folge lehrte, nicht ohne Wirkung geblieben sind. An Rollin, den französischen Geschichtschreiber in Paris, welcher an Friedrich eine von ihm verfaßte Geschichte Roms sendete, schreibt er (1739): „Ihr Beruf als Geschichtschreiber giebt Ihnen das Recht, die Souveraine zu belehren; Sie können mit der Stimme der Wahrheit zu ihnen dringen, welche die Schmeichelei dem Throne unzugänglich macht; Ihnen ist es gestattet, das mit der Krone geschmückte Laster auf dem Rücken der Tyrannen und der Ungeheuer zu geißeln, von denen die Annalen der Welt-

geschichte wimmeln, und auf diese Weise diejenigen zu bessern, deren Rang selbst ihren Fehlern Hochachtung gewährt. Ich wünsche zum Wohle der Menschheit, daß Sie die Könige zu Menschen, die Fürsten zu Bürgern machen könnten und ich bin gewiß, daß dies der schönste Lohn für Ihre Anstrengung wäre, vielleicht der würdigste Preis, den jemals ein Geschichtschreiber gewann." —

Dasjenige Werk aber, in welchem Friedrich als Kronprinz mit dem edelsten Unwillen und der muthigsten Freimüthigkeit der Gewaltherrschaft, Ehrlosigkeit und dem Betruge der Höfe und Cabinets seiner Zeit den Krieg ankündigte, ist sein Anti-Machiavell. Niccolo Machiavelli, einer der ausgezeichnetesten Geschichtschreiber Italiens, hatte bereits in dem Jahre 1515 ein Buch drucken lassen, welches den Titel führt: „der Fürst" und die vornehmsten Lehren enthält, wie ein Fürst zur Herrschaft gelangen und sich darin behaupten soll. In diesem Buche findet man die schändlichsten Lehren enthalten, welche jemals einem Fürsten ertheilt werden konnten, und leider waren diese Lehren in dem Verlaufe zweier Jahrhunderte fast von allen europäischen Thronen als Staatsmaximen in die Praxis übergegangen. Nach Machiavelli giebt es für einen Fürsten weder Heiligkeit der Menschenrechte, noch Gewissen weder Ehre, noch Treue, oder irgend eine Tugend; er hat nur Einen Zweck zu verfolgen: seinen Vortheil, und diesen zu erreichen, gilt ein jedes Mittel für heilig. Da in den neuesten Lebensbeschreibungen Friedrichs seine Schrift gegen Machiavelli als eine jugendliche Uebereilung bezeichnet wird, bei welcher ihn sein Eifer gegen den „edlen Florentiner" zu weit geführt habe, da sogar deutsche Historiker von Machiavelli behaupten, daß er „mit Friedrich gleich freisinnig gestrebt und gedacht habe:" so ist es unerläßlich,

hier diejenigen Capitel aus Macchiavelli's Schrift im Auszuge mitzutheilen, gegen welche Friedrichs edler Sinn sich empörte.

In dem funfzehnten Capitel seines Werkes sagt der Italiener: „Viele haben sich Republiken und Fürstenthümer vorgestellt, welche in der Wirklichkeit niemals existirt haben. Denn es ist ein so großer Unterschied zwischen der Art und Weise, wie man lebt und wie man leben sollte, daß der, welcher das, was geschieht, für dasjenige nimmt, was geschehen sollte, bei weitem eher seinen Untergang als seine Erhaltung sucht. Es müßte ein Mensch, welcher sich darauf legen wollte, immer rechtschaffen zu sein, unter so vielen Anderen, die es nicht sind, nothwendig zu Grunde gehen. Daher ist es durchaus nothwendig, daß ein Fürst, welcher sich erhalten will, es lerne, nicht gut zu sein, um davon, je nachdem es seine Angelegenheiten erfordern, Gebrauch machen zu können. Indem ich daher Alles, was Einbildung ist, bei Seite lasse und mich nur an das Wirkliche halte, sage ich, daß alle Menschen, und vornehmlich die Fürsten, irgend einen Beinamen des Lobes oder des Tadels führen. Den Einen nennt man freigebig, den Andern geizig, den Einen grausam, den Andern gnädig, den Einen einen Mann von Wort, den Andern treulos, den Einen leutselig, den Andern stolz, den Einen fromm, den Andern gottlos u. s. w. Nun wird mir ein Jeder gestehen, daß ein Fürst, welcher von den angeführten Eigenschaften nur die guten besäße, eine sehr lobenswerthe Sache wäre. Da man sie nun nicht alle haben, noch anwenden kann, so muß der Fürst so klug sein, die Schande der Laster zu vermeiden, welche ihm sein Reich kosten könnten und vor den anderen sich hüten, wenn es möglich ist; kann er es aber nicht, so kann er es ohne weitere Rücksicht laufen lassen. Er darf sich nicht einmal darüber Sorge machen, in die Schande dieser Laster zu gerathen, ohne

welche es schwer halten würde, seine Herrschaft zu behaupten. Denn, Alles genau erwogen, würde das, was er für Tugend hält, ihm Verderben bringen, wenn er es ausübte, dasjenige aber, was ihm als ein Laster erscheint, ihm Sicherheit bringen und die Ursache seines Wohlstandes werden." —

Die Fragen: ob der Fürst grausam oder mild, gefürchtet oder geliebt sein müsse? beantwortet Machiavelli in dieser Weise: „Ich gebe zu, daß alle Fürsten wünschen müssen, lieber für gütig, als für grausam gehalten zu werden; allein sie müssen sich bei der Ausübung dieser Güte sehr vorsehen. Cäsar Borgia galt für grausam und nichts desto weniger hat seine Grausamkeit die Romagna vereinigt und beruhigt. — Sobald es sich darum handelt, seine Unterthanen in ihrer Schuldigkeit zu erhalten, muß der Fürst sich nicht um die Schande der Grausamkeit kümmern, denn am Ende wird es sich finden, daß er menschlicher war, indem er einige unruhige Köpfe springen ließ, als diejenigen, welche durch zu große Milde es zu Unordnungen kommen ließen, welche Raub- und Mordscenen zur Folge hatten. Denn dergleichen Aufruhr zerstört ein ganzes Gemeinwesen, während die Bestrafung, welche der Fürst verhängt, nur den Einzelnen trifft. Außerdem ist es einem Fürsten, welcher eine neue Herrschaft antritt, nicht möglich, dem Namen des Grausamen zu entgehen, da jede neue Herrschaft mit Gefahren umgeben ist. — Hier entsteht die Frage: was besser sei, geliebt oder gefürchtet zu werden? Ich antworte: man muß beides sein, da dies jedoch schwer hält und man sich für eins von beiden entscheiden muß, ist es sichrer, gefürchtet zu werden. Denn, die Wahrheit zu sagen, alle Menschen sind undankbar, unbeständig, heuchlerisch, furchtsam, eigennützig. So lange Du ihnen Gutes erweisest und ihrer nicht bedarfst, bieten sie Dir ihre Güter, ihr Blut,

ihr Leben, ihre Kinder an, Alles gehört Dir; sobald Dir aber das Glück den Rücken kehrt, kehren sie ihn Dir ebenfalls. Der Fürst, der ihren Worten vertraute und nicht bessere Sicherheit nahm, geht zu Grunde. — Hierzu kommt, daß die Menschen weniger fürchten den zu beleidigen, welcher geliebt, als den, welcher gefürchtet sein will. — Ist der Fürst genöthigt, Eines und des Andern Blut zu verlangen, so muß er es nicht ohne angemessene Rechtfertigung und offen thun und sich nur hüten, nach ihren Gütern zu greifen, da die Menschen viel eher den Tod ihres Vaters, als den Verlust ihres Erbtheils vergessen. Außerdem wird es nie an Gründen fehlen, Güter zu confisciren, und hat man einmal angefangen, vom Raube zu leben, findet man genug Gelegenheit, sich fremdes Gut anzueignen, während die Gelegenheit zu Hinrichtungen nicht so häufig vorkommt. Befiehlt aber ein Fürst über eine gute Armee, dann darf er sich nicht das Geringste daraus machen, für grausam zu gelten, denn ohne dies würde er sein Heer weder zusammenhalten, noch etwas damit unternehmen können. — Hieraus mache ich den Schluß, daß, weil die Menschen nach ihrem eigenen Belieben *lieben*, hingegen nach dem des Fürsten sich *fürchten* müssen, ein kluger Fürst sich mehr auf dasjenige, was von ihm, als auf das, was von einem Andern abhängt, verlassen muß; indessen muß er sich gegen Haß möglichst sicher stellen."

Am schaamlosesten erscheinen die Grundsätze, welche Macchiavelli in dem achtzehnten Capitel vorträgt, in welchem er davon handelt, *wie die Fürsten ihr Wort halten müssen*. „Ein Jeder weiß," sagt er, „wie lobenswerth es ist, daß ein Fürst Wort halte, unbescholten lebe und ohne Ränke. Allein die Erfahrung unserer Zeit lehrt, daß nur diejenigen Fürsten etwas Großes ausgeführt haben, welche auf ihr gegebenes

13 *

Wort keinen besonderen Werth legten und die es verstanden, die Anderen zu betrügen, haben zuletzt diejenigen besiegt, welche sich auf ihre Rechtlichkeit verließen. Man muß wissen, daß es zwei Arten giebt, zu kämpfen: die eine mit dem Gesetze, die andere mit der Gewalt; die erstere gehört den Menschen, die zweite den Bestien an. Da indessen sehr oft die erste nicht ausreicht, muß man seine Zuflucht zur zweiten nehmen, weshalb es für den Fürsten nothwendig ist, daß er gut verstehe, Mensch und auch Bestie zu sein. Dies haben die Alten lehren wollen wenn sie erzählen, daß Achilles und einige andere Fürsten von dem Centauren Chiron (welcher halb Mensch, halb Pferd war) unterrichtet wurden, um anzudeuten, daß, sowie der Lehrer halb Thier, halb Mensch sei, der Schüler ebenfalls beide Naturen haben müßte, indem die eine nicht ohne die andere bestehen könne. Da nun der Fürst genöthigt ist, sich gut darauf zu verstehen, Bestie zu sein, muß er in sich den Löwen und den Fuchs vereinigen, da sich der Löwe nicht vor den Netzen, der Fuchs nicht vor den Wölfen zu hüten weiß. Der Fürst muß ein Fuchs sein, um nicht in die Schlingen zu fallen, und ein Löwe, um sich nicht vor den Wölfen zu fürchten. Diejenigen, welche nur den Löwen vorstellen wollen, verstehen ihre Sache nicht recht. Ein kluger Fürst darf nicht immer sein Wort halten und kann es auch nicht, wenn dies ihm zum Nachtheil gereichen würde und wenn die Umstände, unter denen er es gab, sich geändert haben. Dieser Grundsatz würde nichts werth sein, wenn alle Menschen gut wären, allein da sie sämmtlich nichts taugen und Dir ihr Wort nicht halten, so bist Du eben so wenig verbunden, ihnen Wort zu halten. An Vorwand, seinen Treubruch zu beschönigen, wird es einem Fürsten nie fehlen. Ich könnte tausend Beispiele der neueren Geschichte anführen und zeigen, wie viele Friedenschlüsse und Versprechun-

gen durch die Untreue der Fürsten zu nichte gemacht worden sind, wobei derjenige, welcher den Fuchs am besten zu spielen verstand, am meisten gewann. Allein man muß diese Natur des Fuchses gut zu verbergen verstehen, man muß heucheln und sich verstellen können. Denn die Menschen sind so einfältig und so gewohnt, gegenwärtiger Nothwendigkeit sich zu fügen, daß derjenige, welcher betrügen will, immer solche findet, die sich betrügen lassen. Von allen neueren Beispielen genüge dies eine. Der Papst Alexander VI. that nie etwas anderes, als die Menschen zu betrügen; nie dachte er etwas anderes und fand immer Gelegenheit dazu, nie versprach irgend Einer etwas mit heiligeren Eidschwüren und hielt weniger Wort, als er, und nichts desto weniger gelangen ihm alle seine Betrügereien nach Wunsche. So genau verstand er sich darauf, wie man die Menschen behandeln muß. Es ist daher gar nicht nothwendig, daß ein Fürst alle die guten Eigenschaften, die ich angeführt habe, besitze; allein es ist nothwendig, den Schein davon zu haben, ja, ich wage zu behaupten, daß es gefährlich ist, sie zu besitzen und auszuüben, dagegen vortheilhaft, zu scheinen, sie zu besitzen. Du magst mild, treu, höflich, unbescholten und fromm scheinen und es auch sein, allein Du mußt darin so sehr Dein Herr sein, daß Du, sobald es nöthig wird, sogleich das Gegentheil davon sein kannst. Als Thatsache stelle ich fest, daß ein Fürst, und zumal ein neuer, nicht alles dasjenige beobachten kann, wodurch die Menschen für gut gelten, weil die Bedürfnisse seines Standes ihn oft zwingen, das Wort zu brechen und gegen die Christenliebe, Menschlichkeit und Religion zu handeln. Er muß daher seinen Geist, je nachdem der Wind des Glücks weht, zu drehen und zu wenden verstehen; er muß sich die Hand zum Guten frei halten, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, das Schlechte zu thun, wenn es

sein muß. Im Uebrigen muß ein Fürst ganz besonders dafür sorgen, nichts zu sagen, was nicht nach den fünf guten Eigenschaften schmeckt, welche ich angeführt habe, so daß, wer ihn sieht und sprechen hört, ihn für die Güte, die Treue, die Rechtschaffenheit, die Höflichkeit und Frömmigkeit selbst hält. Diese letztere Eigenschaft zumal ist diejenige, worauf es äußerlich am meisten ankömmt, da die Menschen mehr mit den Augen als mit den Händen urtheilen, indem es Jedem gestattet ist, zu sehen, sehr Wenigen aber, mit den Händen zu fühlen. Ein Jeder sieht, wer Du zu sein scheinst, allein fast Niemand weiß, wer Du bist, und die geringere Anzahl wagt es nicht, der Menge zu widersprechen, welche die Majestät als Schild vorhält. Bei den Handlungen aller Menschen, zumal bei denen der Fürsten, von denen man an keinen Gerichtshof appelliren kann, sieht man immer nur auf den Erfolg. Ein Fürst hat daher nichts weiter zu thun, als seine Herrschaft aufrecht zu erhalten, die Mittel, deren er sich bedient, wird man immer für rechtlich erklären und ihn deshalb beloben. Denn der Pöbel sieht nur auf den Schein und urtheilt nur nach dem Erfolge. In der Welt giebt es aber nur Pöbel und die geringere Anzahl gilt nur, wenn die Menge nicht weiß, an wen sie sich halten soll." —

Dies Wenige wird genügen, um diejenigen politischen Trugkünste, welche man mit dem Namen „Macchiavellismus" bezeichnet hat, kennen zu lernen. Es konnte Friedrich nicht darauf ankommen, die unbestrittenen Verdienste Macchiavelli's um die Geschichte und Literatur seines Vaterlandes hervorzuheben, noch weniger konnte er sich durch die beschönigenden Ansichten beschränkter Köpfe irre machen lassen, als habe Macchiavelli sein Buch nur als eine Satyre geschrieben, um eigentlich den Völkern über die Regierungsweise der Fürsten die

Augen zu öffnen. Machiavelli schrieb sein Buch im bittersten Ernste, und ist am wenigsten geneigt, darin dem Volke zu schmeicheln, oder der Freiheit das Wort zu reden, wenn er auch am Schlusse mit der, ihm zu Gebote stehenden, großartigen Beredtsamkeit Italien zum Aufstande gegen die Fremden auffordert.

Friedrichs Auftreten gegen Machiavelli hat jedoch nicht die untergeordnete Bedeutung, daß er darin als Recensent an dem italienischen Geschichtschreiber zum Ritter werden will, er zieht darin gegen ganz andere Feinde zu Felde. Machiavelli's Ansichten waren nicht auf das Studirzimmer des Gelehrten beschränkt geblieben, es war nicht ein platonischer Staat, der nur als ein Ideal aufgestellt worden war; seine Grundsätze waren die aller europäischen Cabinets geworden und hatten Platz genommen auf den mächtigsten Thronen. Friedrich war vertraut genug mit der Geschichte des letzten Jahrhunderts, um zu wissen, daß die Grundsätze Machiavelli's durch Ferdinand II. in Böhmen und Schlesien, durch Philipp II. in den Niederlanden, durch Ludwig XIV. in Frankreich und Deutschland, durch die Stuarts in England zur Ausführung gekommen waren und daß es, selbst zu seiner Zeit, kaum einen regierenden Fürsten gab, der sich nicht, durch die Art und Weise zu regieren, zu diesen Grundsätzen bekannt hätte. Gegen diese treulose, gewissenlose und verderbte Cabinetspolitik des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts richtet Friedrich, indem er Machiavelli angreift, seine Pfeile und daß ein Kronprinz, der bald darauf einen mächtigen Thron bestieg, diesen rühmlichen Kampf als Schriftsteller, als Lehrer des Volks beginnt, war es vornehmlich, wodurch der Sieg entscheidend werden mußte. Seine freisinnigen Grundsätze waren es aber auch, welche mehr als seine Eroberungen die sämmtlichen Cabinets Europa's später

veranlaßten, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Man würde ihm gern Schlesien überlassen haben, wenn er sich verbindlich gemacht hätte, der Philosophie zu entsagen, zu schweigen und den Vertheidigern der Wahrheit keine Freistatt bei sich zu gewähren. Allein, wie Luther in Worms, würde er gesagt haben: ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.

„Ich habe," sagt er in der Vorrede zum Anti-Machiavelli, „das Buch vom Fürsten immer für eins der gefährlichsten Bücher gehalten; es ist dies ein Buch, welches natürlicher Weise in die Hände der Fürsten und derer, welche Geschmack an der Politik finden, fallen muß. Da es nun sehr leicht geschieht, daß ein junger, ehrgeiziger Mensch, dessen Herz und Verstand noch nicht genug ausgebildet sind, um das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, durch Grundsätze verdorben werden kann, welche seinen heftigen Leidenschaften schmeicheln: so darf man ein jedes Buch, welches hierzu beiträgt, als dem allgemeinen Wohle der Menschheit verderblich ansehen. — — Die Ueberschwemmungen der Flüsse, welche das Land verwüsten, das Feuer des Blitzes, welches die Städte in Asche legt, das tödtliche Gift der Pest, welches die Provinzen unglücklich macht, sind der Welt nicht so verderblich, als die schlechte Moral und die zügellosen Leidenschaften der Fürsten. Wie sie die Macht haben, das Gute zu thun, wenn sie wollen, so hängt es auch nur von ihnen ab, das Böse zu thun, und welch eine beklagenswerthe Lage der Völker, wenn sie von dem Mißbrauche der souverainen Gewalt Alles fürchten müssen, wenn ihre Güter der Habsucht ihres Fürsten, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit, ihre Ruhe seiner Ehrsucht, ihr Leben seiner Grausamkeit als Beute anheimfallen? Dies ist das Bild eines Reiches, in welchem ein politisches Scheusal, wie Machiavelli es bilden will, herrschen würde." — —

Der Kronprinz geht nun zu den einzelnen Capiteln des Buches über und stellt neben eine jede Abhandlung Macchiavelli's seine Widerlegung. Er thut dies mit eben so großer Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, als mit Verstand und logischer Folgerichtigkeit. „Will man," beginnt er, „richtig urtheilen, so muß man damit anfangen, den Begriff des Gegenstandes, über den man sprechen will, zu ergründen; man muß bis zu dem Ursprunge der Dinge zurückgehn, um so viel möglich die Grundursachen aufzufinden. Dann kann man den Fortgang leicht aufzeigen und alle Folgen lassen sich nachweisen. Bevor Macchiavelli die verschiedenen Arten der Staaten aufzählt, hätte er, wie es mir scheint, den Ursprung der Fürsten untersuchen und die Gründe angeben sollen, welche freie Menschen veranlassen konnten, sich Herrscher zu geben. Vielleicht hätte es nicht für ein Buch getaugt, in welchem man das Verbrechen und die Tyrannei vertheidigen will, dasjenige zu erwähnen, was sie vernichtet; Macchiavelli würde sich gehütet haben zu sagen, daß die Völker zu ihrer Erhaltung und Ruhe es für nothwendig hielten, zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten Richter, zur Beschirmung ihres Eigenthums gegen die Feinde Beschützer, zur Vereinigung aller ihrer verschiedenen Interessen zu einem einzigen gemeinschaftlichen Vortheile einen Souverain zu haben; daß sie dann unter sich selbst diejenigen dazu erwählten, sie zu beherrschen, welche sie für die Weisesten, die Gerechtesten, die Uninteressirtesten, für die Menschlichsten und Tapfersten hielten. Demnach ist, würde man gesagt haben, die Gerechtigkeit der erste Gegenstand für den Herrscher; das Wohl der Völker, welche er beherrscht, ist es, welches er jedem anderen Interesse vorziehen muß. Was wird nun aus jenen Ideen von Eigennutz, Größe, Ehrgeiz und Despotismus? Es findet sich, daß der

Souverain, weit davon entfernt, der absolute Herr der Völker, die er beherrscht, zu sein, vielmehr nichts weiter, als ihr erster Bedienter (premier domestique) ist."

„Da ich es mir vorgenommen habe, jene verderblichen Grundsätze im Einzelnen zu widerlegen, behalte ich mir vor, nach Maaßgabe des Stoffes bei den einzelnen Capiteln davon zu sprechen. Indessen muß ich hier schon im Allgemeinen sagen, daß dasjenige, was ich vom Ursprunge der Souveraine gesagt habe, die Handlungen der Usurpatoren noch viel schändlicher erscheinen läßt, als sie es sind, wenn man nur ihre Gewaltthätigkeiten in Anschlag bringt, weil sie durchaus der Absicht der Völker zuwider sind, welche sich Souveraine gaben, um Beschützer zu erhalten und sich nur unter dieser Bedingung unterwarfen, anstatt daß sie nun, indem sie dem Usurpator gehorchen, sich und ihr Eigenthum der Habsucht und den Launen eines Tyrannen aufopfern." —

Wir können uns hier nur darauf beschränken, einige Sätze Friedrichs aus denjenigen Capiteln auszuheben, welche er den, von uns oben mitgetheilten Lehren Macchiavelli's gegenüberstellt. Auf die Lehre, daß der Fürst dafür sorgen müsse, mehr gefürchtet als geliebt zu sein, antwortet Friedrich: „Macchiavelli sagt, daß ein Fürst seine Rechnung besser dabei finde, wenn er sich gefürchtet, als wenn er sich geliebt mache, weil die Menge undankbar, veränderlich, heuchlerisch, habsüchtig sei; daß die Liebe ein Band der Verbindlichkeit sei, welches die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen sehr lose mache, wogegen die Furcht vor der Strafe die Leute bei weitem mehr zwinge, ihre Schuldigkeit zu thun u. s. w. Ich antworte auf dies Alles, daß ich keineswegs läugne, daß es nicht in der Welt undankbare, heuchlerische Menschen giebt, daß die Furcht nicht zuweilen eine mächtige Triebfeder sei; allein ich behaupte, daß

ein jeder König, dessen Politik keinen anderen Zweck hat, als sich gefürchtet zu machen, über Sclaven herrschen wird; daß er sich von seinen Unterthanen keiner großen Thaten zu versehen hat, denn Alles, was aus Furcht und Zaghaftigkeit gethan wird, nimmt diesen Character an. Dagegen wird ein Fürst, welcher die Gabe hat, sich geliebt zu machen, über die Herzen gebieten, weil es seine Unterthanen nach ihrem Wunsche finden, ihn zum Herrn zu haben und in der Geschichte fehlt es nicht an großen und schönen Handlungen, welche durch Liebe und Treue veranlaßt wurden. — Ich behaupte daher, daß ein grausamer Fürst bei weitem mehr dem Verrathe ausgesetzt ist, als ein milder, daß man der Furcht sehr bald überdrüssig wird, daß die Güte immer liebenswürdig bleibt und man nicht müde wird, sie zu lieben. Demnach wäre es zum Heile der Welt zu wünschen, daß die Fürsten gut wären, ohne zu nachsichtig zu sein, damit die Güte bei ihnen allezeit eine Tugend, niemals eine Schwäche wäre."

Am tiefsten findet sich Friedrichs ehrliebendes, deutsches Gemüth durch die Lehren, welche Macchiavelli in seinem achtzehnten Capitel vorträgt, verletzt, welches er also beantwortet:

„Es liegt in der Natur der Sache, daß dasjenige, was dem Prinzipe nach schlecht ist, es immer bleibt; die Cicerone und Demosthenes würden vergeblich ihre Kunst erschöpfen, um hierüber der Welt eine andere Meinung beizubringen; man würde ihre Veredtsamkeit loben, allein man würde den beklagenswerthen Mißbrauch, den sie davon machen, verurtheilen. Der Zweck eines Redners muß sein, den Unschuldigen gegen den Unterdrücker und Verläumder zu vertheidigen, die Größe und Schönheit der Tugend, die Verworfenheit und Häßlichkeit des Lasters zu zeigen; aber man muß die Beredtsamkeit verabscheuen, deren man sich in einem entgegengesetzten Sinne

bedient. Macchiavelli, der boshafteste und schändlichste aller Menschen, verwendet in diesem Capitel alle Gründe, welche ihm seine Wuth eingiebt, um das Verbrechen anzupreisen; allein er strauchelt und fällt so oft auf dieser ehrlosen Laufbahn, daß ich nichts weiter zu thun habe, als anzuzeigen, wo er fällt. — Seine Logik ist hier eben so schwach, als seine Moral schlecht ist. Dieser Sophist der Verbrechen wagt es, zu behaupten, daß die Fürsten die Welt durch Heuchelei betrügen dürften; dies ist es, womit ich den Anfang der Widerlegung zu machen habe. Man weiß, bis zu welchem Grade das Publikum neugierig ist; es ist ein Thier, welches Alles sieht, Alles hört und Alles ausschwatzt, was es gesehn und gehört hat, Wenn die Neugier dieses Publikums das Benehmen von Privatleuten beobachtet, so thut es dies aus Langeweile, wenn es aber den Charakter der Fürsten beurtheilt, thut es dies zu seinem eigenen Vortheile. Auch sind die Fürsten mehr, als alle andere Menschen dem Geklätsche und dem Urtheile der Welt ausgesetzt; sie sind wie die Sterne, auf die ein Volk von Astronomen die Fernröhre gerichtet hat. Die Hofleute, welche sie in der Nähe beobachten, machen täglich ihre Bemerkungen; eine Bewegung, ein Wink, ein Blick verräth sie; das Volk aber nähert sich ihnen durch Vermuthungen. Mit einem Worte, so wenig die Sonne ihre Flecken verbergen kann, eben so wenig können die Fürsten ihre Fehler und den Grund ihres Characters vor den Augen so vieler Beobachter verbergen. Selbst wenn die Maske der Heuchelei für einige Zeit die natürliche Mißgestalt eines Fürsten verdecken würde, er könnte sie doch nicht immer tragen, er würde sie zuweilen lüften, wenn auch nur, um Luft zu schöpfen, und eine einzige Gelegenheit würde hinreichen, die Neugierigen zu befriedigen. Schein und Verstellung werden daher vergebens auf den Lippen des Fürsten

Platz nehmen, der Betrug in seinen Worten und Handlungen ist umsonst; man beurtheilt die Menschen nicht nach ihren Worten, dies wäre das Mittel, sich beständig zu betrügen; man vergleicht aber ihre Handlungen mit ihren Worten und dagegen vermögen Betrug und Heuchelei nicht aufzukommen. — Man ist immer nur man selbst und man muß durchaus den Character haben, welchen zu haben man der Welt glauben machen will, sonst wird der, welcher das Publikum zum Besten zu haben meint, selbst betrogen. Sixtus V., Philipp II. Cromwell galten für schlau, heuchlerisch, unternehmend, niemals aber für tugendhaft; wie geschickt auch ein Fürst sein möge er wird seinen Verbrechen niemals den Character der Tugend welche er nicht besitzt, geben können.

Macchiavelli, dieser Verderber der Tugend, spricht nicht besser über die Gründe, welche den Fürsten zum Betrug und zur Heuchelei bestimmen sollen; die falsche Anwendung der Fabel von dem Centauren beweist gar nichts. Daraus, daß der Centaur halb Mensch, halb Pferd ist, folgt, daß die Fürsten listig und grausam sein müssen! Das ist weit hergeholt! Allein es folgt nun ein Satz, der noch erbärmlicher ist, als alles Vorhergehende. Der Staatslehrer sagt: ein Fürst müsse die Eigenschaften eines Löwen und eines Fuchses haben und zieht daraus den Schluß: also ist ein Fürst nicht verbunden, sein Wort zu halten. Da haben wir einen Schluß ohne Vordersatz; ein Secundaner würde bestraft werden, wenn er einen solchen Schluß machte, und der Marktschreier des Verbrechens scheut sich nicht, auf diese Weise seine gottlosen Lehren auszurufen. Wollte man die verwirrten Gedanken Macchiavelli's einiger Maaßen ordnen, müßte man ihnen ohngefähr folgende Wendung geben. Die Welt ist wie eine Spielpartie, wobei

es ehrliche Spieler und Betrüger giebt; damit nun ein Fürst, welcher Antheil an dieser Partie nimmt, nicht betrogen werde, muß er wissen, wie man beim Spiel betrügt, nicht um jemals dergleichen Lehren auszuüben, sondern um nicht von den Andern betrogen zu werden. — — Nachdem der Autor die Nothwendigkeit des Verbrechens bewiesen hat, will er seine Schüler durch die Leichtigkeit, es zu begehen, dazu ermuthigen. Diejenigen, sagt er, welche sich gut zu verstellen wissen, werden immer Leute genug finden, welche dumm genug sind, sich betrügen zu lassen; was darauf hinausläuft: euer Nachbar ist ein Thor und ihr habt Verstand, deshalb müßt ihr ihn betrügen. Dies sind Lehren, für welche die Schüler Macchiavelli's gehenkt und gerädert werden können.

Nicht zufrieden, nach seiner Weise die Leichtigkeit des Verbrechens gelehrt zu haben, enthüllt unser Staatsweiser nun auch das Glück der Treulosigkeit. Zu bedauern ist nur, daß Cäsar Borgia, dieser größte und schändlichste aller Verbrecher, dieser Held Macchiavelli's, in der That sehr unglücklich war. Er hütet sich auch, bei dieser Gelegenheit von ihm zu sprechen; da er aber Beispiele haben muß, woher soll er sie nehmen? Entweder aus den Registern der Criminalprocesse, oder aus der Geschichte der Päpste; er entscheidet sich für das Letztere und versichert, daß Alexander VI., der falscheste und gottloseste Mann seiner Zeit, in seinen Betrügereien immer Glück hatte, weil er die Leichtgläubigkeit der Menschen kannte. — — Ich will hier weder von der Ehrlichkeit, noch von der Tugend, sondern nur ganz einfach von dem Interesse der Fürsten sprechen und sagen, daß es ihrerseits eine sehr schlechte Politik ist, Schelme zu sein und die Welt zu betrügen; nur einmal gelingt es, allein hernach verlieren sie alles Vertrauen. Eine gewisse

Macht*) erklärte in einem Manifeste auf das bestimmteste die Gründe seines Benehmens und handelte hernach in einem, diesem Manifeste ganz entgegengesetzten Sinne. Ich gestehe, daß dergleichen Züge das Vertrauen gänzlich vernichten, denn je näher der Widerspruch folgt, desto handgreiflicher ist er. Die römische Kirche hat, um einen ähnlichen Widerspruch zu vermeiden, sehr kluger Weise für diejenigen, welche sie heilig sprechen will, ein Noviziat von einhundert Jahren nach ihrem Tode festgestellt, indem sie darauf rechnet, daß das Andenken ihrer Fehler und Ausschweifungen mit ihnen untergeht; die Zeugen ihres Lebenswandels, die gegen sie aussagen könnten, sind nicht mehr vorhanden, Niemand widerspricht der Idee der Heiligkeit welche man dem Publikum von ihnen geben will. — Man vergebe mir diese Abschweifung. Im Uebrigen gestehe ich, daß allerdings die traurige Nothwendigkeit vorkommen kann, wo ein Fürst sich gezwungen sieht, seine Verträge und Bündnisse zu brechen; allein er muß dies auf eine schickliche Weise thun, indem er seinen Verbündeten davon zu rechter Zeit Anzeige macht und es nicht thut, ohne daß das Wohl seines Volkes und eine sehr erhebliche Nothwendigkeit ihn dazu zwingen. — Ich schließe dies Capitel noch mit einer einzigen Betrachtung. Man bemerke nur die Fruchtbarkeit, mit welcher sich unter den Händen Macchiavelli's die Laster vermehren. Ihm genügt es nicht, daß ein Fürst das Unglück hat, ungläubig zu sein, er will dem Unglauben auch noch die Heuchelei hinzufügen; er glaubt, daß die Völker mehr gerührt sein werden von dem Vorzuge, welchen er den frommen Schriften des Cardinals Polignac vor der Lebensphilosophie des römischen Dichters

*) Der Kaiser Carl VI. bei dem Manifeste über die pragmatische Sanction.

Lucrez giebt, als von der schlechten Behandlung, welche sie von ihm erdulden müssen. Es giebt Leute, welche seine Ansicht theilen; was mich betrifft, so scheint es mir, man müsse einige Nachsicht für die Irrthümer der Philosophie haben, wenn sie nur nicht die Verderbniß des Herzens zur Folge haben. Auch glaube ich, daß ein Volk einen etwas ungläubigen Fürsten, wenn er ein rechtschaffener Mann ist und für ihr Wohl sorgt, mehr lieben werde, als einen rechtgläubigen Verbrecher und Uebelthäter. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen sind es, welche die Menschen glücklich machen.“ —

Gegen die Behauptung Machiavelli's in seinem neunzehnten Capitel: „daß der Fürst unbeschränkt herrschen, Niemanden Einfluß auf sich gestatten und nie seine Ansicht ändern müsse,“ bemerkt Friedrich: „Ich behaupte, daß es Niemanden in der Welt giebt, der sich nicht beherrschen läßt, der Eine mehr, der Andere weniger. Man erzählt, die Stadt Amsterdam wäre einst von einer Katze regiert worden! Von einer Katze? wird man fragen, wie kann eine Stadt von einer Katze regiert werden? Es ging ganz natürlich zu. Der erste Bürgermeister hatte im Rathe die erste Stimme und war sehr geachtet; er hatte eine Gattin, deren Rathe er blindlings folgte; die Frau wurde gänzlich von der Köchin beherrscht und diese wiederum von einer Lieblingskatze; — so kam es, daß das Wohl und Wehe Amsterdams von einer Katze abhing.

Daß ein Fürst seine Ansicht ändert, sobald er sich von der Unrichtigkeit derselben überzeugt hat, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Wären die Fürsten unfehlbar, wie die Päpste vorgeben, es zu sein, würden sie wohl daran thun, eine stoische Festigkeit zu zeigen; allein da sie Alle menschliche

Schwachheiten haben, müssen sie beständig daran denken, sich zu verbessern und ihr Benehmen zu vervollkommnen."

Da Macchiavelli die Verachtung, in welche der römische Kaiser Maximius fiel, dessen niederer Herkunft zuschreibt, entgegnet ihm der Kronprinz: „Gewöhnlich glaubt man, daß derjenige, welcher ohne fremde Unterstützung sich emporschwingt, dies seinem persönlichen Verdienste verdankt; er selbst gilt statt der Ahnen, man achtet ihn um so höher, da er seinen Glanz nur seiner Tugend verdankt und es geschieht oft, daß man Personen von hoher Geburt verachtet, wenn sie nichts Großes an sich haben und nichts, was der Vorstellung von ihrer edlen Herkunft entspricht. Derjenige, welcher durch seinen Muth die Kaiserkrone erhielt, hat keine Eltern mehr, man denkt an seine Macht, nicht an seine Herkunft." —

Friedrich, der Erbe eines unumschränkten Thrones, geht sogar so weit, die republikanische Verfassung gegen Macchiavelli, der vielmehr angiebt, wie der Einzelne sich der Herrschaft in der Republik bemächtigen könne, in Schutz zu nehmen. „Keine Empfindung," sagt Friedrich, „ist so unzertrennlich von unserm Wesen, wie die Freiheit; von dem gebildetsten Menschen bis zum Wilden, alle sind gleichmäßig davon durchdrungen, denn so wie wir ohne Ketten geboren sind, so wollen wir auch ohne Zwang leben. Der Geist der Unabhängigkeit und des edlen Stolzes ist es, der so große Männer in dem Volke erweckt und Republiken hervorgerufen hat, welche unter den Menschen eine Art von Gleichheit errichten und sie dem Naturzustande näher bringen. — — Der republikanische Geist, der auf seine Freiheit über alle Maaßen eifersüchtig ist, schöpft Verdacht gegen Alles, was ihn einschränken könnte und

empört sich schon gegen den bloßen Gedanken eines Herrn. Man kennt in Europa wohl Völker, welche das Joch ihrer Tyrannen abgeworfen haben, um sich der Unabhängigkeit zu erfreuen, allein man kennt keine, die als Freie sich einer freiwilligen Sclaverei unterworfen hätten.

Mehrere Republiken sind im Laufe der Zeit dem Despotismus anheimgefallen und es scheint dies sogar ein unvermeidliches Unglück zu sein, welches sie sämmtlich erwartet. Wie soll auch eine Republik allen Feinden, welche ihre Freiheit untergraben, für immer widerstehen können? Wie soll sie immer den Ehrgeiz der Großen im Zaume halten? Wie soll sie über die heimliche Verführung und die Bestechung, welche die Nachbarn versuchen, wachen können? Wie kann sie hoffen, aus allen Kriegen glücklich davon zu kommen? Werden die Truppen von feigen und schlechten Generalen commandirt, dann wird die Republik eine Beute der Feinde; stehen tapfere und unternehmende Feldherrn an der Spitze, so werden sie im Frieden gefährlich.

Fast alle Republiken haben sich aus dem Abgrunde der Tyrannei zu dem Gipfel der Freiheit erhoben und fast alle sind von dieser Freiheit in die Sclaverei zurückgefallen. Dieselben Athenienser, welche zur Zeit des Demosthenes auf Philipp von Macedonien schimpften, krochen vor Alexander; dieselben Römer, welche nach der Vertreibung der Könige das Königthum verschmähten, ließen sich nach einigen Jahrhunderten alle Grausamkeiten ihrer Kaiser gefallen und dieselben Engländer, welche Carl I. enthaupteten, weil er in ihre Rechte eingriff, beugten ihren strengen Muth unter die stolze Gewalt ihres Protectors Cromwell. Es waren aber keineswegs die Republiken, welche

sich Herren nach eigener Wahl gaben, vielmehr haben unternehmende Menschen, durch günstige Umstände unterstützt, sie gegen ihren Willen sich unterwürfig gemacht.

Eben so wie die Menschen geboren werden, eine Zeit lang leben und dann an Krankheit oder Alterschwäche sterben, eben so entstehen, blühen und vergehen auch die Republiken zuletzt durch die Kühnheit eines Bürgers oder durch die Waffen ihrer Feinde. Alles hat seine Zeit; alle Reiche, selbst die größten Monarchien vergehen. Die Republiken sämmtlich fühlen, daß ihr Stündlein geschlagen hat und sie betrachten eine jede mächtige Familie als den Keim der Krankheit, an welcher sie sterben müssen. Niemals wird man wahrhaft freie Republikaner überreden, sich einen Herrn zu geben und wenn es auch der beste wäre, denn sie werden euch immer entgegnen: es ist besser, von den Gesetzen, als von der Laune eines einzigen Menschen abzuhängen."

Bedürfte es aber in unseren Tagen noch einer Schutzrede für solche freimüthige Worte, so hat unser erlauchter Schriftsteller auch dafür gesorgt. „Ich bitte," sagt er am Schlusse seines Werkes, „die Fürsten, daß sie sich nicht durch die Freiheit, mit welcher ich zu ihnen spreche, beleidigt fühlen mögen; mein Zweck ist, der Wahrheit eine aufrichtige Huldigung darzubringen und Niemanden zu schmeicheln. Die gute Meinung, welche ich von den jetzt regierenden Fürsten habe, erlaubt mir, sie für würdig zu achten, die Wahrheit zu hören. Einem Tiberius, einem Borgia, den Ungeheuern, den Tyrannen, muß man sie verbergen, weil sie ihre Verbrechen und ihre Schändlichkeit zu empfindlich treffen würde. Dank sei dem Himmel! wir zählen unter den Fürsten Europa's kein Ungeheuer, allein

wir wissen es so gut wie sie, daß sie nicht über menschliche Schwachheiten erhaben sind. Das schönste Lob aber ertheilt man ihnen, wenn man sagt, daß man es dreist wage, vor ihnen die Verbrechen der Könige und Alles, was der Gerechtigkeit und dem Gefühle der Menschlichkeit zuwider ist, mit aller Freimüthigkeit zu tadeln.

Leben und Thaten
Friedrich's des Großen.

Zweiter Theil.

Die beiden ersten schlesischen Kriege.



Erstes Capitel.

Friedrich II. empfängt den 2. Juni 1740 in Charlottenburg den Eid seiner Minister und Generale. — Läßt die Kornmagazine öffnen; schafft die Tortur und Zeitungscensur ab. — Sorgt für Handel und Gewerbe; ist kein Freund vom Wegebau. — Ruft Wolff zurück. — „Ein jeder soll in meinen Staaten nach seiner eignen Façon selig werden.“ — Bestattung Friedrich Wilhelms I. den 22. Juni. — Auflösung der großen Grenadiergarde. — Mittheilungen an seine Freunde. — Urtheil eines fremden Gesandten über Friedrich.

Die erste Sorge Friedrichs als König war seinem Berufe und seinem Volke gewidmet. Was er als Kronprinz ausgesprochen, was er später oft wiederholt: „daß der König der erste Diener des Staats sein müsse,“ bewies er nun durch die That und vom ersten bis zum letzten Tage seiner Regierung hat er es treulich erfüllt.

An die Staatsminister, welche er am 2. Juni nach Charlottenburg beschieden hatte, um in seine Hand den Eid der Treue zu schwören, hielt er eine Anrede, in welcher er ihnen sagte: „Ob Wir Euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche Ihr Unseres höchstgeliebten Vaters Majestät erwiesen habt, so ist auch ferner Unsere Meinung nicht, daß Ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen

unterdrücken sollt, sondern Ihr sollt vielmehr verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes als für Unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserem eigenen besonderen und des Landes Vortheil und Ihr diesen sowohl, als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja, des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserem eigenen besonderen haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen." Gleich bei der ersten Unterhaltung befahl er den Ministern an, „gegen das, was Er sage, Vorstellungen und Einwendungen zu machen und bei deren Wiederholung nicht zu ermüden, wenn er jemals unglücklicher Weise das Wohl seiner Unterthanen aus den Augen setze." An die Kriegs= und Domainenkammern, welche unter der vorigen Regierung durch die strengen Befehle des Königs sich oft gezwungen sahen, die Unterthanen zu bedrücken, erließ er einen Befehl, in welchem es heißt: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß Ihr Euch bestreben sollt, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß Ihr sowohl den Vortheil des Landes, als Unser besonderes Interesse zu Eurem Augenmerk nehmet, inmaaßen Wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen."

Zu den Generalen, welche dem Könige den 2. Juni in Charlottenburg den Eid der Treue leisteten, sagte er: „Meine Herren, Sie waren in der Campagne am Rhein meine guten Cameraden und Kriegsgefährten und werden mir mit Ihrem guten Rathe, und wenn es nöthig würde, mit Ihrem Degen beistehen. Sie waren die Zeugen von dem, was mein Vater unablässig anbefohlen: Ordnung, Redlichkeit, strenge Manns=

zucht. Ermüden Sie nie in Ihrem Eifer, für die Ehre des preußischen Heeres zu sorgen."

Der erste Befehl des Königs, der zur öffentlichen Kunde kam, war ein Wort der Wohlthätigkeit. Die Vorsorge seines Vaters hatte in den Kornmagazinen reiche Vorräthe angehäuft; dies und ein langanhaltender Winter, wodurch die Zufuhr zu Wasser gehindert wurde, hatte die Brodpreise bis zur Theuerung gesteigert. Der König ließ die Magazine öffnen und das Korn zu so herabgesetztem Preise verkaufen, daß die Kornwucherer sich ebenfalls genöthigt sahen, ihre Preise niedriger zu stellen.

Ein zweiter Befehl, von Friedrichs Hand am folgenden Tage (den 3. Juni 1740) erlassen, bezeichnet den Beginn der großen Justizreform im Sinne der Menschlichkeit: Preußen folgt in Europa zuerst Englands Beispiele, die Tortur abzuschaffen, und dies war gerade hier, wo der strenge Monarch es auf sich genommen hatte, aus eigener Machtvollkommenheit Todesurtheile zu sprechen, den Spruch der Gerichtshöfe zu verschärfen, von guter Vorbedeutung. „Se. Königliche Majestät in Preußen," so lautet dieser denkwürdige Befehl, „unser Allergnädigster Herr, haben aus bewegenden Ursachen resolviret, in Dero Landen bei den Inquisitionen die Tortur gänzlich abzuschaffen, außer bei dem Crimen laesae majestatis und Landesverrätherei, auch den großen Mordthaten, wo viele Menschen um's Leben gebracht, oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nöthig, implicirt sind. Hingegen sollen in allen übrigen Fällen, wenn die Delinquenten die stärksten und sonnenklarsten Beweise durch viele unverdächtige Zeugen und dergleichen wider sich haben, doch aus Hartnäckigkeit und Bosheit nicht gestehen wollen, dieselben nach dem Gesetze bestraft werden. Höchstgedachte Se. Königliche Majestät befehlen also Dero wirklichem Etatsminister von Cocceji allergnädigst, das

Nöthige deshalb zu besorgen. Charlottenburg, den 3. Juni 1740." Wenn auch in diesem Befehle noch ein Vorbehalt der Tortur für außerordentliche Fälle ausgesprochen wurde, so ist sie doch nie mehr zur Anwendung gekommen und wurde im Jahre 1754 gänzlich abgeschafft*). In einer Abhandlung „über die Gründe, Gesetze einzuführen und abzuschaffen," sagt Friedrich: „Man verzeihe es mir, wenn ich mich gegen die Tortur ereifere; ich wage es, die Partei der Menschlichkeit gegen einen Gebrauch zu nehmen, welcher den Christen und den gebildeten Völkern Schande macht und ich wage hinzuzufügen, gegen einen Gebrauch, der eben so grausam als unnütz ist."

Die das menschliche Gefühl empörende, oder was nicht minder verderblich ist, abstumpfende Grausamkeit bei den Hinrichtungen wurde abgeschafft. Verführte Mädchen, welche, um der Schande der öffentlichen Kirchenbuße zu entgehen, der schauderhaften That des Kindermordes sich schuldig machten, wurden zum Ersäufen in einem ledernen Sacke verurtheilt, in welchem früher ihnen zur Gesellschaft ein Hund, eine Katze und ein Hahn mitgegeben wurden. Ein Befehl vom 31. Juli 1740 schaffte diese Art der Hinrichtung ab. Bei der Hinrichtung durch das Rad wurde verordnet, dem Verbrecher eine Schlinge um den Hals zu legen und ihn auf dem Schaffotte zu erdrosseln, bevor er mit dem Rade zerschlagen wurde. Die Selbstmörder wurden durch den Nachrichter nach dem Galgen geschleift und dort verscharrt; Friedrich bestimmte, daß ihnen ein stilles, aber ehrliches Begräbniß verstattet werde. — So

---

*) In England wurde sie 1628, in Kursachsen 1770, in Schweden 1772, in Toskana 1786, in Frankreich 1789, in Neufchatel 1815 abgeschafft.

stieg seine Menschlichkeit zuerst in die Höhlen des Verbrechens und des Elendes hinab, bevor er sich selbst eine Freude gönnte. Die alten Landesrecesse, in welchen den Gerichtshöfen zugesichert wird, daß die Justiz einen freien und ungehinderten Lauf haben solle, bestätigte Friedrich durch besondere Erklärung vom 8. Juni.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich sich um die Finanzwissenschaft bekümmert und sich über Handel und Gewerbe mit gleicher Theilnahme, wie über die Landwirthschaft, unterrichtet. Da er der Ansicht war, daß man in Angelegenheiten des Ackerbaues sich von dem Bauer, in denen des Handels von dem Kaufmanne müsse unterrichten lassen, beschied er in den ersten Tagen des Juni den Kaufmann Gotzkowsky aus Berlin, welcher mit Pariser Schmuck und Modewaaren handelte und dessen Bekanntschaft er in Rheinsberg gemacht hatte, nach Charlottenburg, unterhielt sich mit ihm über die Mittel zur Aufnahme von Fabriken und Manufacturen und ertheilte ihm den Auftrag, auf seinen Reisen zu den Messen und in das Ausland fremde Arbeiter und Fabrikunternehmer, denen der König Unterstützungen mancherlei Art zugestand, in das Land zu ziehen. Um diesem Plane mehr Festigkeit und Ausdehnung zu geben, errichtete der König eine besondere Abtheilung in dem Finanzministerium (damals Generaldirectorium) für Manufactur- und Commerziensachen und ertheilte dem Minister v. Marschall, den er zum Chef dieser Abtheilung ernannte, am 23. Juni eine sehr in das Einzelne gehende Instruction. „Zuvörderst solle der Minister darauf sehen, die im Lande befindlichen Manufacturen zu verbessern, die fehlenden einzurichten und Arbeiter und Unternehmer aus dem Auslande hereinzuziehen.“ Die Verarbeitung der im eigenen Lande gewonnenen rohen Stoffe, insonderheit der Wolle und des Flachses zu Tuch und Leinwand,

wird dringend empfohlen. „Da jetzo," heißt es ferner in der Instruction, „alle auswärtige Staaten und fast die ganze Welt sich auf Manufacturen befleißiget, so muß der v. Marschall gute auswärtige Correspondences haben und auf alle Art bedacht sein, wie die in den königlichen Landen angefertigten Waaren und Stoffe auswärtig verkauft werden können." Die Einfuhr fremder Waaren soll nicht durch Einfuhr verboten, sondern vielmehr dadurch verhindert werden, daß in dem eigenen Lande dergleichen Sachen angefertigt werden. Hierbei ist es nicht allein auf die Pariser Modewaaren und seidenen Stoffe abgesehen, der König führt auch „Nürnberger Puppen, allerhand Schachteln, auch Besen" u. s. w. mit auf, indem „dergleichen Sachen, wenn sie auch an sich klein und gering scheinen, in der Menge und jährlich ein Großes ausmachen." Der Minister soll suchen, Leute, welche dergleichen fabriciren, in das Land zu ziehen und sie in Berlin, in den kleinen Städten und wohl auch auf den Dörfern zu etabliren suchen; auch für Zuckerraffinerien, holländische Papiermühlen und Sammetweberei soll gesorgt werden. Vornehmlich ist dem Könige daran gelegen, reiche Fabrikunternehmer und geschickte Arbeiter des Auslandes dadurch in das Land zu ziehen, daß er ihnen gewisse Freiheiten, Vorschüsse und Prämien gewähren will. „Der Minister soll nebst seinen beiden Räthen darauf bedacht sein, den Fremden, die sich in dem Lande etabliren, oder auch eine Zeit lang darin aufhalten wollen, gewisse Commoditäten zu schaffen, um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Deshalb muß ihnen Freiheit der Religion gelassen und dafür gesorgt werden, daß sie wohlfeil leben können. Leute von großem Geschick und einem Vermögen, daß sie jährlich eine Revenüe von 20,000 Thlr. haben, wollen Se. Königl. Majestät, wenn sie sich in Dero Landen etabliren und darin ihre Revenües verzehren wollen,

gerne mit annehmlichen Characters an die Hand gehn, auch ihnen überdem eine Pension von 1000 Thalern jährlich geben."

Das Ministerium sorgte dafür, diese Anerbietungen zur Kenntniß des Auslandes zu bringen. Es erschien den 27. Juli ein Patent: „daß alle nützliche und geschickte Leute, welche in Berlin sich häuslich niederlassen würden, außer den bisher ihnen gewährten Vortheilen, auch die Accise- und Servisfreiheit auf zwei Jahre genießen sollten." Durch öffentliche Bekanntmachung in den Zeitungen wurden demjenigen, welcher eine Papiermühle nach holländischer Art errichten würde, für sich und seine Leute freie Transportkosten, völlige Sicherheit von aller Werbung, Befreiung von den bürgerlichen Lasten, freies Bauholz und eine kleine jährliche Pension oder Gnadengehalt zugesichert.

Größere Summen wurden angewiesen zur Wiederherstellung der durchbrochenen und Aufschüttung neuer Oderdämme, um Feld zum Landbau und Wiesen zu gewinnen, die Anlage von Canälen und Magazinen wurde projectirt. Weniger günstig war der König für die Erbauung von Chausseen gestimmt und daß auch große Geister ihre beschränkten Ansichten haben, von denen sie nicht abzubringen sind, zeigt Friedrich, wenn er in seinem Lande den Bau der Landstraßen aus dem Grunde nicht genehmiget, „damit die fremden Fuhrleute auf den schlechten Wegen desto länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müssen." — Als das Generaldirectorium sogleich nach der Thronbesteigung bei dem Könige darauf antrug, zur Instandsetzung des Weges von Rheinsberg nach Ruppin 195 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. zu genehmigen und sich dadurch ganz besonders zu empfehlen hoffte, da dieser Weg vornehmlich von dem Könige und seinem Gefolge befahren wurde, ertheilte der König noch ganz in dem ökonomischen Sinne und deutschen Style

seines Vaters folgenden Bescheid: „Wenn die anderen Anschläge der Dohmänen-Camern so ridicul wie dießer seindt, so meritiren die Krigs Rähte wekgejaget zu werden, denn die Reparation ist ganz und gar nicht nöhtig. Ich Kenn den Wek und mus mir die Krigs-Camer vohr ein großes Beest halten, umb mit solches ungereimtes Zeuch und das mihr besser bekannt ist bei der Nahße Krigen wollen. Das Directorium muß sich schlecht von die Sache informihren um Solchene unnotige reparations anzubringen, sie werden wohl bald 100,000 Thlr. zur reparation des Charlottenburger Wegs fordern." — Was würde er nun wohl zu dem Vorschlage, eine Eisenbahn zu bauen, gesagt haben?

Dagegen hatte der große politische Sinn des Königs schon damals die Bedeutung einer Gewalt erkannt, an welcher er während seiner ganzen Regierung die treueste und mächtigste Verbündete hatte: die öffentliche Meinung. Eine solche hervorzurufen, sich frei entwickeln zu lassen und dadurch vaterländischen Sinn, Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten, Belehrung und Aufklärung zu befördern, erschienen dem Könige die Zeitungen als das geeigneteste Mittel. Die bisher in Berlin von Rüdiger herausgegebene Zeitung (jetzt die Vossische) beschränkte sich fast allein auf amtliche und Handelsanzeigen und erschien wöchentlich dreimal in vier Octavblättchen vom allergraulichsten Löschpapier. Der König ertheilte nun dem Buchhändler Haude, der ihn als Kronprinzen mit französischen Büchern versorgt hatte, ein Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung, welche sich „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" nannte und wöchentlich dreimal, ein halber Bogen in Quartformat mit dem Wahlspruche: Wahrheit und Freiheit erschien. Wenige Tage nach seiner Thronbesteigung machte der König einigen seiner

Minister nach aufgehobener Tafel in Charlottenburg bekannt, daß diese neue Zeitung „ohne Censur" gedruckt werden sollte, worüber diese alten, an ganz andere Formen gewöhnten Herren in nicht geringes Erstaunen geriethen. Der Graf Podewils unterrichtet hiervon seinen Collegen in nachfolgendem Schreiben: „Se. Majestät haben mir nach aufgehobener Tafel allergnädigst anbefohlen, des Königlichen Etats- und Kriegs-Ministri Herrn v. Thulemeier Excellenz in Höchstderoselben Namen zu eröffnen, daß dem hiesigen Berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, in dem Artikel von Berlin von demjenigen, was anitzo hieselbst vorgeht, zu schreiben, was er will, ohne daß solches censirt werden soll, weil, wie Höchstderoselben Worte waren, ein solches Dieselben divertire, dagegen aber auch sodann fremde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu bemerken, daß der Wienerische Hof über dieses sujet sehr pointilleux (empfindlich) wäre; Se. Majestät erwiderten aber, daß Gazetten (Zeitungen), wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten, welches Sr. Königl. Majestät Allergnädigstem Befehle zufolge hierdurch gehorsamst melden sollen. Berlin, den 5. Juni 1740. — Der Minister Thulemeier ertheilte hierauf folgendes Decret: „Wegen des Artikels „Berlin" ist dieses indistincte zu observiren, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit." — Für das ihm ertheilte Privilegium zahlte der Buchhändler Haude nicht mehr als zwanzig Thaler jährlich an die Rekrutenkasse.

Mehr auf das Ausland berechnet war die, zu derselben Zeit von dem Könige angeordnete, Herausgabe des, in französischer

Sprache geschriebenen, „Journal de Berlin, ou nouvelles politiques et littéraires“, an welchem Friedrich selbst Mitarbeiter wurde. Zur Herausgabe dieses Blattes ließ er zwei Tage nach seiner Thronbesteigung den Professor Formey von der französischen Colonie in Berlin auffordern; es erschien bereits am 2. Juli das erste Blatt dieses Journals, welches jedoch so geringen Beifall fand, daß es den 22. August 1741 wieder einging.

Auch die Unterhandlungen mit dem Professor Wolff wegen Rückkehr in die preußischen Staaten nahm Friedrich sogleich in den ersten Tagen seiner Regierung wieder auf. Der Probst Reinbeck in Berlin hatte die Vermittlung übernommen; ihm schrieb der König den 6. Juni: „Würdiger, besonders lieber Getreuer. Ihr habt nochmals an den Regierungsrath und Professor Wolff zu schreiben, ob er sich nunmehro nicht entschließen könne, in meine Dienste zu gehen und würde ich ihm alle raissonnablen conditions accordiren.“ Eigenhändig fügte der König hinzu: „ich bitte ihn, sich um des Wolfen mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit liebt, mus unter aller menschlicher Gesellschaft werht gehalten werden und glaube, das er eine conquête (Eroberung) im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher persuadiret.“

Die Ehre der Wissenschaft, welche von seinem Vorgänger auf eine so empfindliche Weise gekränkt worden war, daß er sogar seinen gelehrten Hofnarren Gundling zum Präsidenten der Akademie machte, suchte Friedrich durch freigebige Unterstützung und Berufung der ausgezeichnetesten Gelehrten wieder herzustellen. Er befreite die Kasse der Akademie von lästigen Zahlungen, die sie an den Commandanten, von Pensionen, die sie ganz ungehöriger Weise leisten mußte, und fügte eigenhändig hinzu, daß der Akademie die königlichen Narren hinfüro

nicht mehr zur Last fallen sollten. An Voltaire und Maupertuis ergingen Einladungen, Herrn v. Suhm ertheilt er den Auftrag, den berühmten Mathematiker Euler für Berlin zu gewinnen. „Bevor Ihr Brief eintraf," schreibt er d. 14. Juni an Suhm in Petersburg, „hatte sich meine Lage geändert, allein das Aeußere ändert nicht das Innere und der Titel nicht meine Denkart. Ich kann Ihnen daher mit Bestimmtheit sagen, daß es von Niemandem weiter, als von Ihnen abhängt, mir auf immer anzugehören und daß ich Ihren Entschluß erwarte, um zu wissen, wie und in welcher Art Sie es wollen. In der Trauer, in welcher ich mich über den Tod meines Vaters befinde, würde es mir zum großen Troste gereichen, einen Freund um mich zu haben, den ich liebe und schätze. — Suchen Sie doch den großen Algebraisten Euler zu bereden, daß er in meine Dienste trete und bringen Sie ihn mit, wenn es irgend möglich ist, ich will ihm 1000 oder 1200 Thlr. Gehalt geben." — Euler nahm die Einladung an und traf im April 1741 in Berlin ein; Friedrich heißt ihn von seinem schlesischen Feldlager aus willkommen. Allein die Freude, den geliebten Suhm wiederzusehen, ward ihm nicht zu Theil. Er starb auf der Reise nach Berlin in Warschau den 8. Nov. 1740. Tief ergriffen davon schrieb Friedrich an Algarotti (d. 16. Nov.): „Mein theurer Algarotti, ich bin nur zu traurigen Ereignissen geboren. So eben erfahre ich den Tod meines vertrauten Freundes Suhm, der mich eben so aufrichtig liebte, als ich ihn, und der mir bis zu seinem Tode das Vertrauen bewiesen hat, das er in meine Freundschaft und Liebe setzte, von denen er überzeugt war. Lieber wollte ich Millionen verloren haben! Man findet selten Leute, welche so viel Geist mit so viel Herzlichkeit und Gemüth verbinden. Mein Herz wird um ihn trauern und zwar auf eine tiefer

empfundene Weise, als es um die mehrsten Verwandten zu geschehen pflegt. Sein Andenken wird dauern, so lange ein Tropfen Blutes in meinen Adern rinnen wird und seine Familie wird die meine sein. Adieu, ich kann nichts mehr sagen. Mein Herz blutet und der Schmerz ist zu lebhaft, um an etwas anderes, als an diese Wunde zu denken."

Während er so auf dem Gebiete des Denkens die größte Freiheit gestattete, gewährte er sie eben so auf dem des Glaubens. Der Minister des geistlichen Departements, v. Brandt, berichtet unter dem 22. Juni, die römisch-katholischen Schulen für die Soldatenkinder jenes Glaubens, besonders in Berlin, gäben Anlaß, daß, gegen den landesherrlichen Befehl vom 16. Nov. 1632, Protestanten zum Katholicismus verleitet würden, solches habe der Generalfiscal Uhden am 13. d. M. berichtet; er frage also an, ob die katholischen Schulen bleiben sollten? Der König schrieb an den Rand: „Die Religionen müssen alle Tolleriret werden und mus der Fiscal nur das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, denn hier mus ein jeder nach seiner Faßon selig werden."

Friedrich Wilhelm I. hatte in den letzten Jahren seiner Regierung mehrere Kirchengebräuche, die sich in einigen lutherischen Gemeinden noch aus der Zeit des Katholicismus erhalten hatten, mit strengem Befehle untersagt. Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen, als auch sogleich eine Anzahl Geistlicher eine Bittschrift einreichten und in einer gereimten Litaney ohne Ende um Wiederherstellung der alten Gebräuche baten:

„Wir werfen nochmals uns vor Deinen Königsthron
„In tiefster Demuth hin, und was wir sonsten schon
„Um unsre Kirchgebräuch', auch um Gebet und Lieder,
„Die bei uns eingeführt, gefleher, flehn wir wieder."

Durch königlichen Befehl vom 3. Juli wurde es erlaubt, die Chorhemden, Casuln, Meßgewande, das Absingen der Collecten und Einsetzungsworte des Abendmahls, das Vortragen des Kreuzes bei Begräbnissen, die Lichter bei der Communion und dergleichen „Mitteldinge" wieder einzuführen. Dabei hatte der König den Predigern es zur Pflicht gemacht, das Volk zu belehren, daß dergleichen äußerliche Ceremonien nur leere Rinden und Schaalen wären und es mehr auf einen christlichen Lebenswandel ankomme. Anstatt aber in die freieren Ansichten des Königs über das Ceremonienwesen einzugehen, bestärkten vielmehr viele Prediger ihre Gemeinden darin. Der Probst Roloff bestieg die Kanzel der Marienkirche in Berlin in dem wieder hervorgesuchten, mehr dem katholischen Zuschnitte sich nähernden, Priestergewande und ließ dafür ein Te Deum anstimmen. Friedrich wurde wegen solcher Aeußerlichkeiten als ein zweiter Salomo, als ein Wächter des evangelischen Zions gepriesen und die Gemeinden ermahnt, in einem so frommen Entschlusse die herzenslenkende Kraft Gottes wahrzunehmen. Um beiden evangelischen Glaubensgenossen eine gleiche Theilnahme zu bezeigen, besuchte Friedrich am Pfingstsonntage, den 5. Juni, an welchem Tage sein Regierungsantritt von den Kanzeln verkündigt wurde, des Vormittags in schwarzer Trauerkleidung den Gottesdienst der reformirten Gemeinde im Dome, des Nachmittags den der lutherischen Gemeinde in der Nikolaikirche. —

Hatte nun aber der König dem frommen Eifer der Geistlichen, der, wie sie betheuerten, nur auf das Reich Gottes gerichtet sei, nachgegeben, so war er um so strenger gegen sie, wo sie irgend einen weltlichen Vortheil suchten und seine Strenge konnte bei der ihm eigenen Neigung zur Satyre sogar bis zur Unbilligkeit fortgehn. Als in demselben Jahre noch

(unter d. 2. Sept. 1740) der Minister des geistlichen Departements, v. Brandt, und der Consistorial-Vicepräsident, v. Reichenbach, eine Bittschrift der Geistlichen bevorworteten, worin sie baten, „den bekümmerten Seelsorgern das Deputatkorn, anstatt in baarem Gelde, wie es der hochselige König angeordnet, wieder in natura verabfolgen zu lassen, da ihnen für den Scheffel Roggen und Gerste nur 12 Gr., für den Scheffel Hafer nur 8 Gr. gut gethan würden, wobei die ohnehin schlecht salarirten Leute, zumal bei jetzigen theuren Zeiten, ohnmöglich subsistiren könnten," schrieb der König an den Rand*): „Nein, es Mus bei des Seligen Königs vervaßungen bleiben, wenn auch 100 pristers heüte den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wieder Krigen. Soldaten Krigen Brodt, aber prister leben von das Himlische Manna was von da oben Kömt und ist ihr Reich nicht von dißer Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodt-Korn gekrigt und ist im neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden.

Friedrich."

Zu jeder Zeit aber ließ es sich der König angelegen sein, die Prediger, welche für eine vernünftige Belehrung ihrer Gemeinden sorgten, auf jede Weise zu unterstützen. Die Dorfgemeinde zu Neudedeleben im Halberstädtischen hatte, nachdem bereits neun Monate nach jener königlichen Erlaubniß, die Mitteldinge wieder einzuführen, verflossen waren, mit ihrem Prediger Streit darüber angefangen, daß er die abgeschafften Ceremonien nicht wieder herstellen wolle. Der Prediger wen-

---

*) Genau nach dem Originale abgedruckt; in Ungers Sammlung ist das Schreiben unrichtiger Weise vom Jahre 1780 datirt.

dete sich an den König, welcher dem Consistorium folgenden Bescheid ertheilte: „Es ist Mir ganz gleichgültig, ob die Gemeinde zu Großbedeleben sich Gebete will absingen oder ablesen lassen und ob sie bei der Communion am hellen Tage Lichter anzünden will, oder nicht; da aber der Prediger und der Inspector so vernünftige Gründe angeben, warum sie den alten Ritus wollen abgeschafft haben, so muß er gegen das ungestüme Andringen der Gemeinde geschützt und diese belehrt werden, daß es bei dem Christenthume nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf einen friedlichen und rechtschaffenen Lebenswandel ankomme.“ —

Die Veränderungen bei der Armee verschob Friedrich mit schonendem Zartgefühle bis nach dem feierlichen Leichenbegängnisse des Königs, seines Vaters. Dieses fand den 22. Juni ganz nach der von Friedrich Wilhelm I. selbst getroffenen Anordnung statt. Friedrich folgte unmittelbar hinter dem Sarge. Das große Grenadierregiment beging, von dem Feldmarschalle Herzoge Leopold von Dessau und dem Generallieutenant Herzoge Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck geführt, mit der Todtenfeier des Königs zugleich seine eigene, indem es am folgenden Tage durch einen Befehl Friedrichs aufgelöset wurde; es paradirte bei dem Leichenzuge zum letzten Male.

Die Unterhaltung dieses Riesenregiments hatte jährlich nahe an dreimal hunderttausend Thaler gekostet; sechzehn der allergrößten Leute wurden als königliche Heiducken angestellt, deren Amt war, die Staatscarossen des Königs und der Königin zu begleiten und Thürhüterdienste zu thun. Aus den zum Militairdienste nicht mehr befähigten Mannschaften wurde ein Garnisonbataillon errichtet, welches Aken zur Garnison erhielt und daselbst nach und nach ausstarb. Die noch dienstfähigen Leute

wurden in die neue Garde aufgenommen, welche Friedrich ebenfalls aus ausgesucht großen Leuten seines eigenen Regimentes und der Armee bildete. Diese Garde bestand aus dem Leibgardebataillon oder Bataillon Grenadiergarde und dem Regiment Garde aus zwei Bataillons. Das Grenadierbataillon sollte nach einem Parolebefehle vom 28. Juli 1740 zum glorwürdigsten Andenken des nun in Gott ruhenden Königs Maj. ganz auf dem Fuße des früheren Königs Regiments stehen bleiben, „so daß dasselbe in Ordnungen, Montirungen, propreté, insbesondere auch Gewehren und Patrontaschen, in Summa in allem und jedem, wie es Namen haben möge, unverändert bleiben solle. Gestalt denn Höchstdieselben dem Commandeur gedachten Bataillons Allergnädigst befehlen, daß, wenn künftig in der Armee ein Reglement oder Ordre, so den vormaligen zuwiderlaufen, ergehen möchten, derselbe sich daran im geringsten nicht binden, sondern Alles auf den Fuß behalten und conserviren sollte, wie es zu Zeiten des höchstseligen Königs Majestät gewesen." Die Officiere dieses Bataillons hatten im Range eine Stufe vor den andern Officieren gleichen Ranges voraus, so daß ein Lieutenant von dem Leibgardebataillon gleichen Rang mit einem Capitain in der Armee hatte. Die Officiere erhielten einen höheren Gehalt, als die der Linie. Durch einen Befehl vom 17. Dec. 1799 wurde die, diesem Bataillone von Friedrich gegebene Einrichtung aufgehoben, allein in neuester Zeit wieder hergestellt, wozu die Veranlassung war, daß ein alter Commandeur desselben, General Rohdig, ihm ein bedeutendes Vermächtniß in seinem Testamente ausgesetzt hatte, unter der Bedingung, daß es die alten Grenadiermützen beibehalte; dies war Veranlassung, diese unbequemen, schiefstehenden Zuckerhüte wieder hervorzusuchen, welche in früherer Zeit vermittelst eines, am innern Futter angebrach-

ten, Hakens in einem Büschel der Haare auf dem Scheitel befestigt wurden.

Friedrich errichtete auch sogleich bei seiner Thronbesteigung eine Leibgarde zu Pferde, Garde du Corps, jedoch nur eine Schwadron von 178 Pferden. Hierzu wurden die besten Reiter der Armee ausgewählt; der König übte sie selbst fleißig und versuchte mit ihnen neue Exercitien, die er bei der Armee einzuführen gedachte. Nach der Weise der römischen Legionen erhielten sie einen Adler von massivem Silber, der mit ausgebreiteten Flügeln die Standarte zierte. Außerdem ward die Reiterei für's Erste nur um ein Husarenregiment von fünf Schwadronen vermehrt. Mit richtigem Scharfblicke erkannte Friedrich, daß die Hauptwaffe der neuen Kriegführung das Fußvolk sei, deshalb errichtete er in dem ersten Monate seiner Regierung sieben neue Infanterieregimenter. Er trat mit anderen deutschen Fürsten deshalb in Unterhandlung und da damals diese Art von Menschenhandel eine gute Chatoulleinnahme der kleineren deutschen Fürsten war, welche besonders an den Kaiser und an England Regimenter verkauften: so hielt es nicht schwer, von Dessau, Sachsen-Eisenach, Gotha und Altenburg, Würtemberg und Braunschweig vollständige Regimenter in Dienst zu nehmen. Wie Friedrich über dergleichen Handel dachte, hat er in seinem Antimacchiavell unverholen genug ausgesprochen. Im letzten Capitel dieses Werkes, wo er von der Nothwendigkeit gerechter Kriege spricht, sagt er: „dieser Gegenstand führt mich darauf, von den Fürsten zu sprechen, welche einen ehrlosen Handel mit dem Blute ihrer Völker treiben; ihre Truppen gehören dem Meistbietenden; es ist dies eine Art Auction, wo diejenigen, welche die größten Subsidien zahlen, die Soldaten dieser unwürdigen Fürsten zur Schlachtbank führen. Solche Fürsten sollten

erröthen über die Schändlichkeit, mit welcher sie das Leben der Menschen, die sie als Väter der Völker beschützen sollten, verkaufen; diese kleinen Tyrannen sollten die Stimme der Menschlichkeit hören, welche den grausamen Mißbrauch verachtet, den sie von ihrer Gewalt machen."

Bei der geringen Bevölkerung des Landes und bei dem Wunsche Friedrichs, dem Landbaue nicht die thätigen Arme zu entziehen, behielt er die Werbung im Auslande bei. So große Nachtheile dies haben mochte, so ist doch nicht zu läugnen, daß Friedrich dadurch, daß er, zumal in dem siebenjährigen Kriege, nicht sowohl ein preußisches, vielmehr ein deutsches Heer commandirte, durch ganz Deutschland eine große Popularität gewonnen hat. Es gab eine Zeit, wo man in jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe Deutschlands einen oder mehrere Invaliden und alte Soldaten fand, die sich rühmen konnten, „unter dem alten Fritzen mitgemacht zu haben."

„Für Ruhm und Vaterland" (pro Gloria et Patria) war der Wahlspruch, den Friedrich auf der Klinge seines Degens und auf seinen Fahnen führte und dieses Vaterland war für ihn nicht auf die engen Grenzen der Kurmark Brandenburg eingeschränkt.

Die Verdienste um das Vaterland zu belohnen, errichtete Friedrich den Verdienstorden (pour le mérite), welcher anfänglich an Militair- und Civilbeamte und selbst an Gelehrte vertheilt, später nur an Officiere verliehen wurde.

Hatte der König so der Pflicht und dem Berufe ein Genüge gethan, so durfte er nun auch seinem Herzen ein Genüge thun und an die Freunde denken, in deren geistreichen Umgange er Aufheiterung, Erholung und Belehrung zu finden hoffte.

Der erste Freund, an den er denkt, ist sein treuer Lehrer Dühan, der, wie wir wissen, mit einer kleinen Pension in

Wolfenbüttel eine Zuflucht nach seiner Verbannung gefunden hatte. „Ich habe," schreibt er ihm aus Charlottenburg den 3. Juni, „Ihren Brief erhalten und als Antwort sage ich Ihnen, daß Sie hierher kommen können, wenn Sie da, wo Sie sind, Ihren Abschied erhalten haben." Eigenhändige Nachschrift: „Mein Schicksal hat sich geändert. Ich erwarte Sie mit Ungeduld. Lassen Sie mich nicht lange schmachten."

An Algarotti, der sich in London aufhielt, läßt er an demselben Tage eine gleiche Einladung ergehen, zu welcher der Baron Keyserling noch hinzufügt: „Der König hat damit angefangen, Wohlthaten unter sein Volk auszutheilen; er ernährt es, er thut von einem Tage zum anderen nichts weiter, als mit vollen Händen geben. Nun spreche mir Einer noch von Titus! Kommen Sie bald. Den 3. Juni im Jahre des Heils 1740, am vierten Tage der Regierung meines angebeteten Herrn." —

Vor Allen aber ist es Voltaire, zu dem sich Friedrich mit Herz und Geist gezogen fühlt. „Mein theurer Freund," schreibt er ihm den 6. Juni, „mein Schicksal hat sich geändert, ich bin bei den letzten Stunden, dem Todeskampfe und dem Sterben eines Königs zugegen gewesen. Ich bedurfte in Wahrheit bei dem Antritte meiner Regierung dieser Lehre nicht, um Ekel vor Eitelkeit und menschlicher Größe zu bekommen. Halten Sie mich, ich bitte Sie, für weiter nichts, als einen etwas zweifelnden Philosophen, aber für einen wahren und treuen Freund. Um des Himmels Willen, schreiben Sie an mich, wie an einen Menschen und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußeren Glanz. — Bis jetzt bleibt mir kaum so viel Zeit übrig, daß ich zu mir selbst kommen kann. Ich habe unendlich viel Geschäfte und mache mir noch mehr dazu, aber ungeachtet aller dieser Arbeit fehlt es mir doch immer nicht an

Zeit, Ihre Werke zu bewundern, um bei Ihrem Unterrichte Erholung zu suchen."

Die ernste Stimmung, in welcher Friedrich sich in diesen Tagen befand, spricht sich in einigen Zeilen, die er an seinen geliebten Suhm schreibt, in einer wahrhaft rührenden Weise aus: „Sie können wohl denken," schreibt er ihm, „daß ich in meiner gegenwärtigen Lage vollauf zu thun habe. Man gönnt mir von außen wenig Ruhe; desto ruhiger ist mein Inneres und ich kann Sie versichern, daß ich nie mehr Philosoph war, als eben jetzt. Mit Gleichmuth betrachte ich Alles, was mich erwartet, ohne das Glück weder herbeizuwünschen, noch es zu fürchten, voll Mitgefühl gegen Leidende, voll Achtung gegen Rechtschaffene, voll Liebe für meine Freunde. Sie, den ich unter die Zahl der Letzteren rechne, mögen sich immer mehr überzeugen, daß Sie in mir dasjenige finden werden, was Orest jemals in dem Pylades fand und daß Niemand mehr Achtung und Freundschaft für Sie hegen kann, als Ihr treuer
Friedrich."

Die näheren Freunde seines Umganges in Rheinsberg sieht er nun auch in Charlottenburg bei sich und der eifrige Freimaurer, Baron Bielefeld, erlangt es sogar, daß der König schon den 11. Juni im Schlosse zu Charlottenburg eine Loge halten läßt, der er selbst beiwohnt und sich nun öffentlich für einen Freimaurer erklärt. Diejenigen aber aus der heiteren Genossenschaft, welche, ohne ein anderes Verdienst als das, gute Gesellschafter bei der Tafel zu sein und für gute Laune zu sorgen, in der Meinung standen, daß für sie nun das Leben in dem erwünschten Schlaraffenlande beginnen werde, irrten sich sehr. Als der ausgelassene Markgraf Heinrich sich in Gegenwart einiger Generale einen unangemessenen Scherz in der

Weise der lustigen Brüder von Rheinsberg erlaubte, sah ihn Friedrich mit großen Augen an und sagte in sehr ernstem Tone: „Monsieur, à présent je suis Roi!“ (Mein Herr, jetzt bin ich König.) Der Baron Bielefeld, der sich im Geiste schon an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten sah, schreibt an einen Freund den 10. Juni sehr kleinlaut: „Der König sagte neulich sehr gnädig zu mir, daß er mich bei den auswärtigen Staatsgeschäften brauchen werde und daß er gesonnen sei, mir in dieser Laufbahn fortzuhelfen; allein diese Geschäfte, fügte er hinzu, erfordern eine Uebung und gewisse Lehrjahre. In dieser Absicht habe er mich ausersehen, den Grafen Truchseß nach Hannover zu begleiten, seine Reise werde von keiner langen Dauer sein und sobald ich zurückkäme, wolle er mich weiter befördern. Ich gestehe aufrichtig: das heißt, einen etwas kleinen Anfang machen.“ Jordan, dessen heitere Gesellschaft Friedrich nie einen Tag gern entbehrte und der sich damit geschmeichelt hatte, mindestens Präsident der Akademie zu werden, wurde zum Vorsteher der Bettelvögte und zum Director eines Armen- und Arbeitshauses in Berlin ernannt; Pöllnitz und Keyserling erging es nicht besser, so daß die Freunde den Tag der Thronbesteigung Friedrichs den Tag der Angeführten (la journée des dupes) nannten.

Auch die poetischen Scherze des Königs nehmen jetzt eine ernstere Richtung an; er schreibt an Voltaire den 12. Juni folgende Verse (französisch):

„Nicht aus der Musen stillem Aufenthalt,
Send' ich dir diese flücht'gen Zeilen,
Nicht mehr in Rheinsberg darf ich weilen,
Wo ich mein stilles Liedchen sonst gelallt.

Mich rief der Pflicht geheiligtes Gebot,
Der Dichter muß zugleich auch König sein,
Von jetzt erkenn ich keinen andern Gott,
Als mein geliebtes Volk allein.
Ade, ihr Verse, du, der Flöte Klang,
Ade, ihr Freuden all! ade, Voltair' und dein Gesang!
Ich trage jetzt die schwere Last der Krone,
Treu leb' ich meiner Pflicht und meinem Throne.
Erst wenn ich diesem Gott genug gethan,
Flieh ich, o Freund, in rascher Eil'
In deinen Arm, schnell wie ein Pfeil,
Und höre deiner Weisheit Lehren an.
Des Herrschers strenge Pflichten zu erkennen
Genüget es, mich Voltair's Freund zu nennen."

Bald darauf giebt er dem Freunde in einem ausführlichen Briefe vom 27. Juni noch genauere Rechenschaft von seinem Leben und Thun. „Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande anzugehören; hiervon überzeugt, habe ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um so schnell als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Für's Erste habe ich die Macht des Staats mit funfzehn Bataillons, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Garde du Corps vermehrt und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt. Wolff, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti gehören mir schon an, von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs= und Fabrikendepartement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer und reise nach Preußen, um mir in Königsberg ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Unwissenheit eingeführt hat und die nur von der

hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Meine Art zu leben ist bis jetzt noch nicht recht im Gange, denn die (medicinische) Facultät hat es für gut befunden, mir ex officio Pyrmonter Brunnen zu verordnen. Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis 8 Uhr den Brunnen, schreibe bis 10, lasse bis zu Mittag Regimenter exerciren, schreibe bis fünf Uhr und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sein werden, dann soll auch meine Lebensweise ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich außer den laufenden Geschäften noch viele neue Einrichtungen zu besorgen, muß viele unnütze Complimente machen und Rundschreiben (an die Gesandtschaften und Höfe) erlassen. Die meiste Mühe habe ich mit der Anlegung neuer Magazine in allen Provinzen, welche so beträchtlich sein sollen, daß sie Vorräthe auf anderthalb Jahre für das ganze Land enthalten sollen."

Die auswärtigen Gesandten, welche sich geschmeichelt hatten, großen Einfluß auf Friedrich zu gewinnen, sobald er zur Regierung kommen werde, sahen sich sehr in ihren Hoffnungen getäuscht, doch konnten sie nicht umhin, seine Thätigkeit und Selbstständigkeit gebührend anzuerkennen. „Um," heißt es in einem solchen Berichte, „Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen Alles selbst thut und daß, ausgenommen den Finanzminister, v. Boden, der die Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet, als unter der vorigen Regierung, Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden, so daß Herr v. Podewils, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Cabinette zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt würde; eben so werden die

anderen Minister behandelt. Man hielt bisher den Verlust des Ministers von Thulemeier für unersetzlich, weil er ein sehr geschickter Mann und ein lebendiges Archiv war; indeß scheint seine Stelle mit seinem Tode eingegangen zu sein. Sein Gehalt ist vertheilt unter den Herrn v. Podewils, den Kriegsrath v. Ilgen und den Rendanten der Legationscasse, Hofrath Sellentin. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck mit bewunderns=würdigem Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der Sr. Majestät ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen. Daraus entspringt, daß, da gewisse Dinge sich nur mit Vorsicht und Umschweif behan=deln lassen, ein Gesandter hier mehr desorientirt ist, als an jedem anderen Hofe und nicht weiß, welchen Weg er nach dem Ziele hin einzuschlagen hat, zu welchem er gelangen soll und will." —

Zweites Capitel.

Friedrich empfängt die Huldigung in Königsberg den 20. Juli, in Berlin den 2. August. Reis't als Graf v. Ruppin nach Baireuth und Frankfurt; als Graf Dufour nach Straßburg. — Ankunft in den westphälischen Provinzen. — Sieht Voltaire zum ersten Male. — Kehrt nach Berlin zurück. — Händel mit dem Bischofe von Lüttich über Herstal. — Friedrich erhält die Nachricht von dem Tode des Kaisers in Rheinsberg den 25. Oct. 1740.

Als Friedrich I., der Großvater unseres Friedrichs, das Herzogthum Preußen 1701 zum Königreiche erhob, beging der prachtliebende Monarch die Krönungsfeierlichkeiten mit demselben Pompe, wie der Kaiser zu Frankfurt. Aus doppeltem Springbrunnen sprudelte rother und weißer Wein, ein ganzer Krönungsochse wurde auf offenem Markte gebraten und der Menge Preis gegeben, goldene und silberne Münzen unter das Volk geworfen, auch dem Könige und der Königin mit geweihtem Oele von dem evangelischen Bischofe der Puls gesalbt. Nur ein einziger wesentlicher Unterschied des Ceremoniels fand statt: dem Kaiser wurde die Krone von einem der Erzbischöfe und Kurfürsten des Reichs aufgesetzt; der König in Preußen wollte die Krone keiner fremden Hand verdanken, er nahm sie vom Altare und setzte sie sich selbst auf. — Friedrich Wilhelm I., ein Feind unnützer Ausgaben für eine eitle Prahlerei, wofür er die Krönung hielt, wollte nichts davon wissen und

begnügte sich mit der einfachen Huldigung. Eben so hielt es Friedrich II. Er sah die Krone nicht gern mit der Kirche in Berührung gebracht und hatte bereits in den Briefen an seine Freunde in Frankreich sich darüber erklärt, daß er nicht Lust habe, diese Comödie der Krönung mit sich spielen zu lassen. Dagegen verkannte er nicht die tiefere Bedeutung der Huldigung, in welcher das, von ihm — freilich nur in der Theorie — oft geltend gemachte Prinzip des Vertrages zwischen dem Herrscher und den freien Unterthanen sich kund gab. Die Stände, als die Stellvertreter des Volks, waren nach altgermanischem Rechte zur Huldigung nur in sofern verpflichtet, als der Fürst ihnen zuvor für Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten Gewähr leistete.

Friedrich herrschte noch nicht über ein vereinigtes Königreich, sondern nur über Provinzen; er konnte zur Huldigung nicht Reichsstände in die Hauptstadt berufen. Er gab der Provinz, nach welcher die Krone den Namen führte, den Vorzug und reiste zuerst nach Preußen. Mehrere Generale und Geheimeräthe befanden sich in dem Gefolge des Königs, welches in zehn Wagen den 16. Juli in Königsberg eintraf. Zum Reisegesellschafter in seinem eigenen Wagen hatte der König seinen gelehrten und geistreichen Freund Algarotti gewählt, der eben aus England zurückgekehrt war. Am 17. Juli hörte der König die Huldigungspredigt des Oberhofpredigers Dr. Quandt, welche auf ihn einen so tiefen Eindruck machte, daß er dieses Kanzelredners noch in seinen späten Lebensjahren gedachte, als er sein Buch über die deutsche Literatur schrieb. Die Erbhuldigung selbst fand am 20. Juli statt. Eine ständische Versammlung damaliger Zeit bestand nicht aus, von dem Volke gewählten, Abgeordneten, sondern aus privilegirten Ständen, aus den landgesessenen Edelleuten, den Prälaten der

Domstifter und den Bürgermeistern der größeren Städte; der Bauernstand war gar nicht vertreten. Seitdem diese Landstände nur ihren eigenen Vortheil und nie mehr das allgemeine Wohl des Landes im Auge hatten, war es eine Wohlthat für das Volk, daß ein gestrenger König, wie Friedrich Wilhelm I., an die „Junkers in Preußen," welche ihre Bauern in gleicher Leibeigenschaft, wie ihre Nachbarn in Polen, halten wollten und sich gegen das Prügelmandat und andere Befehle des Königs, wodurch ihren Privilegien Eintrag geschah, auflehnten. schrieb: „Das seind Faxen; ich aber stabilire die Souveraineté wie einen rocher von Bronce" (wie einen Felsen von Erz). In diesem Sinne hatte Friedrich den preußischen Ständen, welche an ihn, schon bevor er nach Königsberg kam, das Ansinnen stellten, ihre alten Freiheiten und Gerechtsame anzuerkennen, in allgemeinen Ausdrücken in einem Schreiben vom 24. Juni erwiedert: „Wir sind auch gnädigst geneigt, ermeldeten Ständen noch vor der Huldigung eine solche Versicherung, als sie von Unsers nun in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät unter dem 11. Sept. 1714 erhalten, zu ertheilen, womit sie hoffentlich zufrieden sein und sich dabei beruhigen werden." Und sie beruhigten sich hierbei nicht nur für diesmal, sondern für alle Zeiten; Friedrich berief diese abgelebten, privilegirten Stände zu keinem Landtage wieder, vielmehr theilte er die Provinz in Kreise und bestellte zur Verwaltung der sonst ständischen Angelegenheiten königliche Landräthe. — Bei der feierlichen Erbhuldigung, welche im Schlosse zu Königsberg am 26. Juli statt fand, erschienen die Stände, vom Oberst-Burggrafen eingeführt, vor dem Könige, welcher den Thronsessel einnahm, in feierlichem Aufzuge. Der Landmarschall hielt eine Anrede, welche der König beantwortete, worauf der Kanzler den Huldigungseid vorlas, den die Stände mit aufgehobener Rechten

dem jungen Könige schwuren. Zwei Wappenherolde durchritten hierauf die Stadt, verkündigten dem Volke die Huldigung und warfen silberne Huldigungsmünzen mit der Inschrift: „das Glück des Volkes" (Felicitas Populi) unter das Volk aus — angeblich für 50,000 Thlr., was wir bei der Sparsamkeit Friedrichs billig in Zweifel ziehen müssen. Er hielt es bei solchen Gelegenheiten gern wie sein Vater, der bei dem Besuche des Zaar Peter in Berlin an seinen Finanzminister schrieb: „Ich will 6000 Thaler destiniren, davor soll das Finanz-Directorium die menage so machen, daß ich den Zaaren freihalten kann von Memel bis Wesel. Nit einen Pfennig gebe mehr dazu, aber vor der Welt sollen sie ein Geschrei machen, daß es mich 40 bis 50,000 Thaler koste." —

Mehr Vertrauen dürfen wir der Angabe schenken, daß der König 800,000 Scheffel Roggen in Polen aufkaufen und nach Pommern verschiffen ließ, wo der Scheffel zu dem mäßigen Preise von 20 Groschen verkauft wurde.

Den Studenten, welche dem Könige durch einen Fackelzug mit lautem Vivat ihre Huldigung gebracht, ließ er Wein und Bier zu einem großen Festcommerce verabfolgen, bei welchem sich die Begeisterung für den „Landesvater, Schutz und Vater" in vielen schönen Liedern, zerstochnen Hüten und zerschlagenen Gläsern kund gab. —

Der König verließ Königsberg den 21. und traf den 24. Juli bereits wieder in Berlin ein; er fuhr, auch ohne Chausseen, so schnell, daß er seine Landstraßen für hinlänglich gut hielt.

Die Huldigung der Stände der Kurmark fand in dem Schlosse zu Berlin am 2. August statt, nachdem der König am 31. Juli der Huldigungspredigt, welche der Hofprediger Jablonsky hielt, beigewohnt hatte. Die Feierlichkeiten in Berlin waren dieselben wie in Königsberg; auch hier wurden Huldi-

gungsmünzen unter das Volk ausgeworfen mit der Aufschrift: „Der Wahrheit und Gerechtigkeit," um welche sich die Eckensteher, Schusterjungen, Fischweiber und Rinsteinnsucher jener Zeit unter Raufen, Schimpfen und Vivatrufen mit patriotischem Eifer schlugen, was man eine Volksbelustigung nannte.

Einige Tage der Erholung brachte der König vom 7. bis 13. August in Rheinsberg zu, um sich zur Reise nach den westphälischen Provinzen vorzubereiten, welche er den 15. August antrat. In seinem Gefolge befanden sich sein Bruder, der Prinz August Wilhelm, die Obersten v. Bork und v. Stille, der Adjutant v. Münchow, Algarotti und der Kämmerer Fredersdorf welchem letzteren der König nach seiner Thronbesteigung für die treuen Dienste, die er ihm in Cüstrin beim Flötenspiel geleistet, ein Landgut schenkte und ihn, wie wir später noch zu erwähnen haben werden, immer mit großem Vertrauen beehrte.

Der König nahm unter dem Namen eines Grafen v. Ruppin denselben Weg, welcher ihm zehn Jahre früher so vieles Unglück bereitet hatte. Er besuchte die geliebte Schwester in Baireuth und ging von hier über Frankfurt und Mannheim nach Kehl, von wo er sich unter dem Namen eines Grafen Dufour aus Böhnen mit Pässen, welche er sich und seiner Begleitung selbst ausstellte, nach Straßburg begab, um unbemerkt den Zustand der französischen Truppen genau kennen zu lernen. Der Prinz August Wilhelm nannte sich Graf Schaffgotsch und Algarotti v. Pfuhl. — Am 23. August kam die lustige Reisegesellschaft just noch vor Thorschluß in Straßburg an; die Zollaufseher und Thorschreiber waren bald mit einigen Ducaten zur Ruhe verwiesen und in dem Gasthofe zum Raben wurde eingekehrt. Der König trug dem Wirth auf, für ein gutes Abendbrod zu sorgen und die in dem nahen Cafeehause

versammelten Officiere der Garnison im Namen des Grafen Dufour aus Böhmen dazu einzuladen. Nur drei Officiere vom Regiment Piemont nahmen diese sonderbare Einladung an und wurden sehr höflich von dem Könige empfangen; man trank auf gute Cammeradschaft und des Champagners wurde über Tafel bei munterem Gespräche nicht geschont. Am anderen Morgen holten die französischen Officiere den böhmischen Cammeraden ab, da er gewünscht hatte, das Regiment exerciren zu sehn. Er konnte den Officieren nicht abschlagen zu Mittag ihr Gast zu sein, einer Einladung des Gouverneurs, Marschall Broglio suchte er dadurch auszuweichen, daß er den Grafen Schaffgotsch und den Herrn v. Pfuhl allein die Visite machen ließ. Bis zum dritten Tage war es ihm gelungen unerkannt zu bleiben, allein ein Soldat, der früher bei seinem Regimente in Ruppin gestanden, entlaufen und französische Dienste genommen hatte, erkannte ihn und verrieth es dem Marschall. Dieser respectirte jedoch das angenommene Incognito auf die höflichste Weise und da der König den Wunsch geäußert hatte, die Festungswerke zu sehen, schickte er ihm zwei gutunterrichtete Officiere mit seinem Wagen, welche ihm sämmtliche Werke zeigten. Friedrich machte hierauf dem Marschall einen Besuch und blieb eine Stunde lang bei ihm in seinem Cabinet. Für den Abend hatte er ihn eingeladen, mit ihm das Theater zu besuchen, allein Friedrich, der sich nun erkannt wußte und dem Straßburger Publikum nicht gern ein Schauspiel geben wollte, ließ Postpferde bestellen und reiste so schnell als möglich ab.

Wenn in der Berliner Zeitung vom 15. Sept. 1740 über diese Reise des Königs berichtet wird, „der König sei, als er sich erkannt wußte, sogleich früh beim Thoraufschließen abgereist, ehe noch der Stadtgouverneur Marquis de Broglio erfahren, daß er so glücklich gewesen, einen der größten Prinzen in seinem

Gouvernement zu haben": so beweist dieß nur, daß auch zu damaliger Zeit die Berliner Zeitungen nicht immer genau unterrichtet waren. Der König machte die Fahrt von Mainz auf dem Rhein, besuchte Coblenz und Cöln und traf den 29. August in Wesel ein. Nachdem er von hier aus die Grafschaft Mark besucht, in Hamm und Wesel die Landstände empfangen, die Truppen besichtigt hatte, eilte er, trotz eines kalten Fiebers, an welchem er von jetzt an häufig litt, nach dem Schlosse Moyland bei Cleve, wohin er Voltaire eingeladen hatte; Maupertuis, ein berühmter französischer Physiker und Algarotti befanden sich in seinem Gefolge. „Ich habe" — schreibt er den 24. Sept. an Jordan — „Voltaire gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war; allein ich hatte gerade das viertägige Fieber und mein Geist war eben so abgespannt, als mein Körper ermattet. Wenn man Leute seiner Art spricht, muß man nicht krank sein, sondern sich vielmehr besser als gewöhnlich befinden. Er ist beredt wie Cicero, so angenehm wie Plinius, so weise wie Agrippa; mit einem Worte: er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, ein jeder Tropfen Tinte aus seiner Feder wird zu einem Witz. Du wirst mich bei meiner Rückkehr sehr geschwätzig finden; allein bedenke, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen."

Voltaire gab das Versprechen, den König noch in diesem Jahre in Rheinsberg zu besuchen und hielt auch Wort.

Der König nahm den Rückweg über Lippstadt und Herfort nach Braunschweig. In dem für ihn so verhängnißvollem Schlosse Salzdahlum wohnte er den 20. Sept. der Verlobung seines Bruders August Wilhelm mit seiner Schwägerin, der

Prinzessin Louise Amalie von Braunschweig=Bevern, bei und traf den 23. Sept. wieder in Potsdam ein.

Seine Anwesenheit in der Rheinprovinz brauchte der König, um die Anmaßung des Bischofs von Lüttich George Ludwig Graf v. Berghes, welcher unbefugter Weise in der, dem Könige gehörenden Baronie Herstal an der Maas sich als Oberlehnsherr geltend machen wollte, in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Der Bischof hatte die Unterthanen des Königs zu Herstal, welche nicht recht wußten, wem sie eigentlich angehörten, in ihrem Ungehorsam gegen die Krone Preußen schon unter Friedrich Wilhelm I. bestärkt und beschützt. Friedrich II. schickte den Geheimenrath Rambonnet mit nachstehendem, in aller Form abgefaßten, Schreiben an den Bischof:

Mein Cousin,

In Erwägung aller der von Ihnen vorgenommenen Eingriffe in Meine unstreitigen Gerechtsame über Meine freie Baronie Herstal und wie die Aufrührer zu Herstal seit einigen Jahren in ihrem abscheulichen Ungehorsam gegen Mich bestärkt worden, habe ich Meinem Geheimenrath Rambonnet anbefohlen, sich in Meinem Auftrage zu Ihnen zu begeben und in Meinem Namen von Ihnen binnen zwei Tagen eine aufrichtige und ganz bestimmte Erklärung zu fordern, ob Sie noch Willens sind, Ihre angebliche Souverainetät über Herstal zu behaupten und ob Sie die Aufrührer zu Herstal in ihrem Unfug und schändlichen Ungehorsam schützen wollen? Sollten Sie mir eine entsprechende Antwort, welche ich mit Recht fordern kann, verweigern, so machen Sie sich vor aller Welt der Folgen schuldig, welche eine solche Verweigerung unfehlbar nach sich ziehen wird."

Zwei Tage, ja sogar acht Tage vergingen, ohne daß der Bi=

schof sich zur Antwort bewogen fühlte und Friedrich ließ 1200 Grenadiere und 400 Dragoner unter dem Generalmajor von Borcke in das Gebiet des Bischofs einrücken. Durch ein Manifest vom 11. Sept. von Voltaire nach den Mittheilungen des Königs im zierlichsten Französisch abgefaßt, suchte der König sein gutes Recht zu erweisen und die gewaltsame Maaßregel zu rechtfertigen. Der Bischof griff nun zu geistlichen Waffen, er rief halb Europa wider den König auf, der das Heiligthum der Kirche so ungescheut verletzte und verklagte ihn bei dem Kaiser als einen Störer des Reichsfriedens. Der Kaiser nahm sich des Bischofes sehr ernstlich an, erließ unter dem 4. Oct. 1740 ein Abmahnungsschreiben an den König und forderte in einem, an den Reichstag vom 12. Oct. erlassenen, Commissionsdecrete „Kraft seines oberstrichterlichen Amtes von den Ständen des Reiches wegen ungemeiner Wichtigkeit der Sache ein, nach des Vaterlandes Wohlfahrt und dessen Grundgesetzen ausgemessenes, standhaftes Gutachten."

Indessen hielt es dennoch der Bischof für das Beste, sich mit dem Könige in Güte zu einigen. Er schickte Bevollmächtigte nach Berlin, die mit dem Könige den 20. Oct. einen Kaufcontract abschlossen, in welchem er dem Bischofe von Lüttich die Baronie Herstal für 240,000 Gulden überließ und außerdem noch eine rückständige Schuld von 60,000 Gulden, welche sich noch vom Jahre 1690 her schrieb, ausgezahlt erhielt.

Obwohl die Sache nun völlig ausgeglichen war, so war es dem Könige dennoch empfindlich gewesen, daß sich der Kaiser so angelegentlich des Bischofs angenommen und ihn (den König) bei dem Reichstage als einen Störer des Landfriedens in sehr übereilter Weise verklagt hatte. Sobald daher der Vertrag mit dem Bischof abgeschlossen und der Streit geschlichtet war, ließ Friedrich, obwohl unterdessen der Kaiser gestorben war, in Ber-

lin ein Promemoria — eine Art Rechtfertigungsschrift — drucken, aus dessen Abfassung wir die Stellung, welche der junge Preußenkönig Kaiser und Reich gegenüber zu nehmen Kraft und Willen hatte, erkennen. Damit seine Erklärung die größtmöglichste Verbreitung erhalte, erschien in den Berliner Zeitungen vom 12. Nov. 1740 folgender Artikel: „Es ist allhier ein Promemoria gedruckt worden, welches folgenden Inhaltes ist: Se. Königliche Majestät hätten mit nicht geringer Verwunderung vernommen, daß den 12. Oct. ein kaiserliches Commissionsdecret wegen der mit dem Fürsten von Lüttich über die Baronie Herstal gehabten Irrungen an den Reichsconvent eingelaufen wäre. In demselben werde eines kaiserlichen Abmahnungsschreibens gedacht, welches man aber niemals gesehen hätte. Wie denn auch von Seiten des kaiserlichen Hofes wegen dieser Sache niemals, weder dem preußischen Minister in Wien, noch auch durch den kaiserlichen Residenten allhier etwas wäre vorgestellt worden. Es hätten Se. Königliche Majestät sich nimmer versehen, daß der kaiserliche Hof so ungewöhnlich schnell, ohne vorher sich nach den eigentlichen Umständen zu erkundigen, hierunter würde verfahren haben, zumal da in dem Commissionsdecrete Se. Königliche Majestät fast eines Reichsfriedensbruchs und als ob sie den Reichsgrundverfassungen zuwider gehandelt hätten, beschuldiget wären und es geschienen, als ob dem Reiche per indirectum insinuirt werden wollen, als ob dasselbe von Sr. Königlichen Majestät sich gefährliche Desseins (Absichten) zu befürchten und daher die nöthigen mesures (Maaßregeln) dagegen zu nehmen hätte. Se. Königliche Majestät hielten sich versichert, daß diese Sache zum recursu ad Comitia imperii (vor den Reichstag) nicht einmal angethan wäre, indem der kaiserliche Hof weit wichtigere Sachen dahin nicht hätte wollen gelangen lassen. Ueberdem so hätte man

auch sehr wohl gewußt, daß die Mißhelligkeit wegen Herstal auf dem Punkte einer freundschaftlichen Beilegung gestanden, wie sie denn auch zu beiderseitigem Vergnügen der Interessenten wirklich abgethan wäre. Se. Königliche Majestät könnten also wohl gar von diesem obbesagten Vorfalle schweigen, indem selbst dem Reiche wenig daran gelegen wäre, wer die Souverainetät über Herstal ausübe, ob Preußen, oder Lüttich, wenn es nicht bedenklich fiele, daß der kaiserliche Hof, gleich bei dem Antritt Sr. Königlichen Majestät Regierung sich so schleunig geäußert und das ganze Reich in Bewegung zu bringen gesucht hätte, als welches mit der Reichsexecutionsordnung offenbar streite. Inzwischen wissen Se. Königliche Majestät sich wohl zu bescheiden, daß Sr. Kaiserlichen Majestät hierunter nichts beizumessen sei; es wäre aber zu bedauern, daß übelgesinnte Gemüther durch hitzige und übereilte Rathschläge zu vielem Mißtrauen Gelegenheit gäben. Demohngeachtet würden Se. Königliche Majestät bei dem Vorsatze beständig verharren und alles Ihr Vermögen zu Erhaltung der Ehre, Würde und Autorität Sr. Kaiserlichen Majestät, als des Reichs höchsten Oberhaupts und zur Aufrechthaltung der Reichsständischen Freiheit, wie auch der gemeinen Wohlfahrt und des Ruhestandes mit Freuden anwenden." —

Als diese Erklärung des Königs in den Zeitungen erschien, hatte der Kaiser Karl VI., der letzte Sproß des Habsburger Stammes, bereits (am 20. Oct. 1740) die Augen geschlossen. Die Nachricht davon erhielt der König in Rheinsberg am 25. Oct. wo er beschäftiget war, seiner Schwester der Markgräfin von Baireuth und ihrem Gemahle, welche ihn mit ihrem Besuche erfreuten, Bälle, Comödien und heitre Feste zu geben. Die Rollen zu dem Lustspiele: die Franzosen in London von Boissy waren schon vertheilt, Friedrich selbst hatte in dem

Trauerspiele „Julius Cäsar," von Voltaire die Hauptrolle übernommen und der Dichter wurde zur Aufführung erwartet. Noch am 24. Oct. schreibt der König an Voltaire:

„Wollten Sie wohl den Schauspieler La Noue, der Mahomet II. geschrieben hat, engagiren und ihm den Auftrag geben, eine Truppe in Frankreich zu errichten und sie den 1. Juni 1741 nach Berlin zu bringen? Die Gesellschaft muß gut und für das Tragische, sowie für das Komische vollständig sein, die ersten Rollen mit doppelter Besetzung" u. s. w.

Allein einen Tag später haben die Pläne des Königs eine ganz andere Richtung genommen. „Der Kaiser ist todt." — schreibt er an Voltaire den 26. Oct. — „Dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Ideen, ich glaube im Juni wird mehr die Rede von Pulver, Soldaten und Laufgräben sein, als von Schauspielerinnen, Balletten und Lustspielen. Die Zeit ist gekommen, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von viererlei Metallen herabrollen und es zermalmen wird." Der König war bibelfest genug, um sich dieser Stelle aus dem 2. Capitel Daniels zu erinnern und die Worte: „Du bist ein König aller Könige, dem Gott vom Himmel Königreich, Macht, Stärke und Ehre gegeben hat" — auf sich anzuwenden und in dem zerschlagenen Bilde von viererlei Metallen und Thon den Kaiser und das heilige römische Reich zu erkennen. —

Drittes Capitel.

Gerechtsame der preußischen Krone auf verschiedene Herzog- und Fürstenthümer in Schlesien. — Unredlichkeit des Wiener Cabinets gegen Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten, gegen Friedrich I.; gegen Friedrich Wilhelm I. „Da steht Einer, der mich rächen wird!"

Der König litt noch an dem Fieber, als ihm sein geheimer Kämmerer Fredersdorf die Depesche mit der Nachricht von dem Tode der Kaisers den 25. Oct. an das Bett brachte. Der Cabinetsrath Eichel mußte sogleich den Feldmarschall Grafen Schwerin und den Cabinetsminister von Podewils eiligst aus Berlin nach Rheinsberg bescheiden. Beide trafen den 27. ein und der König arbeitete unausgesetzt mit ihnen bis zum 1. Nov. Friedrich beschließt, seine Rechte auf die Herzogthümer und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schlesien geltend zu machen; der Einmarsch nach Schlesien wird angeordnet, während zu gütlicher Ausgleichung ein Bevollmächtigter nach Wien gesendet wurde.

Der König hatte anfänglich geschwankt, ob es gerathener sei, die Jülichsche Erbschaft oder die Schlesischen Fürstenthümer in Anspruch zu nehmen; er entschied sich für das Letztere und zwar ohne langes Zaudern. Schon am 28. Oct., also zwei Tage nachdem er die Depesche aus Wien erhalten hatte, schrieb er an Algarotti: „Der Tod des Kaisers verstattet mir nicht, mich mit den Correcturen meines Antimacchiavel zu befassen; diese Zeit ist ungünstig für mein Buch, aber vielleicht ruhmvoll für

meine Person. — Wir spielen hier noch ganz ruhig auf den Bretern die Cäsar und Antonius, in Erwartung, sie bald auf einer anderen Bühne noch vollständiger vorzustellen. — Ich werde nicht nach Berlin gehn; eine Lumperei, wie der Tod des Kaisers fordert keine so große Aufregung. Alles war vorhergesehen, Alles angeordnet. Es handelt sich nur darum, die Pläne, die ich längst erwogen habe, auszuführen."

Die Schriften des Professor Ludwig in Halle, welcher seit dem Jahre 1702 unablässig an die Ansprüche des Hauses Brandenburg auf die genannten schlesischen Fürstenthümer erinnerte, waren dem Könige nicht unbekannt geblieben; schon als Kronprinz hatte er sich näher davon unterrichtet, und sich aus dem geheimen Staatsarchive die betreffenden Actenstücke nach Rheinsberg schicken lassen. Diese Ansprüche waren einfach und unbestreitbar. Das Fürstenthum Jägerndorf hatte der Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg fränkischer Linie im Jahre 1523 durch rechtlichen Kauf an sich gebracht und war darin von dem Kaiser Ferdinand I., als Könige von Böhmen, wozu Schlesien damals gehörte, 1527 bestätigt worden. Sein Sohn, der Markgraf Georg Friedrich, starb kinderlos, worauf das Fürstenthum 1603 an den Kurfürsten Joachim Friedrich kam, welcher es 1606 seinem jüngeren Sohne, dem Markgrafen Johann Georg, mit Genehmhaltung des Kaisers überließ. Als die Böhmen, kraft ihrer Majestätsbriefe und Landesprivilegien im Jahr 1619 den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige wählten und die, in dem Hussitenkriege erfochtene, Religionsfreiheit gegen Gewalt und Unterdrückung vertheidigten, trat Johann Georg auf die Seite der Böhmen, welche für ihre Landesverfassungen und für den evangelischen Glauben zum Schwerdte gegriffen hatten. Sie unterlagen der Uebermacht Ferdinand's II.; der König Friedrich V. mußte

fliehen, der Kaiser Ferdinand II. verhängte über Johann Georg die Reichsacht und schenkte Jägerndorf an Karl Lichtenstein, Fürsten von Troppau. Vergebens suchte der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg während des dreißigjährigen Krieges seine Ansprüche geltend zu machen; man würdigte ihn in Wien keiner Antwort. Sein Nachfolger, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, hatte als treuer Bundesgenosse den Kaiser Leopold I. am Rhein gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken unterstützt; allein seine Ansprüche auf Jägerndorf wurden in Wien ebenfalls schnöde abgewiesen. Hierüber entrüstet schrieb der große Kurfürst an seinen Oberpräsidenten Freiherrn von Schwerin: „Ich überschicke Euch hierbei das kaiserliche Handschreiben und muß gestehn, daß ich mir niemals ein so hartes Schreiben eingebildet hätte. Der Teufel muß aber zu Wien ganz los sein; in Ungarn stehn ihre Sachen sehr schlimm und mich disgoustirt man. Läßt mich Gott leben und giebt mir Gesundheit dabei, so werde ich suchen solches zu revangiren, denn es ist zu grob. Das ist der Dank, daß ich ihm die Krone aufgesetzt habe; die Zeit kann kommen, daß ich ihm (dem Kaiser Leopold I.) sie abnehme und einem Anderen, der es besser verdienet, wieder aufsetze." Vergeblich hatte der große Kurfürst die Hülfe des Kaisers, dem er so oft zu Hülfe gezogen war, gegen die Schweden, die während seiner Abwesenheit in sein Land gefallen waren, in Anspruch genommen. Friedrich Wilhelm war allein auf seinen Arm und seine braven Brandenburger angewiesen. Bei Fehrbellin erfocht er (1675) einen glänzenden Sieg; die Schweden mußten ihm Pommern überlassen. Da ward man zu Wien eifersüchtig auf den Ruhm der brandenburgischen Waffen, und der kaiserliche Geheimerath Freiherr Hofer von Hohengran äußerte sogar gegen den kurbrandenburgischen Gesandten, das gefiele dem Kaiser keineswegs,

daß halt ein neuer König der Wenden an der Ostsee emporkomme." Als es daher zu St. Germain (1679) zur allgemeinen Friedenshandlung kam, verließ der Kaiser seinen treuesten Bundesgenossen, den großen Kurfürsten, und zwang ihn, Stralsund, Stettin und was er in Pommern gewonnen hatte, den Schweden wieder zu überlassen; allein in prophetischem Zorne wider das Haus Oestreich rief er aus: „Ein Rächer wird dereinst aus meinem Staub erstehn!" —

Einen noch schnöderen Verrath beging der kaiserliche Hof an Brandenburg in den Verhandlungen wegen der Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schlesien. Der Herzog Friedrich II. von Liegnitz hatte mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg 1537 eine feierliche Erbverbrüderung geschlossen. Kraft derselben erhielt Brandenburg die Anwartschaft auf die gesammten liegnitzischen, briegischen, wohlauschen und dazugehörigen Herrschaften im Fall des Aussterbens des herzoglich liegnitzischen Hauses. Die Herzöge von Liegnitz dagegen erhielten von Brandenburg die Anwartschaft auf die Herrschaften Cottbus, Peitz und Teupitz, das Land Beerfelde, den Hof Groß-Lübben, die Herrschaften Zossen, Beeskow und Storkow zugesichert. Obschon nach den bestehenden und anerkannten Rechten und Verfassungen und den, ihnen zu wiederholten Malen, von den Königen von Böhmen, als ihren Landesherrn, ertheilten, Gunstbriefen es den Herzögen von Liegnitz zustand, „ihre Land und Leute, einen Theil oder ganz und gar, auf dem Todbette oder testamentweis, wie sie am besten zu rathe worden, zu verkaufen, versetzen, verschaffen und zu verwechseln," so that dennoch der König Ferdinand von Böhmen gegen diese Erbverbrüderung Einspruch und als 1675 der männliche Stamm der Herzöge von Liegnitz erlosch, und der große Kurfürst sein Erbrecht geltend machen wollte,

trat der Kaiser Leopold I. mit ihm zwar in Unterhandlung und erbot sich zu einer Entschädigung an Land und Leuten, ohne daß es jedoch damit ernstlich gemeint gewesen wär. Der große Kurfürst war dem Augsburger Bündniß (im April 1686) beigetreten und hatte dem Kaiser zum sechsten Male ein Hülfscorps von 8000 Mann gegen die Türken nach Ungarn gestellt, um ihn endlich geneigt zu stimmen, seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer anzuerkennen. Der Kaiser, der nun nicht mehr ausweichen konnte, gestand dem Kurfürsten in dem Satisfactionsvertrage vom 7. Mai 1686 für die Verzichtleistung auf die schlesischen Herzogthümer als Entschädigung den, in dem Fürstenthume Glogau gelegenen, schwiebusser Kreis und die Anwartschaft auf die Herrschaften Esens und Wittm und in Ostfriesland zu. Die feierliche Uebergabe des schwiebusser Kreises erfolgte den 12. August 1686, der Kurfürst nahm Titel und Wappen eines Herzogs von Schwiebus und Crossen an und ließ als solcher Münzen nach schlesischem Münzfuße prägen. Der Verrath aber, den man an dem großen Kurfürsten beging, war, daß der kaiserliche Gesandte in Berlin, Baron von Freitag, den Kurprinzen Friedrich, den Erben Brandenburgs, heimlich und ohne Vorwissen des Vaters durch allerhand Drohungen und Versprechungen überredete, bereits den 28. Febr. 1686 einen Revers zu unterzeichnen, in welchem er sich verpflichtete, bei dem Antritt seiner Regierung den schwiebusser Kreis sofort an den Kaiser zurückzugeben.

Als Friedrich III. im Jahre 1688 zur Regierung gelangte und der kaiserliche Hof die Zurückgabe verlangte, war es freilich ein trauriges Geständniß von ihm, „daß er hinter das Licht geführt worden und gänzlich entschlossen sei, den ausgestellten Schein in keiner Weise zu halten, es koste auch, was

es wolle, weil seine Ehre, Pflicht und Gewissen interessirt, wären und er nicht wolle angesehen sein, als gebe er so liederlich Land und Leute hin, oder als wollte er die Stücke, die sein Herr Vater zur Kur gebracht, ohne Noth und Ursach wieder verschleudern." Auf die Erklärung, daß er als Kurprinz ganz und gar nicht befugt gewesen sei, auf irgend ein Recht seines Hauses, oder gar auf ein Stück Land Verzicht zu leisten, erwiederte der kaiserliche Hof mit der Drohung, ihn mit Gewalt der Waffen zur Erfüllung des Reverses zu zwingen.

Da dem Kurfürsten daran gelegen war, die Zustimmung des Kaisers zur Erwerbung der preußischen Königskrone zu erlangen, so gab er 1694 den schwiebusser Kreis zurück, ohne jedoch auf die vier schlesischen Herzogthümer Verzicht zu leisten. Zu seinen Ministern, als sie ihn fragten, ob er extrema (das Aeußerste) abwarten wollte? sagte er: „ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht meines Hauses in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachfolgern überlassen, die ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder binden kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, als jetzo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen." —

Damit nun sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. die Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer nicht etwa erneuern möchte, wurde diesem von dem kaiserlichen Hofe die Erwerbung von Jülich und Berg in Aussicht gestellt und in der That gelang es auch, besonders durch die Vorspiegelungen in dem Wusterhauser Vertrage, welcher jedoch niemals vollzogen worden ist, sein Augenmerk ganz von Schlesien

abzulenken. Als nun aber Friedrich Wilhelm I. alle Aufopferung und Treue, mit welcher er während seiner ganzen Regierung sich dem Kaiser als den ergebensten Vasallen erwiesen hatte, mit Undank, Lug und Trug vergolten und sich um Jülich und Berg eben so, wie seine Vorfahren um Schlesien betrogen sah, sprach er sich ohne Rückhalt in dem Tabakscollegium über den Schimpf und die Schande aus, welche ihm der Kaiser für alle ihm erwiesene Freundschaft anthue. Und als der Kronprinz einst (den 2. Mai 1736) in die Gesellschaft trat, in welcher der König eben davon gesprochen, wie rücksichtslos ihn der Kaiser bei dem Abschlusse der Friedenspräliminarien und bei der Vermählung des Herzogs von Lothringen behandelt habe, rief er, auf Friedrich zeigend: „hier steht Einer, der mich dereinst rächen wird!" — So waren durch drei Geschlechter hindurch die Rachegeister auf das Kaiserhaus herabgerufen worden, als Friedrich den Degen ergriff, um Genugthuung zu fordern und sein Recht geltend zu machen.

Viertes Capitel.

Die pragmatische Sanction. — Der Marquis de Botta wird von Wien nach Berlin geschickt. — Der König läßt durch den Grafen Gotter in Wien die Abtretung ganz Schlesiens fordern. — Manifest über den Einmarsch in Schlesien vom 1. Dec. Aufbruch der Truppen. — Anrede des Königs an die Officiere der Garnison von Berlin. —

Durch ein Hausgesetz vom Jahre 1723 hatte der Kaiser Carl VI., in Ermanglung eines männlichen Erben, seine älteste Tochter Maria Theresia zur Nachfolgerin in seinen Erblanden, den Königreichen Ungarn, Slavonien, Siebenbürgen, Böhmen und Mähren, den Erzherzogthümern Oestreich, Tyrol, Mailand und was sonst zu diesem unermeßlichen Reiche gehörte, ernannt. Große Summen und vieljährige Unterhandlungen waren darauf verwendet worden, diesem Hausgesetze, welches unter dem Namen einer pragmatischen Sanction bekannt ist, unter die Gewährleistung aller europäischen Mächte zu stellen. Zwar hatte Prinz Eugen dem Kaiser den Rath ertheilt, seiner Nachfolgerin, anstatt der Briefe der auswärtigen Cabinets, lieber ein Heer von 200,000 Mann und eine gefüllte Schatzkammer zu hinterlassen, allein der Kaiser hatte nicht darauf geachtet. Maria Theresia war bei dem Tode des Vaters dreiundzwanzig Jahre alt, lebhaft, unternehmend, gebieterisch, dabei von ihren Völkern in Deutschland, Böhmen,

Ungarn und Italien geliebt und verehrt. Ihr Gemahl Franz Stephan, Großherzog von Toskana, war unbedeutend und hatte nicht einmal soviel ritterlichen Sinn, den Handschuh aufzunehmen, welchen der junge König von Preußen seiner Gemahlin vor die Füße warf.

Der König erwog und erkannte seine Stellung dem mächtigen Hause Oestreich gegenüber sehr wohl. „Auf der einen Seite“ — sagte er in der, von ihm selbst abgefaßten, Geschichte seiner Zeit — „stand das mächtige Haus Oestreich, dem es bei so ausgebreiteten Ländern nicht an innern Hülfsmitteln fehlen konnte und eine Tochter des Kaisers, die, sobald sie angegriffen wurde, Bundesgenossen an dem Könige von England, der Republik Holland und an den mehrsten deutschen Reichsfürsten, als Gewährsmännern der pragmatischen Sanction, finden mußte. — Das zweifelhafte Glück der Waffen mußt Besorgniß erregen, denn Eine verlorene Schlacht konnte entscheidend sein. Der König hatte keine Bundesgenossen und konnte nur Truppen ohne Erfahrung den alten östreichischen Soldaten, die unter den Waffen ergraut und in so vielen Feldzügen für den Krieg abgehärtet waren, entgegen stellen. Von der anderen Seite wurden die Hoffnungen des Königs durch eine Menge Betrachtungen belebt. Die Lage des Wiener Hofes nach dem Tode des Kaisers war sehr mißlich. Die Finanzen befanden sich in Unordnung, das Heer war heruntergekommen und entmuthigt durch die unglücklichen Feldzüge gegen die Türken, das Staatsministerium uneinig. Dabei befand sich an der Spitze der Regierung eine junge Fürstin ohne Erfahrung, welche eine streitige Erbschaft vertheidigen sollte und man sieht leicht ein, daß eine solche Macht nicht furchtbar erscheinen konnte. Auch dem Könige konnten Bundesgenossen nicht fehlen; die zwischen England und Frankreich bestehende Eifersucht sicherte dem Könige

den Beistand einer dieser beiden Mächte und vor Allem mußten diejenigen, welche Ansprüche auf die Erbschaft des Hauses Oestreich machten, ihr Interesse mit dem von Preußen vereinigen. Der König hatte eine Stimme zur Kaiserwahl zu vergeben; rücksichtlich seiner Ansprüche auf das Herzogthum Berg konnte er sich entweder mit Frankreich oder mit Oestreich vergleichen und endlich war der Krieg, den er in Schlesien unternehmen konnte, der einzige Angriffskrieg, welchen die Lage seiner Staaten begünstigte, weil er in der Nähe seiner Grenzen blieb und durch die Oder eine sichere Verbindung behielt.

Was den König zuletzt noch vorzüglich zu diesem Unternehmen bestimmte, war der Tod der Kaiserin Anna von Rußland, welche bald nach dem Kaiser Carl VI. starb (den 28. Oct. 1740). Durch ihren Hintritt kam die Krone an den, noch in der Wiege liegenden, Großfürsten Iwan, einen Sohn der Prinzessin von Mecklenburg und des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, eines Schwagers des Königs. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte, während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers, Rußland mehr beschäftiget sein, für die Ruhe seines Reichs zu sorgen, als die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten, durch welche unfehlbar Unruhen in Deutschland angeregt werden mußten. Zu diesen Gründen füge man noch ein schlagfertiges Heer, einen gefüllten Schatz und vielleicht die Lust, sich einen Namen zu machen hinzu — und so hat man die Ursachen des Krieges, welchen der König an Maria Theresia von Oestreich, Königin von Ungarn und Böhmen, erklärte." —

Mit Unwillen und verletztem Ehrgefühle hatte der König als Kronprinz die Spöttereien gehört und gelesen, die man sich über seinen Vater erlaubte, den man wegen der brandenburgischen Sandsteppen „des heiligen römischen Reichs Erz-

sandstreuer" nannte und von dem seine Gegner sagten, er spanne nur den Hahn, aber drücke nie los. Von seinen großen Gardegrenadieren meldeten die Blätter, daß sich bei mehreren, als man sie nach ihrem Tode secirt, zwei Magen, aber kein Herz gefunden habe und wenn man Friedrich Wilhelm I. den preußischen Corporal nannte, so war das nicht in so gutmüthigem Scherze gemeint, als wir in unsern Tagen von dem „kleinen Corporal" (Napoleon) erzählen hörten.

„Dergleichen Kränkungen," sagt Friedrich, „belehrten den Nachfolger des Königs, daß ein Herrscher seiner Person, vor allen aber seiner Nation Achtung verschaffen muß; daß die Mäßigung eine Tugend ist, welche die Staatsmänner, wegen des Verderbnisses unseres Jahrhunderts, nicht immer streng ausüben können und daß es diesmal nothwendiger war, Proben der Entschlossenheit, als der Nachgiebigkeit zu geben. Um hier Alles zusammen zu fassen, was das Feuer eines jungen, zum Throne gelangten Prinzen anfachen konnte, fügen wir noch hinzu, daß der Kurfürst Friedrich III., als er Preußen zu einem Königreiche erhob, durch diese eitle Größe seiner Nachkommenschaft einen Keim des Ehrgeizes einpflanzte, welcher früher oder später Früchte tragen mußte. Die Monarchie, welche er seinen Nachfolgern hinterließ, war, um mich so auszudrücken, eine Art Zwitter, welcher mehr noch vom Kurfürstenthume, als vom Königreiche an sich hatte. Es war Ruhm dabei zu gewinnen, dieses zweifelhafte Wesen zu bestimmen und sicher war dies einer der Gedanken, welche den König in dem großen Unternehmen, zu welchem so viele Beweggründe ihn aufforderten, bestärkten."

Was der König hier offen vor Welt und Nachwelt bekennt, nimmt er noch weniger Anstand vor seinen Freunden im vertrauten Briefwechsel zu verbergen. „Ich liebe den Krieg um

des Ruhmes willen," schreibt er an Jordan, „allein wär' ich nicht als Fürst geboren, ich würde nur Philosoph sein wollen. Nun aber muß ein Jeder in dieser Welt sein Handwerk treiben und ich gedenke nichts halb zu thun. — — Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst, um Dir nichts zu verschweigen, die Neugierde und endlich ein geheimer Naturtrieb haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrissen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehn, hat mich verführt. — — Was sind Anstrengungen, Sorgen, Gefahren im Vergleiche mit dem Ruhme? Er ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreife, wie er nicht Jedermann den Kopf verrückt." Man würde indessen den Character des Königs sehr unrichtig beurtheilen, wenn man in seinem Streben nach Ruhm nur eine leere Eitelkeit erkennen wollte; immer stellt er das Wohl des Staates voran und nur der Ruhm gilt ihm, der eine Quelle wird für das allgemeine Beste. „Das wahre Verdienst eines guten Fürsten," sagt er, „ist, eine aufrichtige Liebe für das Gemeinwohl zu haben, sein Vaterland zu lieben und den Ruhm, ja, ich sage den Ruhm, denn der glückliche Naturtrieb, welcher dem Menschen Begierde nach einem guten Namen einflößt, ist das wahre Prinzip von Heldenthaten, es ist der Nerv der Seele, welcher sie aus ihrer Trägheit weckt und sie zu nützlichen, nothwendigen und lobenswerthen Unternehmungen begeistert." —

Während der König in Rheinsberg seinen Gästen glänzende Feste gab, Voltaire auf sechs Tage bei sich sah und nur den Musen und Grazien zu opfern schien, wurde verschiedenen Regimentern Befehl ertheilt, sich marschfertig zu halten und da der Einmarsch nach Schlesien noch vor Einbruch des Winters geschehen sollte, mußte die Anlage von Magazinen vorbe-

reitet werden. Die Berliner Zeitungen vom 15. Nov. zeigten an, daß der Hof wegen Ableben Sr. Majestät des Kaisers auf vier Wochen völlige Trauer angelegt habe. „Trotz aller Vorsicht," erzählt der König, „die man zu Berlin gebraucht hatte, um das Unternehmen, mit dem man umging, zu verbergen, war es doch nicht möglich, Magazine anzulegen, schwere Artillerie in Bewegung zu setzen, Truppen marschiren zu lassen, ohne daß es bemerkt worden wäre. Das Publikum ahnete etwas davon. Herr v. Damroth, kaiserlicher Gesandter in Berlin, gab seinem Hofe Nachricht, daß ihm ein Gewitter drohe, welches sich über Schlesien entladen dürfte. Der Hofkriegsrath der Königin antwortete ihm von Wien aus: „Wir wollen und können den von Euch gemeldeten Nachrichten keinen Glauben schenken." Indessen schickte man dennoch den Marquis von Botta nach Berlin, um dem Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Der Marquis war fein und scharfsichtig genug, um sogleich zu merken, was hier vorgehe. Nach den gewöhnlichen Complimenten bei seiner Antrittsaudienz klagte er ein Langes und Breites über die Beschwerlichkeiten seiner Reise und sprach mit einigem Nachdrucke über die schlechten Wege in Schlesien, welche durch die Ueberschwemmungen der Gebirgswässer so verdorben wären, daß nicht durchzukommen sei. Der König that, als ob er dies nicht verstehe und sagte, das Schlimmste, was den Reisenden auf solchen Wegen begegnen könne, sei, schmutzige Stiefeln zu bekommen. — So fest auch des Königs Entschluß über den einmal gefaßten Plan war, so hielt er es dennoch für schicklich, Versuche zum gütlichen Vergleiche bei dem Wiener Hofe zu machen. Der Oberhofmarschall Graf Gotter wurde an die Königin Maria Theresia mit folgender Erklärung geschickt: der König sei bereit, mit seiner ganzen Kraft die gesammten

Staaten des Hauses Oestreich in Deutschland gegen alle offenbare und geheime Feinde zu vertheidigen; er erbiete sich ferner, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, dem Großherzoge von Toskana, Gemahle der Königin, die römische Kaiserkrone zu verschaffen; dem Wiener Hofe sogleich zwei Millionen Gulden baar zu verabfolgen; für diese Gewährleistungen und Dienste fordere der König die vollständige und ganze Abtretung des gesammten Schlesiens. —

Da vorauszusehen war, daß man diese Anträge verwerfen würde, hatte für diesen Fall der Graf Gotter den Auftrag, der Königin den Krieg zu erklären. Der Graf verließ Berlin den 9. Dec. Der König hatte ihm befohlen, seine Reise so zu verzögern, daß er nicht vor dem Einmarsche der Truppen in Schlesien eintreffen solle.

So viel nun auch schon im Publikum von dem Vorhaben des Königs verlautet war, wurde die Welt dennoch nicht wenig überrascht, als in den Berliner französischen und deutschen Zeitungen vom 1. Dec. 1740 ein „Manifest" des Königs an die Einwohner Schlesiens, „wegen des Einrückens der preußischen Truppen in dies Herzogthum" erschien. Der König versicherte darin, daß er keineswegs als Feind einrücke, „sondern alle Einwohner vielmehr bei allen und jeden ihren wohlhergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten, Freiheiten und Privilegien in publicis et privatis, in ecclesiasticis et politicis, welcher Religion, Standes und Würde dieselben sein könnten oder mögen, Seiner Königlichen Protection und mächtigen Schutzes sich, wie sie es nur immer wünschen und verlangen können, zu erfreuen haben sollen, wie Er denn auch bei Seinen Truppen solche gute Disciplin und Mannszucht halten zu lassen gesonnen, daß Niemand durch dieselbigen molestirt und beunruhigt, noch weniger aber in dem Besitze des Seinigen gestört

werden solle." Da der König seinem Benehmen selbst nach dem Einmarsche der Truppen nicht den Anschein eines Kriegszuges geben wollte, wurde auf hohen Befehl vom 3. Januar 1741 durch die Zeitungen bekannt gemacht, daß dem „Patente" vom 1. Dec. v. J. „unvorsichtiger Weise" der Titel eines „Manifestes" vorgesetzt worden. Man habe daher nicht entübrigt sein können, die ebengenannte, sehr übel gerathene und der Gazette sonder Befehl und Erlaubniß aus bloßem Versehen einverleibte Pieçe und Uebersetzung in der deutschen Berliner Zeitung hierdurch gänzlich zu revociren und zu widerrufen." — Dieser Widerruf hatte jedoch nicht die geringste Folge in Beziehung auf die Besetzung Schlesiens.

Die Gesandten der fremden Mächte in Berlin ließ der König durch eine Note vom 6. Dec. von dem Vorhaben, seine Rechte auf Schlesien geltend zu machen, in Kenntniß setzen. „Die gegenwärtigen Conjuncturen," heißt es darin, „und die wohlgegründete Beisorge, durch diejenigen, welche an des in Gott ruhenden Kaisers Majestät hinterlassene Lande eine Prätension formiren, prävenirt zu werden, haben erfordert, das Werk ohne Zeitverlust anzugreifen und mit Nachdruck zu vollstrecken." Die Berliner Zeitungen vom 5. Dec. meldeten: „Man macht hier verschiedene Kriegsanstalten, wie es die jetzigen Staatsbeschaffenheiten erfordern. Se. Majestät haben an einige Regimenter aus weiser Vorsicht Befehl ergehen lassen, sich marschfertig zu halten. Vorgestern früh acht Uhr ist ein ansehnliches Corps von der Artillerie unter der Bedeckung der Gensd'armerie von hier wegmarschirt. S. K. M., unser gnädigster Herr, geruheten, diesen Zug selbst in hohen Augenschein zu nehmen." Diese Regimenter nahmen ihren Weg über Frankfurt nach Crossen; eine Bekanntmachung wegen der Desertion in Schlesien wurde ebenfalls öffentlich bekannt gemacht.

„Zwanzig Bataillons und sechsunddreißig Schwadronen," erzählt Friedrich, „wurden in Marsch gesetzt, um sich der schlesischen Grenze zu nähern; sechs Bataillons, welche zur Belagerung von Glogau bestimmt waren, folgten ihnen." So gering diese Truppenzahl war, schien sie doch hinreichend, um sich eines wehrlosen Landes zu bemächtigen; außerdem verschaffte sie den Vortheil, daß man für den nächsten Frühling Magazine füllen konnte, welche ein größeres Kriegsheer während des Winters aufgezehrt haben würde. Bevor der König abreiste, empfing er noch einmal den Marquis Botta bei sich und sagte ihm dasselbe, was der Graf Gotter in Wien erklären sollte. „Sie werden," rief Botta, „das Haus Oestreich zu Grunde richten und sich zugleich in's Verderben stürzen." „Es hängt nur von der Königin ab," antwortete der König, „die ihr gemachten Anträge anzunehmen." Dies machte den Marquis nachdenklich; indessen sammelte er sich und, indem er das Wort wieder nahm, sagte er mit ironischem Tone und spöttischer Miene: „Sire, Ihre Truppen sind schön, ich gestehe es, die unsrigen haben nicht dies Aeußere, allein sie haben Pulver gerochen; bedenken Sie, ich beschwöre Sie, was Sie zu unternehmen im Begriffe stehen!" Der König wurde unruhig und sagte mit Lebhaftigkeit: „Sie finden meine Truppen schön, und ich werde dafür sorgen, daß Sie sie auch für gut sollen gelten lassen." Der Marquis machte noch einige Vorstellungen, um für die Ausführung dieses Unternehmens Aufschub zu erlangen; der König erklärte ihm, daß es zu spät und der Rubicon*) bereits überschritten sei.

---

*) Der Grenzfluß zwischen Italien und Gallien. Dies Wort sprach einst Julius Cäsar, als er siegreich nach Rom eilte.

Was die Verhältnisse zu den anderen Großmächten betraf, hatte sich Friedrich nach Möglichkeit sicher zu stellen gesucht. Nach Petersburg schickte er seinen Flügeladjutanten, den Major v. Winterfeld, einen nahen Verwandten des am dortigen Hofe allvermögenden Feldmarschalls, Grafen Münnich. Auch Geschenke wurden nicht gespart; die Gräfin Münnich erhielt einen Diamantring von 3000 Ducaten an Werth, der Feldmarschall das ansehnliche Rittergut Biegen bei Frankfurt, der Sohn ein Geschenk von fünftausend Ducaten. Diese Einleitungen hatten zur Folge, daß die Großfürstin Anna, die Mutter des noch in der Wiege liegenden Alleinherrschers aller Reussen, mit Friedrich ein Bündniß (den 27. Dec. 1740) abschloß, durch welches ihm gegen Jeden, der ihn angreifen würde, 12,000 Mann Hülfstruppen zugesichert wurden. Wenn auch später nichts daraus wurde, so war es doch schon ein Gewinn, Rußland nicht zum Feinde zu haben. Der französische Hof hatte im October 1740 den Marquis v. Beauveau als Gesandten nach Berlin geschickt, um dem Könige zu seiner Thronbesteigung die Glückwünsche Ludwigs XV. zu überbringen. Die Besorgnisse dieses Hofes, daß Friedrichs Rüstungen einem Unternehmen auf Jülich und Berg gälten, wurden bald gehoben und der Gesandte von den Absichten des Königs unterrichtet. Mit einem Wortspiele, in welchem das Wort „Silesie“ versteckt vorkam, soll der König den Gesandten entlassen haben. „Ich bin im Begriffe,“ sagte der König, „Ihr Spiel zu spielen. Wenn ich die As bekomme (si les as me viennent), dann wollen wir theilen.“ —

Dem Gesandten des Königs in Paris hatte man angeboten, für Preußen einen Streifen des Herzogthums Berg in Besitz zu nehmen; „allein dies war zu wenig,“ dies sind Friedrichs eigene Worte, „um die Begierde eines jungen, ehrgeizigen

Königs zu befriedigen, der Alles oder Nichts wollte.“ Es genügte dem Könige die Versicherung, daß Frankreich nichts gegen ihn unternehmen würde. Von England, wo man nicht glauben wollte, daß der König so weitgehende Pläne im Schilde führe, erhielt Friedrich ebenfalls Versicherungen eines fortdauernden freundschaftlichen Verhältnisses. Von den Generalstaaten war er überzeugt, daß sie sich nicht in auswärtige Händel, die so weit von ihrer Grenze ausgefochten werden sollten, mischen würden. Mit sicherem, politischen Blicke überschaute Friedrich die inneren und äußeren Verhältnisse der europäischen Staaten. „Unter allen diesen Mächten,“ so schreibt er, „besaßen Frankreich und England ein entschiedenes Uebergewicht über die anderen; jenes durch seine Landmacht und seine großen inneren Hülfsquellen, dieses durch seine Flotten und durch seinen, im Handel erworbenen, Reichthum. Allein diese beiden Mächte waren Nebenbuhler und eifersüchtig eine auf der anderen Vergrößerung; sie wollten die Waagschaale von Europa halten und betrachteten sich als die Häupter von zwei Parteien, an welche sich die Fürsten und Könige anschließen müßten. Außer dem alten Hasse, den Frankreich gegen England behielt, hatte es noch eine gleiche Feindschaft gegen das Haus Oestreich, wozu die beständig fortgesetzten Kriege Veranlassung gaben. Frankreich hätte sich gern Flandern und Brabant unterworfen und die Grenzen seiner Herrschaft bis an die Ufer des Rheins ausgedehnt. Ein solcher Plan läßt sich nicht schnell ausführen, die Zeit mußte ihn reifen, die Umstände ihn begünstigen. Die Franzosen wollen Sieger sein, um Eroberungen zu behaupten; die Engländer wollen Fürsten erkaufen, um ihre Sklaven daraus zu machen, aber beide Mächte spiegeln dem Publikum fremde Dinge vor, um dessen Aufmerksamkeit von ihrer Herrschsucht abzuziehen. — Man glaubt in-

dessen allgemein, daß die englische Nation durch ihre jetzige Geneigtheit zur Bestechlichkeit (der Parlamentsmitglieder und bei den Wahlen) viel von ihrer ehemaligen Freiheit verloren habe; wenigstens ist sie dadurch ruhiger geworden." —

So wußte sich Friedrich theils durch die politischen Verhältnisse und die Eifersucht der mächtigen Staaten gegen einander, theils durch seine geschickten Unterhandlungen sicher gestellt. Das Wagniß des jungen Königs mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, das mächtige Haus Oestreich anzugreifen, war indessen immer noch groß genug, um bei allen Besonnenen gerechte Besorgniß zu erregen. „Als das Unternehmen auf Schlesien," erzählt Friedrich, „ganz bekannt wurde, verursachte ein so gewagtes Unternehmen eine ungewöhnliche Aufregung in allen Gemüthern. Die schwachen und furchtsamen Seelen verkündigten zum Voraus den Untergang des Staates; Andere meinten, der König gebe Alles dem Zufalle Preis und nehme sich Carl XII. zum Vorbilde. Der Soldat hoffte Glück und sah Beförderung vor sich. Die Frondeurs oder Feinde der Regierung, deren es in jedem Lande giebt, beneideten den Staat schon um die etwaige Vergrößerung; der Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau war außer sich vor Zorn, daß der Plan nicht von ihm herrührte und er nicht an der Spitze der Ausführung stand, er weissagte, wie Jonas, Unglück, welches weder über Ninive, noch über Preußen kam; Dieser Fürst betrachtete das kaiserliche Heer als seine Wiege; er war dem Kaiser Carl VI., welcher seine Gemahlin (die Tochter eines Apothekers) in den Fürstenstand erhoben hatte, Verbindlichkeiten schuldig; auch fürchtete er hierbei die Vergrößerung des Königs, welcher dadurch einen Nachbar, wie den Fürsten von Anhalt, zum Nichts heruntersetzte. Diese Ursachen des Mißvergnügens veranlaßten ihn, in allen Gemüthern

Mißtrauen und Furcht zu erregen; er hätte gern den König selbst eingeschüchtert, wenn dies möglich gewesen wäre; allein der Entschluß stand fest, die Sachen waren zu weit gediehen, als daß es möglich gewesen wäre, davon zurückzutreten. Um indessen dem üblen Eindrucke zu begegnen, welchen die Aeußerungen eines großen Generals, wie des Fürsten von Anhalt, bei den Officieren hätte machen können, fand es der König für gut, vor seiner Abreise die Officiere der Garnison von Berlin zu versammeln und an sie folgende Worte (in französischer Sprache) zu richten: „Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, bei welchem ich keine anderen Verbündeten habe, als Ihren Muth und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, der Erfolg liegt in dem Glücke. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und in dem Feldzuge nach Preußen unter dem großen Kurfürsten erfochten haben. Ihr Schicksal liegt in Ihren Händen; Auszeichnungen und Belohnungen sind schon bereit, um durch Ihre glänzenden Thaten verdient zu werden. Allein ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme aufzufordern, ihn allein haben Sie vor Augen, er ist der einzige Gegenstand, der Ihrer Anstrengungen würdig ist. Wir werden Truppen die Stirn bieten, welche unter dem Prinzen Eugen sich den größten Ruf erwarben. Obgleich dieser Prinz nicht mehr lebt, so wird die Ehre des Sieges um so größer sein, da wir unsere Kräfte gegen brave Soldaten zu messen haben. Leben Sie wohl, treten Sie Ihren Marsch an; ich werde Ihnen unverzüglich auf das Feld des Ruhmes folgen, welches uns erwartet."

Fünftes Capitel.

Abreise des Königs zur Armee nach Schlesien den 13. Dec. 1740. — Friedrich als Prophet in Crossen. — Die erste Gnade, welche er den Schlesiern gewährt. — Er schickt den protestantischen Landsturm nach Haus. — Die Jesuiten an des Königs Tafel. — Der enthusiastische Schuster in Breslau. — Einzug des Königs in Breslau. — Unterhandlungen mit dem Cardinal Fleury. — Der König kehrt nach Berlin zurück den 29. Januar 1741.

Der östreichische Gesandte, Marquis de Botta, hatte seine Pässe verlangt; der König ertheilte ihm den 11. Dec. eine feierliche Abschiedsaudienz und gab an dem Abende desselben Tages in Berlin einen großen Maskenball. Am 13. früh neun Uhr reis'te er zur Armee ab und traf den 14. Dec. (der König selbst giebt in seinen Schriften unrichtig den 21. an) in Crossen ein. Der Zufall wollte, daß an diesem Tage das morsche Gebälk des Dachstuhles, woran die größte Glocke der Stadtkirche befestigt war, einbrach und die Glocke von dem Thurme herabfiel. Die zum Aberglauben geneigte Menge sah dies als ein Zeichen böser Vorbedeutung an. Um den übeln Eindruck abzuwenden, legte der König dies Zeichen zu seinen Gunsten aus. Die herabgefallene Glocke bedeutete nach ihm die Erniedrigung dessen, was hoch war, und da das Haus Oestreich bei weitem höher, als das Haus Brandenburg war, so verkündigte dies Zeichen deutlich den Fall desselben und den

Sieg, den der König erfechten würde. Wer das Volk kennt, wird wissen, daß dergleichen Worte seine Ueberzeugung bestimmen. —

Der König nahm den 16. sein Hauptquartier in dem Dorfe Schweinitz und seine Truppen rückten an diesem Tage in Schlesien ein (nicht den 24., wie der König angiebt). „Man machte," erzählt der König, „sofort ein Manifest bekannt des wesentlichen Inhalts, daß die Preußen diese Provinz besetzten, um sie gegen den Einfall eines Dritten sicher zu stellen, wodurch man es deutlich genug aussprach, daß man sie nicht gutwillig verlassen würde. Diese Vorsicht machte, daß weder das Volk noch der Adel den Einmarsch der Preußen in Schlesien als den Einbruch eines Feindes, sondern als die freundschaftliche Hülfe, welche ein Nachbar seinem Verbündeten leiste, ansahen. Auch die Religion, dieses heilige Vorurtheil der Völker, trug dazu bei, die Gemüther gut preußisch zu machen; denn zwei Drittheile der Schlesier waren Protestanten, welche, durch den Fanatismus des Wiener Hofes lange Zeit unterdrückt, den König wie einen, ihnen vom Himmel gesendeten, Erretter ansahen.

Schon Friedrich Wilhelm I. hatte sich der Protestanten in Schlesien angenommen, wenn sie von dem kaiserlichen Hofe, trotz der ihnen zugestandenen Glaubensfreiheit, bedrängt und verfolgt wurden. Zu Glaucha in dem Fürstenthume Oels-Bernstadt in Schlesien hatten zwei Schüler von Hermann Francke in Halle, in Gemeinschaft mit dem Grundherrn, J. Fr. v. Kessel, und mit fürstlich bernstädtischer Genehmigung, im Jahre 1719 ein Waisen- und Krankenhaus nach dem Vorbilde des Hallischen errichtet und aus milden Beiträgen erhalten, so daß es im Jahre 1727 bereits 84 Knaben, 11 Mädchen, 15 Scholaren, 12 Wittwen und noch eine Anzahl

Kranker aufgenommen hatte. Auf kaiserlichen Befehl vom 21. Jan. 1727 wurde dies evangelische Waisenhaus plötzlich geschlossen, die Waisen und Armen mitten im Winter dem Elende Preis gegeben, die Prediger und Lehrer des Landes verwiesen und dem Gutsherrn von Kessel eine Geldstrafe von 1000 Ducaten aufgelegt. Die Vorsteher der Anstalt wendeten sich an Hermann Francke in Halle und baten ihn, sich bei dem Beschützer der evangelischen Kirche in Deutschland, bei dem Könige von Preußen, für die armen vertriebenen Glaubensgenossen in Schlesien zu verwenden. Dies geschah; Francke reichte dem Könige die Bittschrift ein und dieser schrieb sogleich an den Grafen Seckendorf folgenden eigenhändigen Brief:

„Ich deklarire hiermit, das ich in keine domestica von große Herrn ich mich meliren tue, absonderlich von Ihro Kaiserliche Majestät sachen, da ich zu großen respect davor habe; aber dieweil es eine gewissenhafte sache ist, stille zu schweigen, da ich darum ersucht worden bin, also überschicke ich dieses Bittschreiben an den General Feldmarschall Lieutenant Grafen Seckendorf es umb Jesu Willen zu recommandiren, daß Seine Kaiserliche Majestät Gnade und Barmherzigkeit habe. Seiner Majestät intencion, bin persuadiret, ist guht, aber die Jesuiten seind zuwider, die Fögells, die dem Satan Raum gehben und sein Reich vermehren wollen. Gott gebe seinen Segen und lenke Seiner Kaiserlichen Majestät Herze.

Der ich sehr u. s. w.

Berlin, den 18. Mai 1727. Fr. Wilhelm.

Noch öfter nahm sich Friedrich Wilhelm I. der evangelischen Gemeinden in Schlesien an und benutzte besonders die Anwesenheit des Grafen Seckendorf in Wien im Januar 1728, um Einiges zu Gunsten derselben auszuwirken. „An Ihre

Kaiserliche Majestät Allergnädigsten Reichsväterlichen Intentionen," schreibt er den 3. Jan. 1728, „hat wohl Niemand zu zweifeln und ist gewiß keiner im Reich davon fester und mehr persuadiret, als ich. Nur wünschet man, daß der catholischen Clerisey im Reich mit mehr Ernst gesteuert und sie abgehalten werden möge, den armen Evangelischen den Garaus zu machen."

Später begründete die Aufnahme der vertriebenen Salzburger noch mehr den Ruf des Königs von Preußen, als des Schutzherrn der evangelischen Kirche, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir Friedrich in Schlesien von der seit hundert Jahren unterdrückten und in ihrem Glauben vielfach gekränkten protestantischen Bevölkerung als einen willkommenen Befreier begrüßt und empfangen sehn.

Die gesammte Heeresmacht, mit welcher Friedrich zur Eroberung Schlesiens auszog, war in zwei Hauptcorps getheilt, von denen das eine 20,000, das andere 7,800 Mann stark war; die Artillerie bestand aus 32 Geschützen mit 166 Mann zur Bedienung. Einige Compagnien vom Regimente des Grafen Schwerin waren die Ersten, welche bei dem Dorfe Läsgen bei Grüneberg die schlesische Grenze am 16. Dec. 1740 überschritten. Der König brachte die erste Nacht auf schlesischem Grund und Boden vom 16. zum 17. Dec. in dem Dorfe Schweinitz, eine Meile von Grüneberg, zu. Noch bevor der König die Grenze überschritt, überreichte ihm eine Deputation der evangelischen Gemeinde zu Glogau, welche aus dem Grafen von Logau und dem Aeltesten des Fleischergewerkes, Müller, bestand, auf offner Landstraße eine Bittschrift, in welcher sie vorstellten, daß der kaiserliche Commandant der Festung Glogau, Graf Wallis, erklärt habe, das außerhalb gelegene Bethaus der Evangelischen rasiren zu müssen, damit dasselbe





„Ihr seid alle meine Kinder." 1740.

von dem Feinde nicht zu seinem Nachtheile besetzt würde. Friedrich hatte seinen Wagen halten lassen und ertheilte den Abgeordneten sogleich diesen mündlichen Bescheid: „Ihr seid die ersten Schlesier, die um eine Gnade bitten; sie soll Euch auch gewährt werden.“ Der König schickte sofort einen Courier an den Grafen Wallis mit der Versicherung ab, daß die Festung von der Seite, wo die evangelische Kirche stehe, nicht angegriffen werden solle; so blieb sie von Freund und Feind verschont. Als aber in einem der nächsten Dörfer die Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet sich erboten, vor dem Könige als evangelischer Landsturm einher zu marschiren und die Katholiken aus dem Lande zu jagen, schickte sie Friedrich mit ernster Zurechtweisung nach Haus und sagte: „Ihr Alle seid meine Kinder!“ Ohne die Katholiken kränken zu wollen, verabsäumte es der König doch auch nicht, die langunterdrückten evangelischen Glaubensgenossen nicht im Zweifel über seine Gesinnung zu lassen. Schon am 17. Dec. befahl er zu Wichau, die katholische Kirche seinen Truppen zum protestantischen Gottesdienste zu öffnen; dasselbe geschah auch anderer Orten. Dagegen gab er den Jesuiten, auf deren Schlosse Milkau in der Herrschaft Beuthen er den 19. sein Quartier nahm, die Zusicherung, daß sie an ihm, sofern sie sich auf Kirche und Schule beschränken würden, einen Beschützer finden sollten. Er zog einige von ihnen zur Tafel und sie fühlten sich nicht wenig geehrt, von dem Könige den Titel: Ihro Hochwürden, zu erhalten.

Während der kriegerischen Unternehmungen blieb Friedrich in unausgesetztem Verkehre mit seinen literarischen Freunden. An Jordan schreibt er den 19. Dec.: „Alles begünstiget meinen Plan; laß die Neider und Dummköpfe schwatzen! Sie sollen nie Einfluß auf meine Unternehmungen haben, wohl aber der

Ruhm! Mehr als jemals bin ich davon durchdrungen.“ An Algarotti, den er mit einer Sendung nach Turin beauftragt hatte, schreibt er aus Milkau vom 20. Dec.: „Ich bin auf dem Punkte, Glogau zu berennen und sobald ich die Belagerung anfangen werde, soll es sehr rasch damit gehn. Sie können sich nicht länger als drei Tage halten und von da fliegen wir nach Breslau, wo ich gutes Einverständniß zu finden und diesen Winter bis zur Neisse vorzurücken gedenke.“ —

An demselben Tage traf bei ihm eine Deputation des königlich böhmischen Oberamtes zu Breslau ein und überreichte ihm ein, von dem Director desselben, Grafen Schaffgotsch, unterzeichnetes „Patent“ vom 18. Dec., in welchem der Einbruch in Schlesien für eine Handlung, die dem Landfrieden und allem Staatsrechte zuwider sei, erklärt wurde. Der König stellte den Abgeordneten einen Empfangschein aus und lud sie ganz freundlich zur Tafel. Eben so wenig als auf dies Patent nahm Friedrich auf das Abmahnungsschreiben Rücksicht, welches der Kurfürst von Sachsen als Reichsvicarius an ihn erließ. Mehr Bedenken machte es ihm, daß der Wiener Hof England und Sachsen, mit dem damals Polen vereinigt war, für sich gewonnen und in Petersburg seinen Freund, den Feldmarschall Grafen Münnich, gestürzt hatte. Zwischen diesen Mächten war ein Bündniß zu Stande gekommen, welches auf Friedrichs Untergang berechnet war. Um den nächsten Feinden rasch entgegentreten zu können, die aus Sachsen oder Hannover leicht einen Einfall in seine Staaten unternehmen konnten, bezog ein Armeecorps von 30 Bataillons und 40 Schwadronen bei Brandenburg an der Havel Cantonnirungen, dessen Befehl dem Fürsten Leopold von Dessau übertragen wurde. In der Nähe hatte Friedrich keinen einzigen Bundesgenossen, nur an Baiern, Frankreich und Schweden entfernte, unzuverlässige Freunde.

Der König ließ Glogau einschließen und nahm seinen Marsch auf Breslau. Nirgends fand er Widerstand; der östreichische Generalfeldmarschall-Lieutenant Browne (Braun) hatte kaum dreitausend Mann beisammen und war nicht einmal im Stande gewesen, die Bürger von Breslau zu zwingen, östreichische Besatzung einzunehmen. „Diese Stadt" — erzählt Friedrich — „erfreute sich ähnlicher Freiheiten, wie die deutschen Reichsstädte; es war eine kleine Republik, die von ihrem eigenen Magistrate regiert wurde und keine östreichische Besatzung einzunehmen brauchte. Die Liebe zur Freiheit und zu dem Lutherthum bewahrten die Einwohner vor dem Unglücke des Krieges; sie widerstanden den Aufforderungen des Generals Browne, der aber zuletzt es durchgesetzt haben würde, wenn der König nicht herbeigeeilt wäre und ihn zum Rückzuge gezwungen hätte. — Am 1. Januar 1741 besetzte der König die Vorstädte von Breslau ohne Widerstand, ließ die Stadt durch die Obersten Bork und Golz auffordern, sich zu ergeben, Truppen auf das rechte Ufer übersetzen und blokirte die, mit Lebensmitteln nicht versehene, Stadt, die sich nun zur Unterhandlung genöthiget sah. Außerdem muß bemerkt werden, daß wegen der zugefrornen Stadtgräben die Bürgerschaft einen allgemeinen Sturm zu fürchten hatte. Der Eifer für die lutherische Religion kürzte alle Weitläuftigkeiten dieser Unterhandlung ab; ein enthusiastischer Schuster, Namens Deblin, brachte das gemeine Volk auf seine Seite, steckte es mit seiner Religionsschwärmerei an und wiegelte es auf, den Magistrat zu zwingen, einen Neutralitätsvertrag mit den Preußen abzuschließen und dem Könige die Thore zu öffnen. Dieser hatte ein so großes Vertrauen zu der guten Gesinnung der Bürgerschaft, daß er nur für seine Person Quartier verlangte, ohne Besatzung in die Stadt zu legen. Am 3. Januar 1741

des Morgens 10 Uhr begann der feierliche Einzug; der König war jedoch nicht selbst dabei, da er schon damals bei dergleichen Prunkaufzügen nicht mitzuspielen liebte. Den Zug eröffneten die königlichen Hoffouriers, dann folgten sechszig schwerbeladene Maulthiere mit blausammetnen Decken belegt, auf denen das königliche Wappen in goldener Stickerei glänzte, dann zwölf Bagagewagen, auf diese wiederum zwanzig Maulthiere, welche das kostbare Silbergeschirr für die königliche Tafel trugen. Der Oberstallmeister führte den Zug der Stallmeister und Reitknechte mit den Postzügen und Reitpferden des königlichen Marstalles an. Dreißig Mann Gensd'armes zu Pferde mit einem Trompeter als Leibgarde des Königs schlossen sich an und auf sie folgte der leere Staatswagen mit gelbem Sammet ausgeschlagen; auf dem Sitze des Königs lag ein mit Hermelin besetzter, blausammetner Mantel. Neben dem Wagen gingen acht Heiducken und dahinter folgten der Oberhofmeister des königlichen Hauses, Graf Henkel, und die Prinzen, Markgrafen, Generale rc. mit ihrer Dienerschaft. Zwei Stunden später hielt der König, welcher von früh Morgens an zu Pferde gewesen und die Umgebungen der Stadt besichtigt hatte, seinen Einzug. Vor ihm her ritt der in östreichischen Diensten stehende Stadtmajor von Wutgenau, die Bürgercompagnien und Stadtsoldaten bildeten vom Thore an ein Spalier. Deputirte des Magistrats bewillkommten am Thore den König, ohne ihm jedoch, wie es bei dergleichen Veranlassung sonst üblich, die Schlüssel zu übergeben. Vier Läufer in rother, mit silbernen Tressen besetzter, Livrée trabten mit Springstöcken mit silbernen Knöpfen vor dem Könige einher. Friedrich ritt einen Schimmel und hatte über die blausammetne Gardeuniform mit silbernen Litzen einen abgetragenen blauen Reitermantel geworfen. Der General Graf Schwerin, die Obersten v. Posadowski und

v. Yorck und mehrere Officiere und Pagen waren in seinem Gefolge. Er ritt durch die Schweidnitzer Gasse, über den Markt, nach der Albrechtsgasse, wo er in dem Hause des Grafen Schlegenberg sein Quartier nahm. Die schönen Breslauerinnen, welche, trotz der empfindlichen Kälte, auf den Balkons und am offenen Fenster sich zeigten, grüßte der König mit abgezogenem Hute auf das Freundlichste und da das Volk, von dem enthusiastischen Schuster angeführt, vor seinem Hause unaufhörlich Vivat rief, trat der König auf den Altan heraus und dankte.

Da das königliche böhmische Oberamt auf die Anfrage, ob es zur Publicirung des Patents vom 18. Dec. Befehl von der Königin von Ungarn gehabt habe? nicht genügende Antwort ertheilte, auch seine Sitzungen fortsetzte, ließ der König dem Grafen Schaffgotsch, als Director, dem Kanzler und den Räthen noch am Tage seines Einzuges den Befehl zugehn, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen und sich auf ihre Güter zu begeben; später wurde der Graf Schaffgotsch ersucht, ganz Schlesien zu meiden. Dagegen gewann Friedrich durch freundliche Aufmerksamkeit die Herzen der Bürgerschaft. Die Deputation des Magistrats, welche die Capitulation überbracht hatte, wurde gleich am ersten Tage zur Tafel geladen, auch an den folgenden Tagen sah der König die Herren der Stadt bei sich und am 5. Januar gab er der Stadt einen glänzenden Ball in dem Lokatellischen Hause, welchen er selbst mit der Gräfin v. Schlegenberg eröffnete. Außerdem tanzte er noch mit der Gräfin Nostiz und der Freiin v. Skronski.

War es dem Könige nicht möglich, die Geistlichen der verschiedenen Confessionen in der Kirche zu vereinigen, so gelang ihm dies besser an seiner Mittagstafel, an welcher es sich die

lutherischen und katholischen Prälaten und Canonici in bester Eintracht wohlschmecken ließen.

Der mit der Stadt abgeschlossene Vertrag wurde von Seiten des Königs so streng gehalten, daß er, als ihm am 4. Jan. über Tafel gemeldet wurde, einige Regimenter weigerten sich, gemäß der Capitulation compagnieweise in kleinen Abtheilungen durch die Stadt zu ziehen, sich sogleich an das Thor begab und Befehl gab, daß die Truppen außerhalb der Stadt über die Oder gehn sollten. Als er beim Zurückreiten vor dem prächtigen Jesuitercollegium vorüberkam und erfuhr, wem dies Prachtgebäude gehörte, sagte er: „wenn die Mönche solche Paläste bauen, muß es freilich dem Kaiser an Geld und Soldaten fehlen.“ —

Der König verließ Breslau den 6. Januar und folgte den Truppen nach Ohlau, welches am 10. besetzt wurde. Gegen die Festungen Neisse und Glaz konnte wegen des hereinbrechenden Winters nichts unternommen werden. Jägerndorf und Troppau wurden von den Preußen besetzt, die Oestreicher unter Browne zogen sich nach Mähren zurück, die Preußen streiften bis zur ungarischen Grenze und bezogen Winterquartiere in Schlesien. Friedrich war von der heitersten Laune; an seinen Freund Jordan in Berlin, „den sehr achtbaren Inspector der Armen, der Waisen, der Wahnsinnigen und des Irrenhauses,“ wie er ihn nannte, schreibt er vom 14. Jan. 1741: „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan, ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist, daß Neisse schon bombardirt wird, ich bereite Dich auf sehr wichtige Streiche vor und kündige Dir das größte Glück an, das Fortuna's Schoos jemals geboren hat. Sei Du mein Cicero bei der

Vertheidigung meiner Sache, ich will, wo es gilt, Dein Cäsar sein." In ähnlichem Tone schreibt er aus Ottmachau den 17. Jan. an Algarotti: „Ich habe angefangen, Preußen eine Figur zu geben; der Umriß wird nicht ganz regelmäßig sein, denn ganz Schlesien ist erobert, bis auf einen armseligen Winkel, den ich vielleicht bis zum nächsten Frühjahre eingeschlossen halten werde."

Während Friedrich sein Anrecht auf Schlesien mit dem Degen geltend machte, war der Kanzler Ludwig eben so thätig mit der Feder gewesen. Er schrieb: „Rechtsgegründetes Eigenthum des königlichen Kurhauses Preußen und Brandenburg auf die Herzogthümer und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau und zugehörige Herrschaften in Schlesien," welche Abhandlung den 7. Jan. 1741 in Berlin in deutscher, lateinischer und französischer Sprache erschien und durch ganz Europa verbreitet wurde.

Der König ernannte den Feldmarschall Grafen Schwerin zum Statthalter von Schlesien und kehrte mit seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, über Liegnitz nach Berlin zurück, wo er den 29. Jan. eintraf.

„Während dieser Kriegsunternehmungen," erzählt der König, „blieb Graf Gotter noch in Wien; er unterhandelte hier mehr, um sich nach der Sitte zu richten, als daß er auf Erfolg gerechnet hätte. Er hatte eine ziemlich nachdrückliche Sprache geführt, die jeden anderen Hof, nur den Wiener nicht, eingeschüchtert hätte. Die Hofleute der Königin von Ungarn sagten im hochmüthigen Tone, einem Fürsten, dessen Geschäft als Erzkämmerer des Reichs es sei, dem Kaiser das Handbecken zu reichen, komme es nicht zu, der Tochter desselben Gesetze vorzuschreiben. Um diese östreichischen Bemerkungen zu überbieten, hatte der Graf Gotter die Dreistigkeit,

dem Großherzoge einen Brief des Königs zu zeigen, in welchem dieser seinem Gesandten schrieb: „Will sich der Großherzog zu Grunde richten, so mag er es thun!" Der Großherzog schien davon erschüttert; allein Graf Kinski, Kanzler von Böhmen, der stolzeste Mann an einem Hofe, an welchem die Eitelkeit herrschte, nahm das Wort; er nannte alle Vorschläge des Grafen Gotter schmachvoll für die Nachfolger der Cäsare; er richtete den Muth des Großherzogs wieder auf und trug mehr, als alle Minister dazu bei, die Unterhandlungen wieder abzubrechen.

Europa war erstaunt über den unerwarteten Einfall in Schlesien. Einige tadelten diese Schilderhebung als eine Thorheit; Andere hielten dies Unternehmen für eine Unbesonnenheit. Der englische Minister Robinson in Wien behauptete, der König von Preußen verdiene in der Politik excommunicirt zu werden. —

Von allen Mächten Europa's war Frankreich ohne Widerrede die geeigneteste, um die Preußen in ihren Unternehmungen zu unterstützen. Eben so viele Gründe hatten die Franzosen, Feinde der Oestreicher, als Freunde der Preußen zu sein. Um das dortige Feld zu untersuchen, hatte der König an den Cardinal Fleury geschrieben und obschon er sich nur in allgemeinen Ausdrücken hielt, hatte er dennoch genug gesagt, um verstanden zu werden. Der Cardinal sprach sich in seiner Antwort vom 25. Januar 1741 schon mit weniger Zurückhaltung aus und sagte ohne Umschweif, „daß die Gewährleistung der pragmatischen Sanction, welche Ludwig XV. dem verstorbenen Kaiser gegeben, ihn zu nichts verbinde, da er sie unter dem Vorbehalte gegeben: „unbeschadet der Rechte eines Dritten;" außerdem habe der Kaiser den Hauptartikel dieses Vertrags, in welchem er sich verbindlich gemacht habe, Frankreich

die Gewährleistung des Wiener Vertrags von dem deutschen Reiche zu verschaffen, nicht erfüllt." Der Rest des Briefes enthielt eine lebhafte Declamation gegen die Anmaßungen Englands, eine Lobrede Frankreichs und der Vortheile, welche ein Bündniß mit ihm darbiete, mit umständlicher Auseinandersetzung der Gründe, welche die Kurfürsten veranlassen müßten, den Kurfürsten von Baiern auf den Kaiserthron zu setzen. — — Jetzt war der Zeitpunkt, den der Wiener Hof hätte ergreifen sollen, um sich mit dem Könige zu vergleichen. Er würde sich damals mit der Abtretung des Herzogthums Glogau begnügt haben und der Königin von Ungarn gegen alle ihre Feinde Widerstand geleistet haben. Allein nur sehr selten wissen die Menschen zu rechter Zeit nachzugeben, oder Festigkeit zu zeigen. Das Zeichen zum Kriege für Europa war gegeben. Ueberall wurde gehorcht, unterhandelt, intriguirt, um sich in Verfassung zu setzen und Bündnisse zu schließen; allein die Truppen keiner einzigen Macht waren schlagfertig, keine hatte Zeit, Magazine anzulegen und der König benutzte diesen entscheidenden Zeitpunkt, um seine großen Entwürfe auszuführen.

Sechstes Capitel.

Friedrich kehrt nach Schlesien zurück im Febr. 1741. — Glogau wird erobert den 9. März 1741. — Die Schlacht bei Molwitz den 10. April 1741. — Der lange Molwitzer Schimmel. — Maupertuis, ein lateinischer Reiter. — Friedrich macht Spottgedichte auf ihn. — Der furchtsame Jordan. — Die Betschwestern in Breslau. — Die Stadt wird besetzt. — Lord Robinson wird zum Schweigen gebracht.

Nur wenige Wochen verweilte Friedrich in Berlin, von wo er am 19. Febr. wieder nach Schlesien aufbrach. Der Krieg verscheuchte die Musen nicht aus seinem Lager; der Dichter Algarotti begleitete ihn, der Physiker Maupertuis folgte nach und an Jordan schrieb er den 24. Febr. aus Schweidnitz: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wäre ich kein Fürst, so würde ich Philosoph sein." Allein bald sollte er erfahren, daß man in Kriegsaffairen mit vier flinken Beinen eines guten Schimmels weiter kommt, als mit aller Philosophie. Als er am 27. Febr. bei seinen Vorposten zwischen Silberberg und Frankenstein die Runde machte, wäre er beinahe in Gefangenschaft gerathen. „Ich bin so eben," schreibt er seinem Freunde Jordan, „mit einem blauen Auge davon gekommen und einem Schwarme Husaren entwischt, die uns beinahe umringt und gefangen genommen hätten. Ohne Ruhm zu melden mein Bischen Geschicklichkeit hat mir durchgeholfen.

Von meinen Leuten habe ich auch nicht einen halben Mann verloren, aber einer Schwadron von Schulenburg hat das Glück nicht so wohl gewollt. Sie wurde von 400 Husaren überfallen und mußte zehn Mann auf dem Platze lassen. In der That, wenn die Menschen klug wären, so bekümmerten sie sich weit weniger um das Trugbild des Ruhmes, das ihnen große Sorgen bereitet und die Zeit, die ihnen der Himmel zum Genusse verlieh, zur Beschwerde macht." —

Der Feldmarschall Graf Neipperg hatte den Oberbefehl in Schlesien erhalten und hinlängliche Streitkräfte versammelt, um das Land von den eingedrungenen Feinden zu räumen. Dagegen verstärkte auch der König seine Macht; die Festung Glogau wurde unter Anführung des Erbprinzen Leopold Maximilian von Dessau mit Sturm genommen (d. 9. März 1741) und der östreichische General Graf Wallis mit 8000 Mann Besatzung ergaben sich kriegsgefangen. Um das Landvolk ganz für sich zu gewinnen, ließ der König für die evangelischen Gemeinden, denen unter östreichischer Herrschaft die freie Religionsübung gegen die Bestimmungen des westphälischen Friedens und des Friedens zu Altranstädt bisher verwehrt wurde, sechzig lutherische Prediger kommen, welche durch das Land vertheilt wurden. Auch in den Städten wurden den Evangelischen ihre Kirchen zurückgegeben und der König wohnte am 12. März dem Dankfeste in der lutherischen Kirche zu Schweidnitz bei. Er ließ in den schlesischen Kirchen über 1. Maccab. Cap. 15, V. 33 u. 34 predigen: „Das Land, das wir wieder erobert haben, ist unser väterliches Erbe und gehöret sonst Niemand. Unsere Feinde aber habens eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt. — Darum haben wir jetzt das Unsere wieder zu uns bracht und Niemand das Seine genommen."

Die Stimmung des Königs gegen den Wiener Hof wurde immer feindseliger, da man gegen ihn nicht nur offnen, ehrlichen Krieg führte, sondern auch heimlichen Verrath für erlaubt hielt. Der König beauftragte seinen Minister v. Dankelmann, hierüber ein eigenes Memorial bekannt zu machen und schrieb ihm den 11. März Folgendes: „Ohngeachtet der Mäßigung, welche ich bis jetzt gegen den Wienerischen Hof bezeiget und ohngeachtet, daß ich von Zeit zu Zeit alles Ersinnliche unternommen und die freundlichsten Vorstellungen gethan, zu einem Vergleiche zu kommen, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, wenn er Meinen unstreitigen Gerechtsamen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so fehlt doch sehr viel, daß ermeldeter Hof sich in Ansehung meiner so bezeigen sollte. Man vergißt daselbst vielmehr alle Pflichten, welche eine Macht, auch sogar in Zeiten des Krieges, der anderen schuldig ist und geht mit so geringer Behutsamkeit und einer so unanständigen Weise, sowohl in Schriften, welche dieser Hof bekannt macht, als auch in den mündlichen Unterredungen mit seinen Ministern mit Mir um, daß kein Exempel vorhanden, wo man den Zorn und Eifer so weit getrieben hätte. Da ich indessen des hochmüthigen Bezeigens des Wienerischen Hofes und der wenigen Behutsamkeit, welche derselbe gegen andere Höfe auch zur Zeit des Friedens an den Tag legt, gewohnt bin, so habe ich diese, unter gebildeten Nationen, die auch bei den stärksten Irrungen eine gewisse Wohlanständigkeit beobachten, bisher unerhörte, Art und Weise verachtet. Allein man hat zu Wien geglaubt, wie man es dabei mit Mir nicht bewenden lassen müsse und hat, ohne auf die Kriegsgesetze Acht zu haben, welche auch unter den wilden Völkern in Obacht genommen werden, zu den abscheulichsten Schändlichkeiten sich verleiten lassen, Kundschafter, Spione, Banditen in's Lager zu senden, um alle Meine

Unternehmungen auszuforschen, mich zu verrathen, den feindlichen Parteien zu überliefern und sogar nach Meiner Person zu trachten. Das, was die Abscheulichkeit noch am fürchterlichsten macht, ist das Bekenntniß eines Banditen, welcher genöthigt worden war, in Gegenwart des Herzogs von Lothringen in dem Hofkriegsrathe ausdrücklich dieser Sache halben einen Eid zu leisten, so ich aber kaum glauben kann. Ich gestehe, daß Mir dasselbe aus Liebe zu dem Herzoge von Lothringen nahe geht, weil ich niemals würde geglaubt haben, daß er dergleichen Unanständigkeiten, welche dem Wienerischen Hofe in der ganzen Welt Schande und Schaden zuziehen müssen, zu verstatten fähig gewesen wäre. Ich sehe mich, wiewohl ungern, genöthigt, so wenig anständige Sachen vor den Namen des östreichischen Hauses und den Urhebern eines so verdammlichen Vorhabens bekannt zu machen. Allein da dieses zum Unglücke mehr als zu wahr und bewiesen ist, so habe ich Euch hiervon Nachricht geben wollen, damit Ihr solches an dem Orte, wo Ihr Euch aufhaltet, bekannt machen könnt." — Der Minister v. Dankelmann machte hierüber in Mainz, wo er sich aufhielt, ein besonderes Memorial bekannt, welches der Wiener Hof nicht unbeantwortet ließ.

Dieser Federkrieg sollte jedoch bald durch ein Zusammentreffen mit schärferen Waffen zum Schweigen gebracht werden. Der König sah das Gewitter heraufziehn; aus Pogrell schreibt er den 8. April an Jordan: „Mein lieber Jordan, wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Schicksal der Waffen. Man hat vor dem Leben eines Königs nicht mehr Respect, als vor dem Leben eines Unterthans und ich weiß also nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Bestimmung zu Ende, so erinnere Dich an einen Freund, der Dich immer zärtlich liebte. Verlängert der Himmel mein Leben, so schreibe

ich Dir morgen und Du erfährst, daß wir gesiegt haben. Lebe wohl, bester Freund, ich liebe Dich bis in den Tod!"

Die Schlacht von Molwitz.

(Den 10. April 1741.)

Der König setzte sich des Morgens fünf Uhr von Pogrell mit seinem Heere, welches ohngefähr 24,000 Mann stark war, in Marsch gegen das Dorf Molwitz, dessen Anhöhen von dem Feldmarschalle Neipperg mit einem Heere von gleicher Stärke besetzt waren. Das treffenweise Aufmarschiren der Preußen nahm viel Zeit weg und verstattete den Oestreichern, sich zu sammeln und zu formiren. Anfänglich fügte ihnen die preußische Artillerie großen Schaden zu, indessen warf sich der östreichische General v. Römer mit seiner Reiterei so ungestüm auf die preußische Reiterei des rechten Flügels, daß diese in die größte Unordnung gerieth und den König selbst mit fortriß. „Der König," so erzählt er selbst, „welcher seine Cavallerie wieder zusammenzubringen glaubte, wie man eine Koppel Jagdhunde aufhält, ward von ihrer Unordnung bis zum Mittelpunkte der Armee fortgerissen, wo es ihm gelang, einige Schwadronen wieder zu sammeln, die er auf den rechten Flügel zurückbrachte und zum Angriffe gegen die Oestreicher führte; aber geschlagene und in Eile wieder zusammengeraffte Truppen halten sich nicht; sie wurden zerstreut und General v. Schulenburg blieb bei diesem Angriffe. Die siegreiche feindliche Reiterei fiel nun auf die rechte Seite des preußischen Fußvolks. Dreimal wurden die hier aufgestellten drei Bataillons lebhaft angegriffen, östreichische Officiere fielen verwundet zwischen ihren Reihen nieder; sie warfen mit dem Bajonett die feindlichen Reiter aus dem Sattel und schlugen die Oestreicher mit großer Tapferkeit zurück. Der Feldmarschall Neipperg wendete, von seiner Reiterei unter-



Friedrich auf dem langen Schimmel bei Molwitz.



stützt, unsägliche Mühe an, um in die Truppen des Königs einzubrechen, aber umsonst; diese tapfere Infanterie stand wie ein Fels gegen die Angriffe der Feinde. Auf dem linken Flügel stand es nicht so mißlich; dieser war durch einen Bach und einen Morast gegen den Angriff der Feinde gedeckt und die preußische Cavallerie hatte die östreichische geworfen. Indessen dauerte das Feuer der Infanterie auf dem rechten Flügel fast seit fünf Stunden ununterbrochen fort; die Munition war verschossen, die Soldaten leerten sogar die Patronentaschen der Gebliebenen. Es war eine schreckliche Lage; alte Officiere glaubten schon, es sei Alles ohne Rettung verloren und sahen den Augenblick kommen, wo diese tapfere Schaar ohne Pulver und Blei sich dem Feinde würde ergeben müssen. Aber so ging es nicht, und dies mag junge Krieger lehren, nicht zu bald alle Hoffnung zu verlieren." — Hier war es nämlich — doch davon schweigt Friedrich — wo ihm der besorgte Feldmarschall Schwerin den Rath ertheilte, das Schlachtfeld zu verlassen, auf welchem bereits der Vetter des Königs, der Markgraf Friedrich Albrecht von Brandenburg-Schwedt, ein Enkel des großen Kurfürsten, an des Königs Seite rühmlich gefallen war, und sich nach der Stadt Oppeln in Sicherheit zu begeben. Friedrich gab nun seinem Schimmel die Sporen und ritt mit ihm in einem Zuge vierzehn Meilen, wodurch dies Pferd als „der lange Molwitzer Schimmel" berühmt wurde. In der Nacht am Thore vor Oppeln angekommen, verlangt der König eingelassen zu werden; man beantwortet sein Begehr mit Flintenschüssen, denn diese Stadt war unterdessen von Oestreichern besetzt worden. Rasch kehrt er um und findet endlich Nachtquartier in einer Mühle, wo ihm der Adjutant v. Bülow die Nachricht bringt, daß die Schlacht gewonnen worden sei. — „Das Fußvolk des rechten Flügels,"

erzählt der König weiter, „hielt nicht allein Stand, sondern gewann auch Vortheil über den Feind. Kaum ward der Feldmarschall Schwerin dies gewahr, so machte er eine Bewegung mit seinem linken Flügel, den er gegen die rechte Seite der Oestreicher führte; diese Bewegung war das Signal zum Siege und zur völligen Niederlage der Feinde. Sie zerstreuten sich in größter Unordnung, die Nacht verhinderte die Preußen, ihre gewonnenen Vortheile weiter zu verfolgen." Friedrich giebt seinen Verlust auf 2500 Todte und 3000 Verwundete an. Das erste Bataillon Garde verlor die Hälfte seiner Officiere und von den 800 Mann, woraus es bestand, blieben nur 180 im dienstfähigen Zustande. Der Armee der Königin kostete diese Schlacht 180 Officiere und 7000 Mann an Todten und Verwundeten, an Gefangenen 1200 Mann. Die Preußen hatten sieben Kanonen und drei Standarten erbeutet. Der König ist so weit entfernt, seine in dieser Schlacht bewiesene Kriegskunst zu rühmen, daß er sie vielmehr sehr gering anschlägt. „Der Leser," sagt er, „wird bei der Erzählung von der Eröffnung dieses Feldzuges ohne Zweifel bemerkt haben, daß es gleichsam um die Wette ging, wer die meisten Fehler begehen würde, der König oder der Feldmarschall." Nachdem er nun die Fehler Neipperg's aufgezählt hat, fügt er hinzu: „Der König aber bietet noch mehr Veranlassung zum Tadel dar" und nun hält er sich selbst eine gründliche Strafpredigt; seiner Armee ertheilt er dagegen das ehrenvollste Zeugniß. „Was die Preußen eigentlich rettete," sagt er, „war ihre Tapferkeit und ihre gute Mannszucht. Molwitz war die Schule des Königs und seiner Truppen. Dieser Fürst stellte reifliche Ueberlegungen über alle von ihm begangene Fehler an und suchte sie in der Folge zu vermeiden." —

Der Feldmarschall Neipperg vermied ein zweites Zusam-



Der Präsident der Berliner Akademie wird in der Schlacht v. Molwitz gefangen.



mentreffen und begnügte sich, Streifparteien auszuschicken. Dasselbe that der König. Die Gelehrten, Philosophen und Poeten, welche den König in das Feld begleitet hatten, waren bei dem ersten Kanonenschusse davon gelaufen; Maupertuis, mit dem, als einem lateinischen Reiter, das Pferd durchging, wurde von den ungarischen Husaren gefangen genommen und nach Wien transportirt. Sein Schicksal hatte dem Philosophen Jordan so große Furcht eingejagt, daß er keine Lust mehr bezeigte, dem Könige in das Feldlager zu folgen. Friedrich verweist ihm seine Zaghaftigkeit in einem poetischen Briefe aus dem Lager vom April 1741, in welchem er darüber scherzt, daß Maupertuis, der den Nordpol zusammengedrückt habe*), sich nicht besser gegen die östreichischen Husaren gewehrt hätte. Da Jordan den Vorfall höchst tragisch genommen hatte, giebt der König davon eine komische Erzählung:

— — — Also erging's, ihr sollt es gleich erfahren,
Dem Herrn Maupertuis bei den Husaren;
Der Erste traut ihm nicht, er fragt: „mit Gunst,
Was ist das für ein Kauz?" — „Er treibt die schwarze Kunst!"
Spricht ein Soldat. Ein Anderer, voll Bangen,
Ruft aus: „ein Zauberer? dann muß er hangen!"
Ein Dritter, der ein Pfifficus will sein,
Sagt: „sicher ist's ein Jesuit aus Rom."
Noch Einer ruft: „ihr Herrn, euch trügt der Schein,
Weit schlimmer steht's mit ihm, er ist ein Astronom.
In Wien, wo auf den weichen Atlasbetten

*) Maupertuis hatte auf seiner Entdeckungsreise nach Lappland berechnet, daß die Erde an dem Nordpole eingedrückt sei.

Die Faulheit sich behaglich streckt,
Die Thorheit sich mit Flitterstaat besteckt,
Wird er willkommen sein, ich möchte wetten."
„Marsch also, fort, Herr Bücherwurm, mit dir,
Was suchst du in dem Lager hier?"
So ruft ein Geck vom allerneusten Schnitt
Mit aller Höflichkeit; d'rauf giebt er ihm im Nu
Vor seinen Allerwerthsten einen Tritt
Und so spedirt er ihn der Donau zu. —

So hättest Du mir diese Geschichte erzählen sollen und so müßte sie ein ganz und gar unbeschäftigter Mann eingekleidet haben. Was mit Dir vorgeht, ich weiß es nicht, aber Deine Briefe werden mit jedem Tage düstrer und melancholischer. Ich glaube, wenn Du könntest, Du würdest die ganze Welt mit Deiner Traurigkeit und dem unnützen Kummer anstecken, der Dir am Herzen nagt. Werde doch endlich vernünftig! Trinke Dir ein Räuschchen, hau' etwas über die Schnur und sei lustig. Die größte Thorheit in der Welt ist Traurigkeit; sei also klug, liebe mich und zweifle nicht daran, daß ich immer Dein heiterster Diener sein werde." —

Jordan mußte noch oft für seine Zaghaftigkeit leiden; der König schickte ihm nach Breslau, wohin er sich in Sicherheit gebracht hatte, aus dem Lager von Grottkau (d. 5. Mai 1741) die nachfolgenden Verse zu:

In Breslau zitterst du nun schon
Vor Bomben= und Kanonenton,
Derweil wir fort nach Grottkau ziehn,
Ziehst du es vor, ganz heimlich zu entfliehn.
Belag'rung und Bataillen stimmen
Die Eingeweide dir zu mitleidvollem Grimmen.

Mit einem Wort, aus seinem Lager auf
Sprang nie ein Hase in so hast'gem Lauf,
Als unser Freund, der sich bei Nebel und bei Nacht
Aus unserm Lager hat auf und davon gemacht.

Nun aber bitt ich, sagen Sie,
Wie steht es doch mit der Philosophie?
Der ernsten, die den Tod verachten lehrt,
Das heißt: von fern, da sie nicht gern sich wehrt.
Kanonendonner brüllt aus schwarzem Schlund,
Erschüttert ist davon der Erde Grund,
Ein Eisenhagel niederschlägt,
Die Luft das Blei auf ihren Flügeln trägt.
Aus finstrem Höllenschlunde steigt
Der Tod, der diesen Krieg erzeugt.
Es schlagen glühend heiß die Flammen
Bellona's über uns zusammen,
Und ohne Mitleid auf dem grünen Feld
Das Schwert hier eine reiche Ernte hält.

Nur wer, von Flammen und von Tod
Und von Gefahren rings bedroht,
Mit Seelenruhe sich als Mann bewährt,
Er ist des Namens eines Philosophen werth.
Die andern, sei erlaubt es zu bekennen,
Ich kann sie nur Windbeutel nennen;
Ihr Herrn Gelehrten seht nun selbst wohl ein
Den Unterschied von Sein und Schein.
In eure Studien, euren Bücherstaub verloren
Spielt ihr vortrefflich die Doctoren,

Doch, euern wahren Muth zu offenbaren,
Zeigt euch inmitten der Gefahren!
Es scheint, ihr lauft sehr schnell davon
Und werbt nicht um des Lorbeers schönen Lohn.
Doch wir, begabt mit stärk'rem Geist,
Als ihr, die ihr euch weise dünkt und heißt,
Wir wissen jenen Stürmen Trotz zu bieten;
Mag um mich her Verwirrung wüthen,
Der Erdball selbst in Trümmer gehn,
Ich werde unerschüttert stehn! —

Dies ist der Gruß, mit dem ich aus einem sehr kriegerischen Lager Eure Weisheit zu grüßen mir erlaube. Das Compliment, das meine Muse Ihnen macht, sieht ein wenig martialisch aus, allein Sie werden etwas Wahres darin finden und, unter uns gesagt, die Wahrheit war jederzeit meine Gebieterin. Sollte ich ein Hofmann werden, dann wird Ihnen meine Muse ein verbindlicheres Compliment machen u. s. w."

Je unmuthiger Jordan antwortet, je mehr er über Krankheit klagt und je empfindlicher er die Scherze des Königs aufnimmt, desto mehr läßt es sich dieser angelegen sein, ihn aufzuheitern und auf's Neue mit satyrischen Versen zu verfolgen.

(Am 9. Mai.)

Gegeben in des Lagers Schanze
Zu Molwitz, wo uns zu dem Tanze
Kanonen spielen lustig auf
Und Jordan Reißaus nahm im schnellsten Lauf.

Was fällt Ihnen ein? Meine Verse, meine flüchtigen Zeilen ernsthaft zu nehmen! Nein, nein, ich kenne Sie besser,

Sie wollen mir etwas weis machen; sollte der leichte Ton des Scherzes so beißend gewesen sein?

> Wie sündhaft auch der Geist oft sei,
> Unschuldig war mein Herz dabei.

So antworte ich auf den sehr ernsthaften Brief, den ich so eben von Ihnen erhalte. Ich bin heute just nicht bei so schwarzgallichter Laune, um mich über ein Unglück zu betrüben, und ich beklage Ihren Geist von ganzem Herzen wegen der unnöthigen Qualen, die er Ihnen verursacht.

> Vielleicht war es ein böser Wind
> Der seinen Weg nicht fand geschwind,
> Und weil er allzulangsam schlich,
> Kneift er und quält und ängstet dich.

Da haben Sie den Ausspruch der medicinischen Facultät; in dieser Angelegenheit muß Ihre Commodité entscheiden, denn in dergleichen Sachen ist sie die competenteste Richterin.

Wenn es Ihnen nicht gefällig ist, Ihre Hypochondrie spazieren zu führen und sich wie ein Pudel zu besudeln, werden Sie sehr wohl thun, in Breslau zu bleiben.

Seit einigen Tagen kann ich Ihnen von nichts weiter melden, als von Regen, Schnee, Hagel und schlechtem Wetter; hier giebt es nichts, was Sie aufheitern könnte, allein ich leiste auch darauf Verzicht, denn es würde mir doch nicht gelingen. Bei alledem bin und bleibe ich einer der eifrigsten Freunde des Herrn Jordan." —

Um den ungezwungenen Ton kennen zu lernen, in welchem Friedrich seinen Freunden gestattete, an ihn zu schreiben, schalten wir hier einige Auszüge aus den Briefen Jordan's ein.

(Berlin, d. 17. Dec. 1740.)

Das Manifest ist endlich erschienen; aber Jedermann erstaunt darüber, daß es so kurz ist. Man erwartete und verlangte eine weitläufige Deduction und statt deren erhielt man nur ein Compliment für diejenigen Mächte, von denen man glaubt, daß sie jetzt sehr beunruhigt sind. — — Noch eine Neuigkeit, die mir sehr originell schien und die man stark verbreitet. Der König von Polen soll wegen seiner Religionsänderung heftige Gewissensbisse verspüren. Er weiß nicht, wie er die Gemüthsruhe wieder erlangen soll, die ihm ehemals das Lutherthum gewährte. Aber er wendet, um seine Skrupel los zu werden, sich nicht an den Papst, sondern öffnet sein Herz dem Könige von Preußen, damit dieser seinen wankenden Glauben befestigen und seinem Credo die nöthige Festigkeit geben soll. O tempora! Eins ist ganz gewiß, daß ganz Paris itzt von einer Religionsänderung Ew. Majestät spricht. Alle Briefe, die von daher nach Berlin kommen, sind voll davon. Diese Neuigkeit bringt mich auf die Idee, daß die Theologen den Himmel nicht gern wollen verloren gehn lassen. Weil ein König sich durch seine Abschwörung der Rechte darauf beraubt, eignet ein anderer sie sich durch seine Bekehrung wieder zu. u. s. w.

(Den 20. Dec.)

In allen Kirchen fleht man zu dem Himmel, die Waffen Ew. Majestät zu segnen und giebt das Wohl der protestantischen Religion als die einzige Ursache dieses Krieges an. Bei diesen Worten erwacht der fromme Eifer des Volks. Man preiset Gott, daß er einen so mächtigen Vertheidiger erweckt hat und entrüstet sich, daß man es wagen konnte, ihm Gleichgültigkeit gegen den Protestantismus zuzutrauen. Auch versichert man es, ohne es untersucht zu haben, daß Ew.

Majestät Rechte unwidersprechlich sind. In der That, ein herrlicher Staatsstreich!

Können Ew. Majestät wohl glauben, daß in dem Buche des Kosterus, welches schon vor langer Zeit herausgekommen ist, Ihnen Schlesien und Mähren zugetheilt werden? Die Theilung, welche dieser Prophet mit den Staaten des Kaisers vornimmt, verdient ihrer Sonderbarkeit wegen, daß man sie liest. Der Kurfürst Georg Wilhelm, dem, wie Bayle erzählt, die Offenbarungen dieses Fanatikers auffielen, ließ ihn 1625 nach Berlin einladen.

(Breslau, den 14. April 1741.)

An allen Straßenecken findet man einen Volksredner, der Ew. Majestät Truppen wegen ihrer kriegerischen Thaten erhebt. Da ich nichts zu thun habe, hörte ich diese Reden oft mit an, die mehr das Herz, als die Kunst eingab. — Diesen Morgen verließ ich Herrn von Camas, der vielleicht diesen Tag nicht überleben wird, da Arzt und Wundarzt ihn aufgegeben haben."

(Breslau, den 2. Mai 1741.)

Für Ungarns Königin zu beten
Entfernte sich drei Tage lang
Der Vater Papst. Da ward in ihren Nöthen
Der frommen Clerisei sehr bang.
Bei seiner Wiederkehr am vierten Morgen
Frug seine Heiligkeit ein Cardinal voll Sorgen:
„Was thatest du doch in dem Himmel droben?"
„Ich ging, der heil'gen Jungfrau Messen zu geloben,
Es war ein Galatag, auf ihrem Throne
Erschien Madonna mit der Krone,
Doch denkt euch, in dem Himmel war es leer,

All' unſ're Orden gelten dort nicht mehr;
Madonna war es, die für Friedrich ſtritt,
Sie trägt den Orden jetzt: pour le mérite!"

Obgleich Ew. Majeſtät immer von einem Siege zum andern fliegen, ſo hör' ich doch nicht auf, den Frieden zu wünſchen; denn er iſt das einzige Mittel, Sie in dem Schooße ihrer Völker zu erhalten, deren ganzes Glück Sie ſind. Möchte doch alle Welt die Lorbeern ſo wenig lieben, als ich.

Nach Siegeskränzen werd' ich nie in meinem Leben
Mit eitler Ruhmbegierde ſtreben;
Nur einen Lorbeer ſeh' ich freundlich winken,
Es iſt das Lorbeerblatt — am Schinken.

(Breslau, im Mai 1741.)

Ew. Majeſtät werfen mir immer üble Launen vor. Darf ich ſagen, daß Ew. Majeſtät in dieſem Stücke jenem Arzte gleichen, der ſeinem Kranken das Fieber wünſchte, um das Vergnügen zu haben, ihn heilen zu können.

— Ich bin nie ein Höfling geweſen, auch bedürfen Sie dieſes Gezüchtes nicht, das immer die Wahrheit verhehlt. Man wagt es, ſie frei vor Ihnen zu ſagen. Ich langweile mich in Breslau, weil ich Ew. Majeſtät meine Aufwartung nicht machen kann und weil mir meine Bibliothek fehlt."

Die Nachricht von dem Siege bei Molwitz ſetzte ſämmtliche europäiſche Mächte in Bewegung, vorläufig aber nur zu diplomatiſchen Unterhandlungen. Der Hof von Verſailles ſchickte den Marſchall von Belle-Isle in das Lager des Königs, um ihm ein Bündniß mit Frankreich anzutragen, was zur

Folge hatte, daß der König nach einiger Zögerung dem zwischen Frankreich, Spanien und Baiern den 5. Mai zu Nymphenburg geschlossenen Vertrage beitrat. Auch schwedische und englische Geschäftsträger fanden sich bei dem Könige ein. Rußland, England und Dänemark waren von Oestreich gewonnen, die Aussichten zum Frieden verschwanden.

Während der König sich beschäftigte, sein Heer wieder schlagfertig zu machen, entwarf Neipperg Pläne, die gefährlich hätten werden können, wenn ihm Zeit zur Ausführung gelassen worden wäre. „Wir glauben — so spricht Friedrich selbst — daß es nicht unpassend sein wird, zu erzählen, auf welche Art der König zur Entdeckung derselben gelangte. In Breslau befand sich eine ansehnliche Menge alter Damen, die aus Oestreich und Böhmen gebürtig, in Schlesien aber seit langer Zeit schon ansässig waren; ihre Verwandten lebten in Wien und Prag und einige derselben dienten in dem Heere des Feldmarschalls Neipperg. Der fanatische Geist der katholischen Religion und der östreichische Stolz vermehrten ihre Liebe für die Königin von Ungarn; bei dem bloßen Namen Preuße geriethen sie in Wuth. Sie schmiedeten geheime Anschläge, knüpften Verständnisse an, unterhielten vermittelst der Mönche und Priester, die ihnen als Spione dienten, Briefwechsel mit der Armee des Feldmarschalls v. Neipperg und wußten um alle Pläne der Feinde. Die Damen hatten, um sich unter einander Trost zuzusprechen, sogenannte Betstunden festgesetzt, zu welchen sie sich fast alle Abende versammelten, einander ihre Nachrichten mittheilten und sich berathschlagten, was zu thun sei, um eine ketzerige Armee aus Schlesien zu treiben und alle Ungläubigen zu vertilgen. Der König hatte im Allgemeinen erfahren, was in diesen Conventikeln vorging; er sparte Nichts, um in diese Zusammenkünfte eine falsche Schwester hineinzubringen, die

durch vorgegebenen Haß gegen die Preußen eine gute Aufnahme darin fände und von Allem, was man verabredete, Bericht erstatten könnte. Auf diesem Wege erfuhr man, daß der Feldmarschall Neipperg den Plan habe, durch seine Bewegungen den König von Breslau zu entfernen, dann mit forcirten Märschen gegen diese Hauptstadt anzurücken und vermittelst heimlicher Einverständnisse sich derselben zu bemächtigen. So hätte er den Preußen alle ihre Magazine entrissen und ihnen die Verbindung abgeschnitten, welche sie vermittelst der Oder mit der Mark Brandenburg unterhielten. Sofort beschloß der König, dem Feinde zuvorzukommen und die mit der Stadt Breslau abgeschlossene Neutralität, welche der dortige Magistrat auf mehr als eine Weise verletzt hatte, aufzugeben. Der König beschied die Mitglieder des Stadtrathes, welche dem Hause Oestreich am meisten ergeben waren, den 10. August in sein Lager; die fremden Gesandten wurden Tages vorher „zu einem Kriegsfeldfestin" dahin eingeladen, um ihre Personen gegen jede Gefahr zu schützen. Der König ersuchte die Stadt um ungehinderten Durchmarsch für ein Regiment. Unterdeß dasselbe durch das eine Thor einrückt, entsteht an einem andern Verwirrung durch einen zerbrochenen Wagen; dies benutzten drei Bataillons und fünf Schwadronen, um sich in die Stadt zu schleichen. Die Infanterie besetzte die Wälle und die Plätze der Stadt und hielt die Thore gesperrt; die Reiterei säuberte die Hauptstraßen und in weniger als einer Stunde Zeit war Alles unterworfen; Graf Schwerin führte das Commando. Nicht die geringste Unordnung fand statt, weder Plünderung noch Todtschlag. Der Magistrat leistete dem Könige noch an demselben Tage, die Bürgerschaft am folgenden — den 11. August — den Eid der Treue. Drei Bataillone blieben in der Stadt; der General Marwitz wurde zum Gouverneur ernannt.

Am 13. August wurde in allen Kirchen ein Te Deum gesungen und drei Dankpredigten gehalten, die erste in der Frühkirche, die zweite bei dem Amte, die dritte bei der Vesper. Zur Frühpredigt hatte der König den Text ausgewählt: 1 Timoth. 2, V. 1. 2. „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhiges stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“ Durch einen Druckfehler — zu dem der König bei seiner Neigung zum Scherz vielleicht Veranlassung gegeben hatte — war in der Breslauer Zeitung anstatt V. 1. 2. gedruckt worden V. 12, welcher also lautet: „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern daß sie stille sei.“

Die östreichisch Gesinnten fanden darin eine verletzende Anspielung auf die Kaiserin, und es wurde für gut befunden, den Druckfehler in der Zeitung zu widerrufen, was nun die Folge hatte, das Publikum erst recht aufmerksam zu machen. „Die Königin von Ungarn — erzählt der König weiter — fing jetzt an einzusehn, welche Gefahr sie bedrohe. Die Franzosen gingen über den Rhein und näherten sich in großen Tagemärschen der Donau. Die Furcht dämpfte jetzt den Hochmuth der Königin; sie sendete Herrn Robinson, englischen Gesandten an ihrem Hofe, an den König, um einige Versuche zum Vergleiche zu machen. Herr Robinson nahm einen hohen Ton an und sagte: die Königin wolle gern das Vergangene vergessen, sie biete ihm Limburg, das spanische Geldern und zwei Millionen Thaler Entschädigung für seine Ansprüche auf Schlesien an, unter der Bedingung, daß er Frieden mache und

die Herzogthümer ohne Aufschub räume. Dieser Minister war eine Art Enthusiast für die Königin von Ungarn; er unterhandelte mit einem Pathos, wie er etwa in dem Unterhause gesprochen haben würde. Der König, der sehr geneigt war, Lächerlichkeiten aufzufassen, nahm denselben Ton an und antwortete: „Fürsten ohne Ehre mögen ihre Gerechtsame für Geld verkaufen, für mich sind dergleichen Anträge noch beleidigender, als die hochmüthige Verachtung des Wiener Hofes.“ Mit gesteigertem Tone fuhr er fort: „Meine Armee würde mich für nicht werth achten, sie anzuführen, wenn ich durch einen schimpflichen Vertrag die Vortheile aufgäbe, welche sie mir durch Thaten der Tapferkeit, die sie unsterblich machen, verschaffte. Wissen Sie ferner, daß ich nicht ohne den schwärzesten Undank meine neuen Unterthanen aufgeben könnte, alle diese Protestanten, welche mich durch ihre Wünsche herbeigerufen haben. Wollen Sie, daß ich diese wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger überliefre, die sie ihrer Rache aufopfern würden? Ha! Wie sollte ich auch nur an einem einzigen Tage die Gefühle der Ehre und Redlichkeit, die mir angeboren sind, verläugnen? Wäre ich einer so ehrlosen, so feigen Handlung fähig, ich würde glauben, meine Ahnherrn aus ihren Gräbern steigen zu sehn. Nein, würden sie mir zurufen, du bist nicht mehr unser Blut, du sollst dich für unser gutes Recht, das wir dir überliefert haben, schlagen, und du verkaufst es! Du beschmutzest die Ehre, die wir dir als das kostbarste Erbtheil hinterlassen haben; unwürdig ein Fürst, ein König zu sein, bist du nichts als ein ehrloser Krämer, der den Gewinn dem Ruhme vorzieht. Nein, niemals, niemals werde ich einen solchen Tadel verdienen; eher würde ich mich und mein Heer unter den Trümmern von Schlesien begraben lassen als zugeben, daß der Ehre und dem Ruhme des preußischen Namens

der geringste Flecken zugefügt würde. Dies ist die einzige Antwort, mein Herr, welche ich Ihnen geben kann."

Robinson wurde ganz verblüfft von dieser Rede, auf die er nicht gefaßt war. Er kehrte nach Wien zurück, um sie dort mitzutheilen.

Siebentes Capitel.

Der Wiener Hof in tausend Aengsten. — Briefe der Kaiserin Mutter. — Englische Vermittlung. — Lord Hindfort. — Geheime Unterhandlungen zu Kleinschnellendorf. — Uebergabe der Festung Neisse. — Entschuldigung der niederschlesischen Stände. — Des Königs Degen als Reichsschwert. — Der patriotische Schlächter. — Der König kehrt nach Berlin zurück den 10 Nov. 1741.

Das Unwetter, welches gegen das Haus Oestreich heranzog, und die Gefahren, welche es mit jedem Tage mehr bedrohten, veranlaßten endlich die Königin zu dem ernstlichen Entschlusse, sich von einem ihrer Feinde zu befreien, damit das furchtbare Bündniß, dem sie zu unterliegen Gefahr lief, sich auflösen möchte. Sie verlangte aufrichtig den Frieden; sie machte wegen Breslau keine weitern Umstände; sie bestand nur auf Neisse. Lord Hindfort, englischer Gesandter bei dem Könige, welcher in ihrem Namen unterhandelte, verlangte, daß der König für so große Abtretungen der Königin mit aller seiner Macht beistehen sollte. Der König antwortete: er bedaure diese Anerbietungen

abschlagen zu müssen, allein er könne nicht gegen die Verträge handeln, welche er so eben mit Frankreich und Baiern abgeschlossen habe. Die Angst war so groß in Wien, daß man in jedem Augenblick die Ankunft der Baiern erwartete. Auf den Landstraßen sah man nichts als Flüchtlinge, der Hof war in Begriff, Wien zu verlassen. In dieser allgemeinen Bestürzung schrieb die verwittwete Kaiserin an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, welcher in der preußischen Armee diente, einen Brief, der zu merkwürdig ist, als daß wir ihn nicht mittheilen sollten.

(Wien, den 17. Sept. 1741.)

Mein lieber Neffe!

Ich breche ein schmerzliches Stillschweigen, welches mir Ihr Benehmen, indem Sie gegen uns dienen, aufgelegt hat. Ich würde es nicht thun, wenn ich einen anderen Weg wüßte, den König von Preußen zu beschwören, mir in ihm selbst einen Neffen wieder zu schenken, den ich, nach der Betrübniß, welche Sie beide mir zugefügt haben, meiner Achtung und Liebe nicht für würdig erklären kann. Mich darüber zu beruhigen, liegt in der Hand des Königs. Die Königin, meine Tochter, gesteht ihm Alles zu, wofür außer ihr Niemand Gewähr leisten kann, wenn der König sie in den Stand vollkommner Beruhigung setzt, das Feuer löschen hilft, welches er selbst angezündet hat und seine eigenen Feinde nicht noch vermehrt. —— Ueberreden Sie deshalb den König, unser guter Bundesgenosse zu werden, der Königin mit Truppen beizustehn, um ihre, von so vielen Feinden bedrängten Staaten behaupten zu können. — — Ich verlasse mich ganz auf Ihre Vorstellungen und auf die schönen Eigenschaften, welche der König besitzt, der, nachdem er uns das Unglück zugezogen hat, sich die Ehre nicht wird nehmen lassen wollen, uns vom Untergange zu retten und einige Rücksicht auf seinen eigenen

Vortheil und auf eine bekümmerte Mutter und Tante nehmen wird, welche hernach sich ohne Groll wird nennen können

Ihre

wohlgeneigte Tante
Elisabeth.

Prinz Ferdinand antwortete der verwittweten Kaiserin dem Hauptinhalte nach, der König könne sich nicht mit Ehren von den mit Frankreich und Baiern eingegangenen Verbindlichkeiten los machen, er bedaure die Kaiserin aufrichtig, er wünschte ihre Lage ändern zu können, indessen sei die Zeit, wo es ihm frei gestanden, sich mit dem Wiener Hofe zu vergleichen, vorüber. — Wenige Tage darauf fing man einen Brief auf, welchen die verwittwete Kaiserin an den Prinzen Ludwig von Braunschweig nach Petersburg geschrieben hatte; er war noch aufrichtiger geschrieben, obschon sein Styl nicht besser war. Hier ist die vom Originale genommene Abschrift:

Wien, d. 21. Sept. 1741.

Mein lieber Neffe!

Der Stand unserer Angelegenheiten hat eine so drückende Wendung genommen, daß man ihn ein gänzliches Verlassensein nennen kann; denn Niemand ist mehr für uns. Das, was uns in unserem Unglück tröstet, ist, daß Gott mehr als einen Pharao in das rothe Meer stürzen und unsere falschen Freunde verwirren wird. Es ist nicht möglich, daß die Mehrzahl derselben an einen Gott glaubt. Wahr ist es, der falsche Schein hat mich nicht eingeschläfert, und troß dem, daß der Kurfürst von Baiern uns die Franzosen auf den Hals gezogen hat und mich von hier vertreibt, halte ich ihn für einen würdigen Fürsten; er hat sich nicht verstellt. Ich trage Bedenken, Ihnen

mehr von hier zu schreiben. Es ist ein trauriges Jahr für mich. Erhalten Sie uns das Bündniß mit Rußland, und möge man sich dort vor falschen und verstellten Freunden hüten. Ich bin u. s. w.

Da der König diese Briefe selbst mittheilt, dürfen wir ihre Aechtheit nicht bezweifeln. Er fügt noch folgende Bemerkungen hinzu: „Der Styl dieser Briefe zeigt, wie der Fortschritt der Preußen in Schlesien dem Wiener Hofe an das Leben ging und wie derselbe nichts als Rache athmete. Welche Schlußfolge! Ein Jeder, der das Haus Oestreich angreift, kann nicht an Gott glauben! Den Frieden anbieten, wenn man freie Hand hat, ihn verweigern, wenn man sich anderwärts gebunden hat, wird Falschheit, Treulosigkeit genannt." — Demnach hielt man in Wien das gegen die pragmatische Sanction gebildete Bündniß für den Krieg der Titanen, welche den Himmel stürmen, um Jupiter vom Throne zu stürzen.

Der König hatte noch immer vergeblich in den, bei ihm anwesenden, französischen Gesandten, Herrn v. Vallori, gedrungen, ihm von seinem Hofe die Gewährleistung des Vertrages zwischen Preußen und Baiern zu verschaffen. Frankreich machte noch immer Schwierigkeiten, dem Könige von Preußen die Grafschaft Glatz und einige Stücke von Oberschlesien zuzugestehn. Der König selbst erzählt, auf welchem sonderbaren Wege er sich über die Instructionen des französischen Gesandten Auskunft verschaffte. „Ein Zufall wollte, daß, als Herr v. Vallori sich eines Tages bei dem Könige befand, ihm ein Billet aus der Tasche fiel. Ohne sich das Geringste merken zu lassen, setzte der König den Fuß darauf und entließ den Gesandten so schnell als möglich. Dieses Billet war von Herrn Amelot in Paris, Secretair der auswärtigen Angelegenheiten. Es ent=

hielt: „man solle den Preußen nur in dem äußersten Falle Glatz und Oberschlesien zuzugestehn." Nach dieser Entdeckung mußte Herr Vallori sich in Alles fügen.

Dem Könige von England, der einen Einfall der Franzosen in sein Kurfürstenthum Hannover fürchtete, lag Alles daran, den Frieden zwischen Oestreich und Preußen zu vermitteln, um an Friedrich wo möglich einen Bundesgenossen gegen Frankreich zu gewinnen. Lord Hindfort, der sich als englischer Gesandter bei dem Könige befand, erhielt Auftrag, sich in das östreichische Lager zu begeben, und machte von da aus dem wiener Hofe so dringende Vorstellungen, daß derselbe einwilligte, Niederschlesien, Neisse und einen Theil von Oberschlesien dem Könige abzutreten, sobald dieser verspreche, sich von den Feinden der Königin loszusagen. „Der König — so erzählt er selbst — welcher die Doppelzüngigkeit der Engländer und Oestreicher kannte, nahm diese Anträge für Fallstricke, und um sich nicht durch schöne Worte in seinem Lager einschläfern zu lassen, ging er über die Neisse und zwang Neipperg zum Rückzuge. Diese Bewegungen beschleunigten die Unterhandlungen Hindforts; er benachrichtigte den König, daß es ihm damit vollständig gelungen sei. Die Feinde begnügten sich mit einer Unterredung, welche dem Staate Provinzen und den durch einen elfmonatlichen Feldzug erschöpften Truppen sichre Winterquartiere verschaffte. Die Verführung war für den König groß; er wollte versuchen, was diese Conferenz für ein Ergeben haben könnte. Er begab sich im Geheim, nur von dem Obersten Goltz begleitet, nach Kleinschnellendorf, wo er den Feldmarschall Neipperg, den General Lentulus und Lord Hindfort fand. — Der letztere führte das Protocoll. Man kam überein, Neisse sollte nur zum Schein belagert, die preußischen Truppen in ihren Quartieren nicht beunruhigt werden; ausdrücklich aber wurde festgesetzt, daß, ohne

Bewahrung des strengsten Geheimnisses über Alles, was man verabredete, die ganze Verhandlung null und nichtig sein sollte."

Der König hielt diese Unterhandlung für eine Hinterlist des östreichischen Hofes, um ihn bei seinen Verbündeten darüber zu verdächtigen, daß er hinter ihrem Rücken Verabredungen mit dem Wiener Hofe treffe. Dieß bestimmte ihn, jenen Punkt aufnehmen zu lassen, daß er sich nicht gebunden achte, sobald das Geheimniß nicht bewahrt würde. Anstatt aber sich überlisten zu lassen, überlistete vielmehr Friedrich Neipperg und Hindfort. Während er dem Vertrage seine Unterschrift nicht ertheilte, wußte er sich dennoch die, ihm darin zugesicherten, Vortheile zu verschaffen. Neisse wurde von ihm nur zum Scheine belagert, von dem östreichischen Commandanten St. André nur zum Scheine vertheidiget und nach zwölf Tagen (den 31. Oct. 1741) übergeben. „Die östreichischen Truppen hatten die Stadt noch nicht verlassen, als die preußischen Ingenieurs schon auf den Wällen die neuen Festungswerke zeichneten, welche die Stadt zu einem der wichtigsten Plätze machten."

Dem Könige war sehr daran gelegen, die Befestigung von Neisse schnell und nach seinen eigenen Angaben ausgeführt zu sehn. An den Obersten v. Schmettau, welchen er mit dieser Arbeit beauftragt hatte, schreibt er, sobald er nach Berlin zurückgekehrt war (den 9. Dec. 1741.)...: „So viel indeß das fortificiren von Neisse anbetrifft, so ist solches Meine eigene Fantasie, und glaube Ich Meine gute Ursachen zu haben, daß Ich Mir diese Fortification was Rechtes kosten lasse, worüber ich Mich gegen Euch weiter expliciren will, wenn Ihr herkommen werdet. —— Was meine gegebenen Orders wegen Schlagung des Holzes, ingleichen wegen des Kalkes anlangt, so müssen solche mit gutem menagement verstanden und von denen

welche an Ort und Stelle sind, beurtheilt werden, wie weit solche möglich zu machen, als welches Ich in der Abwesenheit so genau nicht beurtheilen kann. Wenn ich demnach befehle, daß mit dreitausend Arbeitern dorten dergleichen Dinge geschehen, oder so viel Arbeiter zur Fortification ausgeschrieben werden sollen, so müssen diejenigen, so an Ort und Stelle sind, beurtheilen, ob solches angehen kann und dann, was möglich ist und geschehen kann, zur Execution bringen, was aber nicht thunlich noch möglich ist, anstehen lassen. u. s. w." —

Um für den Fall, daß Oestreich zurücktrete, gedeckt zu sein, führte der König seine Verhandlungen mit dem französischen Hofe ununterbrochen fort. Er selbst schweigt davon in seinen Schriften; um so wichtiger dürfte folgender Brief an den französischen Marschall Belle-Isle in Dresden sein, welcher von demselben Tage datirt ist, an welchem er die Verabredung in Kleinschnellendorf hatte.

Im Lager von .... den 9. Oct. 1741.
(Aus dem Französischen.)

Mein verehrter Herr Marschall!

Aus dem Briefe, welchen Sie mir so eben geschrieben, ersehe ich, daß Sie meine Vollmachten wünschen, um mit Sachsen abzuschließen; ich habe sie sämmtlich expedirt. Sie werden wissen, daß Herr v. Vallori mir mehr als einmal erklärt hat, daß man Sachsen nichts weiter geben würde, als was ich von Oberschlesien nicht haben wollte; ich verlange nichts weiter, als einen ganz kleinen Streifen von einer deutschen Meile an der Seite von Oberschlesien, und dies, um alle Ungelegenheiten zu vermeiden, welche zwischen Sachsen und mir durch die häufigen Ueberschwemmungen der Neisse und die Veränderungen

ihres Bettes veranlaßt werden könnten. Diese Bedingungen sind so gemäßigt, daß ich nicht wüßte, wie ich sie aufgeben und unter welchem Vorwande Sachsen mir sie verweigern könnte. — Was den Kurfürsten von Baiern betrifft, so hätte er es vielmehr in der Hand, mich zufrieden zu stellen und seine Sache ist es, die Frage wegen der Herrschaft Bawertein zu entscheiden. Im Uebrigen habe ich das Vergnügen, hier die große Rolle zu bewundern, welche der König von Frankreich spielt, indem er den Kurfürsten von Baiern aufrecht hält, die bösen Absichten des Königs von England vereitelt, die Holländer veruneiniget und den Krieg bis an die Thore von Petersburg trägt. Es war Ludwig XV. vorbehalten, der Schiedsrichter der Könige, und dem Marschall von Belle=Isle das Werkzeug seiner Macht und seiner Weisheit zu sein.

Ich bin mit aller erdenklichen Achtung und Freundschaft, mein theurer Herr Marschall

Ihr

getreuer Freund

Friedrich.

Diese Verhandlungen hatten zur Folge, daß der König mit dem Kurfürsten Karl von Baiern den 4. Nov. 1741 ein geheimes Schutz= und Trutzbündniß abschloß, in welchem er dem Kurfürsten seine Stimme bei der Kaiserwahl und die Gewährleistung für Böhmen, Ober= und Vorderöstreich und Tyrol zusicherte. Der Kurfürst garantirte dagegen dem Könige die schlesischen Herzogthümer und Glatz. Zum Voraus machte sich der Kurfürst bei seiner Erhebung auf den Kaiserthron verbindlich, dem Gesandten des Kurfürsten von Brandenburg das Kniebeugen bei Ertheilung der kaiserlichen Belehnung und die Entschuldigung wegen Nichterscheinens seines Herrn in eigner

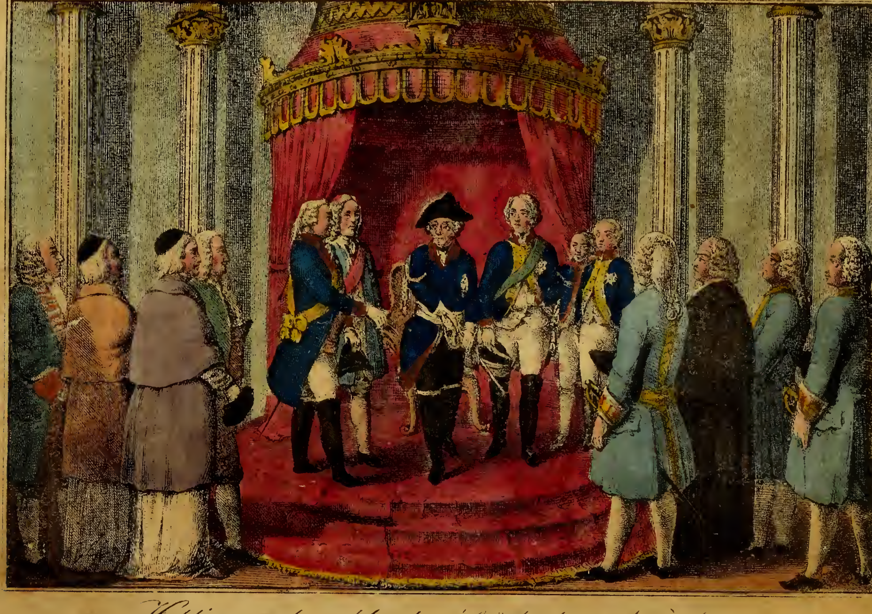
Person zu erlassen, auch dem Kurhause Brandenburg alle Vorrechte der königlichen Würde und Souverainetät, insbesondere die uneingeschränkte Macht der Standeserhöhungen zuzugestehen. Sachsen und Kurpfalz traten diesem Vertrage bei und mit dem letzteren Hause schloß Friedrich den 24. Dec. 1741 noch einen besonderen Vertrag, in welchem er auf Jülich und Berg Verzicht leistete.

Nach der Uebergabe von Neisse, beschied der König die niederschlesischen Stände zur Erbhuldigung auf den 7. Nov. nach Breslau. Er selbst traf am 4. Nov. daselbst ein und wurde von den Zünften und der Bürgerschaft festlich und unter lautem Jubelruf empfangen, es war nicht der Eroberer, es war der Befreier, der geliebte Landesvater, den das Volk willkommen hieß.

Der König hielt seinen Einzug durch das Schweidnitzer Thor. Vier blasende Postillons ritten vorauf; ihnen folgten vier Laufer, dann der mit acht Schimmeln bespannte Wagen des Königs, in welchem außer ihm sich noch sein Bruder, der Prinz August Wilhelm, und der Prinz von Braunschweig befanden. In einem zweiten Wagen folgte der Feldmarschall Leopold v. Dessau, dann das größere Gefolge zu Pferde. Der Gouverneur hatte angefragt, ob der König erlaube ihn mit Begrüßung des Kanonendonners von den Wällen zu empfangen; ihm wurde der Bescheid, daß er das Pulver für die Oestreicher sparen solle. Der König stieg wiederum in dem gräflich Schlegenbergischen Hause ab. Am folgenden Tage wohnte der König dem Gottesdienste in der lutherischen Elisabethkirche bei, wo der Inspector Burg über Matth. 22 vom Zinsgroschen predigte. Der König verehrte ihm dafür einen Zinsgroschen, der ansehnlich in das Gewicht fiel, eine Medaille, die sein Vater

hatte prägen lassen und die in Golde 200 Ducaten wog. — Während das Volk durch Sicherstellung der Religionsfreiheit gewonnen wurde, verlangte die Eitelkeit der höheren Stände eine mehr irdische Befriedigung. Die Grafen von Hatzfeld und von Schönaich-Carolath wurden in den Fürstenstand erhoben, mehrere Edelleute zu Freiherrn und Grafen ernannt, was indessen zu mancherlei Reibungen Veranlassung gab, da die, mit kaiserlichen Adelsbriefen versehenen, Barone die, vom Könige ernannten, nicht als vollgültig ansehen wollten. Auch mit Vertheilung des schwarzen Adlerordens war der König freigebig; er verlieh ihn den Reichsgrafen Henkel, Hochberg, Nostitz, den Grafen Bees, Räder u. A. Den katholischen Bischof suchte sich der König dadurch geneigt zu erhalten, daß er ihm das Münzrecht noch ferner verstattete.

Die Erblandeshuldigung fand den 7. Nov. auf dem Rathhause in dem Fürstensaale statt. Der König stand in Uniform mit bedecktem Haupte unter einem Thronhimmel auf einer Erhöhung. Der Minister Graf Podewils hielt im Namen des Königs eine Anrede an die Stände, welche der Landeshauptmann Herr v. Prittwitz beantwortete. Als der Huldigungseid auf das königliche Reichsschwert, wie es unter böhmischer Herrschaft hergebrachte Sitte war, geleistet werden sollte, machte der Minister dem Könige mit verlegener Miene bemerklich, daß kein solches Schwert vorhanden sei. Der König, den die Geistesgegenwart nie verließ, zog auf der Stelle den Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte, und gab ihn dem General Schwerin, um denselben während der Huldigung als Reichsschwerdt zu halten. Mittags war große Tafel bei dem Könige und am Abend im Lokatellischen Hause eine Freiredoute. Die Stadt war erleuchtet; es fehlte nicht an guten, wenn auch etwas derben, Einfällen. Ueber der Thür eines Schlächters sah man



Huldigung der schlesischen Stände den 7. November 1741.



den Meister Metzger vorgestellt, wie er mit sicherm Schlage einen Ochsen zu Boden schlug, mit der Unterschrift:

„Wer mir wird den König von Preußen verachten,
„Den will ich, wie diesen Ochsen, schlachten."

Für den Appetit des Volkes war aber aufs Beste dadurch gesorgt, daß der Stadtgarkoch Rieghe in einer auf dem Neumarkte aufgebauten Küche einen ganzen Ochsen, wie bei den Krönungsfesten in England und Frankfurt, gebraten hatte, dessen Bauch mit Hasen, Gänsen, Fasanen, Rebhühnern u. s. w. gefüllt war. Ganz besonders erfindungsreich hatte sich der Witz des Kochs darin gezeigt, daß er auf der einen Seite seiner Bude einen preußischen Adler aufgestellt hatte, der aus lauter gebratenen Vögeln zusammengesetzt war. Gegenüber war das **F. R.** (**Fridericus Rex**), das Stadtwappen, das polnische und das dessauische Wappen in gleicher Weise aufgestellt. Nicht minder willkommen war ein Patent, in welchem dem Lande bekannt gemacht wurde, daß der König die herkömmliche Huldigungssteuer von 100,000 Thalern erlassen habe und die Unterthanen, welche durch den Krieg gelitten, mit Geld und Korn unterstützen werde. Die wegen der protestantischen Religion Vertriebenen wurden zur Rückkehr eingeladen und allen Unterthanen Schutz und Gerechtigkeit zugesichert. Der König nahm jetzt in seinen Titel den eines „souverainen und obersten Herzogs in Niederschlesien" auf. Oberschlesien ließ er noch unerwähnt.

Der König verließ Breslau den 9. Nov. und kehrte über Glogau und Frankfurt nach Berlin zurück, wo er den 11. Mittags eintraf. Die Armee bezog Winterquartiere in Schlesien, ohne darin beunruhigt zu werden. „Der König" — so schreibt er selbst — „fing an, den Krieg durch seine Fehler zu

lernen; allein die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren nur ein kleiner Theil von denen, deren Ueberwindung ihm noch bevorstand, um das große Werk zu vollenden, dessen Ausführung er übernommen hatte.“ —

Achtes Capitel.

Die Lustbarkeiten des Carnevals in Berlin im December 1741 und die europäischen Angelegenheiten. — Friedrich verläßt Berlin den 17. Januar 1742. — Conferenz in Dresden. — Die Oper und der Beichtvater. — Ueber Prag nach Olmütz. — Briefe an Algarotti nach Dresden

Nur einen kurzen Aufenthalt gedachte der König in der Hauptstadt zu machen. Um den Hof die Vergnügungen des Carnevals nicht entbehren zu lassen, ordnete er die Feste desselben schon für den Monat December an. Für einen jeden Abend war auf's Beste gesorgt; Sonntag, Dienstag und Sonnabend war Gesellschaft (Cour) bei der regierenden Königin, Montag Maskenball, Mittwoch Concert oder Oper, Donnerstag Gesellschaft bei der Königin Mutter, Freitag Gesellschaft bei einem der Minister. Eine ausgezeichnete italienische Operngesellschaft war nach Berlin eingeladen worden und der berühmte Flötenbläser Quanz erhielt eine Anstellung bei der königlichen Capelle mit 2000 Thalern Gehalt. Die geliebten Schwestern

aus Baireuth und Anspach trafen zu den Carnevalsfestlichkeiten ein und die verwittwete Herzogin Maria Auguste von Würtemberg, in deren Gefolge der Marquis d'Argens, später ein vertrauter Freund des Königs, sich befand, kam nach Berlin mit ihren drei Söhnen, um bei der Erziehung derselben den König um seinen Rath zu bitten.

Der König erschien in diesem Faschingstumulte als der heiterste Gesellschafter, er eröffnete den Ball als munterer Tänzer, er versammelte seine Capelle zum Concert eben so oft bei sich, als seine Generale zum Kriegsrath; die schönen Sängerinnen Gasparini, Farinella und Lorio hörte er eben so gern ihre Arien, als seine Minister ihre Acten vortragen und schien mehr an eine neue Oper, als an einen neuen Feldzug zu denken. In Wien, in Dresden, in London und Paris glaubte man schon, der König sei des Krieges müde; allein dem war nicht so. Friedrich kannte seine Aufgabe und wußte, daß ihm noch viel zu thun übrig war; er selbst hat sich darüber sehr bestimmt ausgesprochen.

„Der Zweck des von dem Könige unternommenen Krieges" — sagt er in der Geschichte seiner Zeit — „war die Eroberung Schlesiens; wenn er sich mit Frankreich und Baiern in Verbindungen einließ, so that er es nur zur Erreichung jener großen Absicht; allein Frankreich und dessen Verbündete hatten ganz andere Pläne. Das Cabinet von Versailles war überzeugt, es sei um die östreichische Monarchie geschehen und man könne sie für immer vernichten. Auf den Trümmern dieses Reichs wollte es vier Fürsten erheben, deren Macht sich gegenseitig das Gleichgewicht halten sollte: die Königin von Ungarn, welche dieses Königreich, dazu noch Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behalten sollte; den Kurfürsten von Baiern als Herrn von Böhmen, Tyrol und Breisgau; Preußen mit Niederschlesien und endlich Sachsen, welches Mähren und Ober-

schlesien zu seinen anderen Besitzungen hinzugefügt erhalten sollte. Diese vier Nachbarn würden sich auf die Dauer nicht vertragen haben; Frankreich bereitete sich vor, die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen und über die von ihm geschaffenen Despoten zu gebieten. Dies hieß die Politik der Römer in der glänzendsten Zeit ihrer Republik wieder hervorrufen, allein dieser Plan war mit der deutschen Freiheit unverträglich und durchaus nicht in dem Sinne des Königs, welcher für die Erhebung seines Hauses arbeitete und weit davon entfernt war, seine Truppen aufzuopfern, sich Nebenbuhler zu schaffen. Hätte sich der König zum knechtischen Werke der französischen Politik brauchen lassen, so würde er sich selbst die Ketten geschmiedet haben, die man ihm aufgelegt hätte; Alles hätte er für Frankreich gethan, Nichts für sich selbst und vielleicht würde Ludwig XV. jene Universalmonarchie ausgeführt haben, deren träumerischen Entwurf man Carl V. zuschreibt. Fügen wir noch, um Nichts zu verschweigen, hinzu, daß, wenn der König die Unternehmungen der französischen Truppen zu eifrig unterstützt hätte, ihr allzugroßes Glück ihn selbst würde unterjocht haben; aus dem Bundesgenossen wäre er ein Unterthan geworden, man hätte ihn weiter fortgerissen, als es seine Absicht war und er wäre gezwungen gewesen, in Alles, was Frankreich begehrt hätte, einzuwilligen, weil es ihm an Macht zum Widerstande, oder an Verbündeten und Genossen, um ihn aus dieser Sklaverei zu befreien, gefehlt haben würde. Die Klugheit schien daher von dem Könige ein gemäßigtes Benehmen zu verlangen, durch welches er eine Art von Gleichgewicht zwischen Frankreich und Oestreich herstellte."

Eben so klar und bestimmt, wie sich der König hier über die Politik Frankreichs ausspricht, thut er es auch in Beziehung auf

die Zustände des heiligen, römischen deutschen Reichs, dessen glänzende Zeit längst vorüber war.

„Während so viele Heere in Schlesien und Böhmen einander gegenüber standen und mehr Fehler als große Thaten begingen, verlor der zur Kaiserwahl in Frankfurt versammelte deutsche Reichstag seine Zeit mit läppischen Verhandlungen. Anstatt ein Reichsoberhaupt zu wählen, stritt sich die Versammlung über die Troddeln und goldenen Fransen, welche die Gesandten vom zweiten Range eben sowohl zu tragen verlangten, als die vom ersten. — — Um sich eine Vorstellung von diesem Reichstage und der Langsamkeit seiner Verhandlungen machen zu können, wird es nicht unnütz sein, eine kleine Skizze davon zu geben. Die goldene Bulle wird als das Reichsgrundgesetz Deutschlands angesehn; sie ist es, auf die man sich bei jeder Gelegenheit beruft und wenn es Verwickelungen giebt, so entstehen sie aus der Art, wie man dieselben auslegt. Deshalb wählen die Fürsten diejenigen Rechtsgelehrten aus, welche die meiste Kenntniß von diesem Grundgesetze haben, die schwerfälligsten Pedanten, die in den armseligsten Formalitäten am meisten bewandert sind, um sie als ihre Stellvertreter zu diesen Reichsversammlungen zu schicken. Diese Doctoren beider Rechte streiten sich über Förmlichkeiten und haben einen viel zu eingeschränkten Geist, um die Gegenstände im Großen zu übersehn; sie sind ganz davon benommen, daß sie etwas repräsentiren und bilden sich ein, noch eben soviel zu bedeuten, als zur Zeit Karl's IV. Am 1. December 1741 befand man sich, in Beziehung auf die Wahl, noch auf demselben Punkte, wie vor der Zusammenberufung des Reichstages. — Um der Sache ein Ende zu machen, that der König den Vorschlag, einen Termin festzusetzen. Dieser Vorschlag gefiel, die Reichsversammlung setzte den 24. Jan. 1742 (den Geburtstag Friedrich's) zum Tage der großen Wahl

an; der Kurfürst Karl von Baiern verdankte der Verwendung Frankreichs und Preußens die Erhebung auf den Kaiserthron."

Von größerem Einflusse auf die Zukunft Friedrich's, als die Kaiserwahl zu Frankfurt, waren die Vorgänge, welche in Petersburg Elisabeth auf den Thron führten. Der König erzählt davon in scherzhafter Weise, obwohl jene Vorgänge ernste Folgen für ihn hatten. „Ein französischer Wundarzt (Lestocq), ein deutscher Musiker (Schwarz) und ein Kammerjunker des russischen Hofes nebst 100 Mann der Preobrazenskyschen Garde, die durch französisches Geld bestochen waren, geleiteten Elisabeth zum kaiserlichen Palaste. Sie überfallen die Wache und entwaffnen sie. Der junge Kaiser, sein Vater und seine Mutter werden in Verwahrung genommen. Man ruft die Truppen zusammen, sie schwören Elisabeth und erkennen sie als Kaiserin an. Die unglückliche Familie wird in die Gefängnisse von Riga eingesperrt, Graf Ostermann nach Sibirien geschickt und dies Alles ist das Werk einiger Stunden. — — Dergleichen Unternehmungen, die in anderen Staaten gewagt erscheinen, lassen sich zuweilen in Rußland ausführen. Der Geist der Nation ist zu Aufständen geneigt. Die Russen haben dies mit anderen Nationen gemein, daß sie mit der Gegenwart unzufrieden sind und Alles von der Zukunft hoffen. Die Regentin hatte sich durch ihre Leidenschaft für einen Ausländer, den schönen Grafen Lynar, verhaßt gemacht; allein ihre Vorgängerin, die Kaiserin Anna, hatte den Prinzen Biron, ebenfalls einen Ausländer, noch mehr ausgezeichnet; so sieht man, daß dasselbe zu anderer Zeit und unter veränderten Verhältnissen nicht dasselbe bleibt. Wenn die Liebe die Regentin stürzte, so erhob eine mehr populäre Liebe, deren Wirkungen Elisabeth den Gardisten zu Gute kommen ließ, diese Fürstin auf den Thron. Beide Fürstinnen hatten dieselben Neigungen zur Ausschwei-

fung; die der Mecklenburgerin verbarg sich unter den Schleier der Zurückhaltung, ihr Herz allein verrieth sie; Elisabeth trieb die Liebe bis zur Ausschweifung. Die erstere war eigensinnig und boshaft, die andere verstellt, aber zugänglich; Beide haßten die Arbeit, Beide waren nicht zum Regieren geboren." —

Wenn wir oben die Vergnügungen des Carnevals in Berlin aufzählten, so erinnert uns der König selbst daran, daß es auch in der diplomatischen Gesellschaft nicht an Masken der Freundschaft und an Verstellung und Verkleidungen fehlte, indem hier der Schein Alles gilt. „Berlin," erzählt der König, „war während dieses Winters der Mittelpunkt der Unterhandlungen. Frankreich drang in den König, sein Heer in Bewegung zu setzen; England ermahnte ihn den Frieden mit Oestreich zu schließen; Spanien warb um sein Bündniß; Dänemark verlangte seinen Rath, um eine andere Parthei zu ergreifen; Schweden bat um einen Beistand, Rußland um freundschaftliche Unterstützung in Stockholm, und das nach Frieden seufzende deutsche Reich machte die lebhaftesten Vorstellungen wegen der endlichen Beilegung der Unruhen.

Die Sachen blieben nicht lange in dieser Lage. Die preußischen Truppen brachten kaum zwei Monate in ihren Winterquartieren zu. Das Schicksal Preußens zog den König noch einmal auf jenen Schauplatz, den so viele Schlachten mit Blut tränken sollten und wo die Wechselfälle des Glücks den kriegführenden Parteien fühlbar wurden.

Der größte Vortheil, welchen der König von dieser Art Waffenstillstand mit Oestreich hatte, war, seine Macht furchtbarer zu machen. Die Erwerbung Schlesiens verschaffte ihm eine Vermehrung seiner Einkünfte von 3,600,000 Thlr. Der

größte Theil dieses Geldes wurde zur Vermehrung des Heeres verwendet; es bestand damals aus 106 Bataillons und 191 Schwadronen, von denen 60 Husaren waren.

Wir werden bald hören, welchen Gebrauch er davon machte.

Der König hatte schon im Juni 1741 dem Kurfürsten von Baiern einen Plan für den Feldzug der Verbündeten an der Donau zugesendet, nach welchem er durch einen entscheidenden Marsch auf Wien das Königreich Böhmen von der Hauptstadt des Reiches abschneiden und so den Krieg schnell entscheiden müßte. „Ich bin der Meinung," schrieb er ihm, „daß man die Römer nur in Rom überwinden kann; man lasse daher die Gelegenheit nicht vorüber gehn, sich zum Meister von Wien zu machen! Es ist das einzige Mittel, diesen Streit zu enden und einen rühmlichen Frieden zu erhalten." Der Kurfürst von Baiern war viel zu sehr mit den Gedanken, die Kaiserkrone auf seinem Haupte zu sehn, beschäftigt, als daß er sich um den Krieg bekümmert hätte, dessen Führung er den französischen Genralen überließ. Diese zögerten unentschlossen und wurden bald gezwungen, ihre Sicherheit in einem Rückzuge nach Böhmen zu suchen, wo es ihnen jedoch gelang, Prag den 26. Nov. 1741 zu erobern.

Mehr Uebereinstimmung in die Unternehmungen des nächsten Feldzuges zu bringen, fand es der König für nöthig, seinen Weg zur Armee über Dresden und Prag zu nehmen, um den König von Polen zu lebhafterer Theilnahme und die französischen Generale zu größerer Thätigkeit aufzufordern.

Friedrich verließ Berlin den 17. Januar 1742 und traf den 19. in Dresden ein, wo von den Wällen 82 Geschütze ihn mit dreimaligem Gruße empfingen. Der König August III.

und die Königin nebst ihren Prinzen und Prinzessinnen empfingen ihn an der Schloßtreppe und begleiteten ihn nach den sogenannten Stallzimmern. Eine Conferenz am nächsten Tage, in welcher eine Berathung wegen des nächsten Feldzuges statt fand, belehrte den König, wessen er sich von dem Dresdner Hofe zu versehen hatte. Ueber diese Verhandlung giebt uns Friedrich selbst folgende nähere Auskunft: „Der verstorbene König August II. von Polen hatte einen Plan zur Theilung des Erblasses Karl's VI. entworfen; der Wiener Hof erhielt Wind davon. Der Fürst von Lichtenstein, welcher 1735 durch Dresden reiste und mit dem Günstlinge August's III., dem Grafen Sulkowski, unzufrieden war, gab dem Grafen Brühl die Versicherung, daß, wenn er ihm diesen Theilungsplan verschaffen könnte, er und sein Hof Alles aufbieten würden, um Sulkowski zu stürzen und ihm seine Stelle zu verschaffen. Brühl war so treulos, dieses Anerbieten anzunehmen; er ließ jenen Plan abschreiben und stellte ihn dem Fürsten Lichtenstein zu. Kurz darauf, nachdem sich Sachsen gegen Oestreich erklärt hatte, und zwar bald nach der Ankunft des Königs von Preußen in Dresden, hatte die Königin von Ungarn ein altes Fräulein von Kling dahin geschickt, eine Intriguantin von Profession, die, als frühere Erzieherin der Königin von Polen, ihren Auftrag hinter den Vorwand einer gewöhnlichen Reise verbarg. Kaum angekommen in Dresden, begiebt sie sich zu dem Grafen Brühl, nimmt ihn bei Seite, zieht aus ihrer Tasche jenen Theilungsplan hervor und sagt zu ihm: „Kennen Sie wohl diese Schrift? Versprechen Sie mir auf der Stelle, zu machen, daß die Sachsen sich aus Böhmen zurückziehn, oder ich entdecke Ihren Verrath und verderbe Sie." Brühl versprach, was sie verlangte; aus Furcht aber vor dem Könige von Preußen, überließ er diesem zwar für jetzt die sächsischen Truppen, jedoch mit dem festen Entschlusse,

sie, sobald es irgend thunlich sei, abzurufen. Am Nachmittag war eine Conferenz bei dem Könige von Preußen, welcher der Graf Brühl, der Graf von Sachsen, Herr Valori, Herr Desleura und der Graf Rutowski beiwohnten. Der König gab die Mittel an, welche ihm zur Rettung des französischen Heeres und des Kurfürsten von Baiern, nunmehrigen Kaisers, die geeignetesten zu sein schienen. Er hatte eine Karte von Mähren vor sich, auf welcher er ihnen seinen Feldzug auseinander setzte. Während dem trat der König von Polen in das Zimmer; nach einigen Höflichkeiten wollte ihm der König mindestens die Ehre erweisen, ihm mitzutheilen, zu welcher Verwendung man seine Truppen bestimme. Der Graf Brühl hatte geschwind die Karte von Mähren eingepackt, der König von Preußen forderte sie ihm wieder ab breitete sie noch einmal aus und wiederholte seine Auseinandersetzung. Er kam immer darauf zurück, daß der König von Polen Mähren niemals erhalten werde, wenn er sich nicht die Mühe geben wolle, es zu nehmen. August III. sagte zu Allem: „Ja," mit einer Miene der Ueberzeugung, in welcher zugleich etwas Gelangweiltes lag. Brühl, den diese Unterhaltung beunruhigte, zeigte seinem Herrn an, daß die Oper anfange. Und wären zehn Königreiche zu erobern gewesen, der König wäre nicht eine Minute länger zu halten gewesen. — Am folgenden Morgen um 6 Uhr ließ der König von Preußen den Pater Guarini zu sich einladen, der zu gleicher Zeit Günstling, Minister, Hofnarr und Beichtvater August's III. war. Friedrich sprach auf eine Weise mit ihm, die ihn glauben machte, daß er nur durch ihn seinen Zweck zu erreichen hoffte. Der Pater Guarini begab sich von dem Könige zu seinem Herrn und befestigte ihn vollends in dem gefaßten Entschlusse."

Der König verließ Dresden den 21. Januar, wo er den

Grafen Algarotti zurückließ, um seinen Landsmann, den Pater Guarini, noch ferner sich geneigt zu erhalten und für die italienische Oper in Berlin Anwerbungen zu machen. An ihn schreibt er aus Olmütz vom 2. Februar 1742: „Der Kobold, welcher mein vagabondirendes Schicksal umhertreibt, hat mich nach Olmütz geführt, von da an die Spitze der Armee, und wird mich noch, Gott weiß wohin, führen. — — Ich habe Dresden nur in der Zauberlaterne gesehn, ich weiß nicht, wann ich dahin zurückkehren werde. Da ich es nicht liebe, die Sachen nur halb zu thun, so werde ich nicht aufbrechen, bevor ich mein Werk nicht hinreichend befestiget habe. Ist dies beendiget und haben wir Frieden, dann will ich mich den Künsten und Berlin den Vergnügungen zurückgeben. — — Adieu! Verlangen Sie nichts von einem Kopfe, dessen Einbildungskraft nur mit Häckerling, Heu und Mehl angefüllt ist. Ich wünsche dies Handwerk zu allen Teufeln und treibe es dennoch mit Lust. Daran kann man den Widerspruch des menschlichen Geistes erkennen. Noch einmal Adieu! Sie liebenswürdiger, aber zu leichtfertiger Algarotti, vergessen Sie mich nicht unter den Eisschollen Mährens und senden Sie mir, wenn es möglich ist, auf dem Hauche Zephyrs einige Rouladen und Triller der schönen Sängerin Faustina.

Meine Empfehlungen an den Jesuiten (Guarini), der ein liebenswürdiger Mensch sein würde, wenn er kein Geistlicher wäre und der Verdienste genug hat, um ein Heide zu sein, wie wir." —

So wußte der König das rauhe Feldlager, das seiner eigenen Natur so wenig zusagte, auf die edelste Weise durch die Unterhaltung mit seinen poetischen Freunden auszuschmücken und wie diese es verstanden, ihn durch heitre Zuschriften das

Ungemach des Krieges auf Augenblicke vergessen zu machen, zeigt Algarotti's Antwort:

Dresden, den 9. Febr. 1742.

Wüßte ich nicht, wie viele Seelen sich in Ew. Majestät Körper befinden, so würde ich über Alles, was Sie auf ein Mal thun können, erstaunt sein. Wie also? in derselben Zeit, in welcher Ew. Majestät den entscheidendsten Marsch, den man vielleicht seit Pharsalus und Philippi gemacht hat, ausführen, in derselben Zeit, in welcher Sie fliegen, um das Reich, den Kaiser, Frankreich, die Verbündeten zu retten, finden Sie nebenbei Vergleiche und Einfälle, welche andere Dichter nur in dem Schooße der Ruhe finden würden? Der Häckerling und das Heu werden unter den Händen Ew. Majestät zu Myrthe und Rosen, bis sie sich in Lorbeer verwandeln. Die mit Grenadieren untermischten Grazien folgen dem Anakreon, der in die Fußtapfen Cäsar's tritt. Vielleicht schlagen Ew. Majestät jetzt eben eine Schlacht und tragen in ihrem ersten Militairjahre schon einen zweiten Sieg davon. Fürwahr, Sire, die Rolle, welche Sie jetzt spielen, ist die glänzendste, welche jemals ein Fürst gespielt hat. Gebieter über das Schicksal, dessen Buch Sie in Ihren Händen halten, lassen Sie den Oestreichern daraus so eben eine Seite vorsingen mit Begleitung der Dominante von obligaten Kanonen. Nichts ist glorreicher für Ew. Majestät, als an der Spitze Ihrer Verbündeten einen Krieg zu beendigen, welchen Sie, ohne ihn zu wollen, angefangen haben und jenem Europa, welches Sie in Feuer gesetzt haben, den Frieden wieder zu geben. Möchte dieser liebliche Frieden recht bald seinen Oelzweig in den Lorbeer, mit welchem Ew. Majestät bekränzt ist, flechten, und Berlin, welches so lange Zeit das Sparta von Europa war, nun auch sein Athen werden. Möchten die

schönen Künste, die jetzt vielleicht in einem elenden Wirthshause der Landstraße verweilen müssen, endlich nach Ihrer Residenz zurückkehren und meine Inschriften (für die Akademie und das Opernhaus), welche sich bisjetzt nur auf meiner Schreibtafel befinden, bald in Erz gegraben werden. Vor Allen aber möge Apollo selbst, nachdem er seine Geschosse, diese Diener des Todes, zurückgelassen, seine Lyra, das Instrument des Vergnügens, wieder ergreifen und uns seine Lieder singen, die eben so über den Tod erhaben, als seine Wunden Tod bringend sind. Aber nicht wahr, Sire, mein Wortspiel ist fade? Nicht wahr? liebenswürdigster Fürst, dem man in dem Laufgraben ein philosophisches Problem aufgeben könnte und der auf die Husaren, während er sie in die Flucht schlägt, Epigramme macht.

N. S. Der Pater Guarini, von Ew. Majestät Güte gerührt, legt sich Ihnen zu Füßen; es fehlt ihm Nichts, als eine weiße Reiherfeder, ein Reifrock und frisirtes Haar, endlich fehlt ihm nichts weiter, als die Uniform der liebenswürdigen Leute. Was soll ich Ew. Majestät von Faustina sagen? Die Entzückungen, welche sie ganzen Nationen abgedrungen, gelten ihr Nichts im Vergleich mit dem Beifalle des Prinzen, den man nicht kann sprechen hören, ohne ihn zu bewundern, nicht erblicken kann, ohne ihn zu lieben. Hier lege ich, Sire, eine Arie mit den Lieblingspassagen bei, welche sie sich die Freiheit nimmt, Ihnen zu schicken. — Man bereitet sich hier vor, Ew. Majestät eine neue Oper, sogar mitten in der Fastenzeit, zu geben, wo bei uns nur für Engel und Gläubige Musik gemacht wird. Möge der Befreier Deutschlands, der Retter der Bundesgenossen, bald die Trommeln und Trompeten mit der Flöte und Violine und Lobkowitz mit Faustina vertauschen." —

Neuntes Capitel.

Karl VII., Kurfürst von Baiern, zum Kaiser erwählt. — Die Oestreicher in München im Febr. 1742. — Bewaffnung der Ungarn für Maria Theresia. — Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! — Der König entwirft den Plan zur Schlacht und schreibt Verse. — Ordnet Belagerungen an und engagirt Opernsänger. — Sein ausgelassener Humor in den Briefen an Jordan.

Der König mußte sich jetzt auf ernste Ereignisse gefaßt halten. Die östreichischen Waffen hatte das Glück gegen die Franzosen und Baiern begünstigt und an demselben Tage, an welchem der Kurfürst von Baiern in Frankfurt am Main die Kaiserkrone mit herkömmlichem Pompe auf das schwache Haupt nahm, wurde seine Hauptstadt München von den Oestreichern besetzt (d. 12. Febr. 1742). Die Stimme eines Kaisers fand nirgends in dem ganzen heiligen römischen Reiche auch nur den geringsten Anklang, auf seinen Ruf hätte sich nicht eine einzige Hand erhoben, ihn zu vertheidigen.

Anders wußte Maria Theresia die Herzen der ihr ergebenen Ungarn zu rühren und wenn wir gewöhnlich die Ansicht ausgesprochen finden, als habe Friedrich einen leichten Kampf gehabt gegen das, der Auflösung schon anheim gefallene, östreichische Heer und gegen eine junge, unerfahrene Fürstin: so müssen wir daran erinnern, daß Maria Theresia nicht bloß die Erzherzogin von Oestreich, daß sie auch die Königin von

Ungarn war und vornehmlich dem kriegerischen Volke der Magyaren ihre Vertheidigung anvertraute. Sie hatte sich nach Preßburg begeben, um unter dem Zurufe der Nation die Krone des heiligen Stephan auf das Haupt zu nehmen. In tiefer Trauer, mit dem Krönungsschwerte umgürtet, erschien die junge Königin den 13. Sept. 1741 vor den Magnaten, welche sie vom Throne herab in lateinischer Sprache also anredete: „Die traurige Lage unserer Angelegenheiten hat uns veranlaßt, unsere geliebten und treuen Landstände von Ungarn an den neulich erfolgten feindlichen Einbruch in Oestreich, an die Gefahren, welche dieses Reich bedrohen, zu erinnern und sie um die Mittel gegen ein solches Unglück zu ersuchen. Das Königreich Ungarn selbst, Ich, Meine Kinder und Meine Krone sind bedroht. Von allen Meinen Bundesgenossen verlassen, setze Ich Mein Vertrauen einzig und allein auf die bewährte Treue und Tapferkeit der Magyaren. In dieser dringenden Gefahr ermahne Ich Euch, die getreuen Stände des Reichs, unverzüglich Euch über die Mittel zu berathen, welche für Meine, Meiner Kinder und Meiner Krone Sicherheit die angemessensten sein dürften und sofort zur Ausführung zu schreiten. Was Mich betrifft, so können die getreuen Stände und die Nation sich Meiner Mitwirkung bei Allem, was zur Wiederherstellung allgemeiner Wohlfahrt und des alten Glanzes dieses Reichs dient, versichert halten."

Zum Ausbruche der lebhaftesten Theilnahme begeisterte die Rede der Königin. Die braven Magyaren, von denen viele in den Waffen gegen die Türken ergraut waren, legten die tapfere Faust an den krummen Säbel und riefen: **Moriamur pro rege nostro Maria Theresia** (laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben)! Mit noch größerer Begeisterung wiederholte die Versammlung denselben Aufruf, als die Königin

im folgenden Jahre in der Versammlung erschien, den am 13. März geborenen Erzherzog Joseph auf ihren Arm nahm und ihn der Nation zum Schutze empfahl. — Die Magnaten des Reichs traten zusammen, das allgemeine Landaufgebot rief Alle zu den Waffen. Friedrich erkannte sehr wohl die Gefahr, die ihm ein einziger verwüstender Einfall der Ungarn nach Schlesien bereitet haben würde; er schickte den Prinzen Dietrich von Dessau mit einigen Regimentern leichter Pferde nach Ungarn und ihm gelang es, das Landaufgebot zu zerstreuen, bevor es sich zu größeren Massen vereinigt hatte. Der Oberst Zieten streifte mit seinen Husaren bis nahe vor Wien, der König selbst war mit seiner Hauptmacht nach Mähren gezogen, belagerte Brünn, bereitete sich zu einer entscheidenden Schlacht vor und schrieb Verse. „Wir erwarten," schreibt er aus Selowitz den 20. März 1742 an Algarotti, „binnen Kurzem eine Schlacht, welche die Interessen des gesammten getheilten Europa's zum Gegenstande hat. Der Sieg wird über das Schicksal des Kaisers, über das Glück des Hauses Oestreich, über die Vertheilung unter den Verbündeten und über den Vorrang zwischen Frankreich und den Seemächten entscheiden. Der Einfluß dieser Schlacht wird von den Eisschollen Finnlands bis zu den milden Sommerlüften Neapels gespürt werden.

An diesem, für die Weltgeschichte
Unsterblich, nie vergeßnen Tag
Erfahret ihr aus unserm Schlachtberichte,
Was Muth und Liebe für den Ruhm vermag,
Wenn gegen Selbstsucht, Hochmuth, Wuth und Zwang,
Gegen Verzweiflung unser Schwert erklang.
Du, des Epirus Nebenbuhler, mährisch Feld,
Auf dir entscheidet sich die Herrschaft einer Welt!

Ihr Ströme werdet, rothgefärbt vom Blut
Der deutschen Helden, in geschwollner Fluth
Zu beiden Meeren eure Wellen tragen,
Um des Geschicks Entscheidung anzusagen.
Von Cadix zu Sibiriens Wüste,
Von Albion zu Messina's Küste
Erwarten Alle sie, erstaunt und bang,
Von unserm Arm Ruhm, oder Untergang!

In einer Krisis von solcher Wichtigkeit werden Sie, ich hoffe es, mir einige Nachlässigkeiten in meinen Versen zu gute halten. Es ist wahrhaftig nicht leicht, zu gleicher Zeit Sylben abzumessen und ein Heer, diese Maschine, die noch zusammengesetzter ist, als die Wassermaschine zu Marly, in Bewegung zu setzen. Nun muß ich Ihnen noch sagen, daß ich in einem Briefe an Sie, welchen ohne Zweifel die östreichischen Husaren aufgefangen haben, Sie bat, mir eine Arie aus der Oper Lucio Papirio zu schicken, welche mit den Worten anfängt: „all onor mio rifletti!“ (ich bedachte meine Ehre). Erlauben Sie, daß ich diese Bitte wiederhole. — Wahrscheinlich sind Sie noch in Dresden beschäftigt, Faustinen zu hören, sich mit dem Jesuiten par excellence zu unterhalten, Fastenspeisen zu essen und so gut oder schlimm es gehn will, den eifrigen Katholiken und Liebhaber zu spielen. Das eine dieser Handwerke erfordert nicht viel Feuer, das andere aber desto mehr Temperament. Ich wünsche, daß Sie in beiden Glück haben mögen, wenn Sie nur die abwesenden Freunde nicht vergessen, die gegenwärtig wie arme Teufel auf der großen Galeere der Begebenheiten von Europa rudern. Ich bin mit vieler Hochachtung Ihr Bewunderer und Freund,

Friedrich.“

Algarotti, welcher sehr wohl wußte, daß es für den König keine größere Freude gab, als Briefe von seinen literarischen Freunden in dem Feldlager zu erhalten, säumte nicht, sogleich zu antworten und seine Wünsche zu erfüllen. „Hier ist die Arie," schreibt er aus Dresden den 3. April 1742, „welche Ew. Majestät von mir verlangen und die zuverlässig die schönste der ganzen Oper ist. Sie ist edel und großartig und der Würde eines Dictators angemessen; in ihrer männlichen und kräftigen Weise ist das Bestreben ausgedrückt, den majestätischen Flug des römischen Adlers zu erreichen. Allein es hieße Wasser in das Meer gießen, wenn man Ew. Majestät etwas über Musik sagen zu können glaubte, einem Fürsten, der im Stande ist, Italien darüber den Proceß zu machen und der es versteht, der weichen, verweiblichten Flöte kräftigen und männlichen Ton einzuhauchen. — — Das laß ich mir gelten, Sire! Wahrhaftig Ew. Majestät sind, wenn es zur Schlacht gehn soll, eben so lustig und ausgelassen, als ob Sie ein Ball oder eine Oper erwartete. Man hat die Helden sehr bewundert, welche die Nacht vor einer Schlacht fest und ruhig schliefen; was ist dies im Vergleich mit Ew. Majestät, die Sie während der Vorbereitung zur Schlacht Verse, Musik, vielleicht sogar ein Tänzchen machen? — Um Gottes Willen! Sire, wollen Ew. Majestät Ihr ganzes Leben hindurch Krieg führen, beständig im Felde liegen, umgeben von Elend, die Husaren verwünschen und machen, daß diejenigen sie ebenfalls verwünschen, denen diese Bande die, von Ew. Majestät an sie gerichteten, Briefe und Befehle wegschnappt? Es giebt Augenblicke — aber ich bitte, Sire, mich mit militairischer Excommunication zu verschonen — in denen ich beinahe finde, man könnte mit gutem Grunde sagen:

Der Krieg ist nichts And'res
Als Abscheu der Erde,
Die Ehre nichts And'res,
Als Wahn und Gefährde.
Willst Du des Donnerers
Schrecknisse üben,
Thu dann vor allen es,
Gleich ihm im Lieben!

In jedem Falle, Sire, sind dies Worte, welche Ew. Majestät in Musik setzen können, um sich zu unterhalten, denn nach der Art und Weise, wie Sie es treiben, scheinen Sie mir just nicht so auszusehn, als ob Sie den Sinn derselben gut heißen. Ich selbst habe sie mit zitternder Hand geschrieben, aus Furcht, der Kriegsgott könnte mich beim Ohre zupfen. — Ich erwarte, Sire, Ihre neuen Triumphe, um davon zu sprechen, obwohl es Niemanden giebt, der seine Siege besser besingen kann, als Ew. Majestät selbst, wie jene Franzosen in der Henriade:

„Franzosen, ihr versteht zu siegen und zu singen,
Des Lorbeers Doppelkranz wird euer Haupt umschlingen."

Hierauf antwortet der König aus Chrudim vom 18. April:

„Mein theurer Algarotti,

Ihre Vermuthungen sind nicht ohne Grund, Bellona will nichts von Ihren Ansichten vom Kriege wissen; sie sagt:

Wohin, o Mars, ist dein Geschlecht entflohn?
Der Griechen Stamm, Roms tapfre Kampfgenossen,
Aus denen Heldenvölker einst entsprossen,
Entartet sehen wir den späten Sohn.

Vergleichen wir mit jenen alten Helden
Die neuen, ach! nichts Gutes giebt's zu melden.
Was finden wir in dem modernen Rom?
Nur Knabenschänder, unverschämte Narren,
Gemeine Springer mit zu hohem Sparren,
Scheinheil'ge Pfaffen in St. Peters Dom!

— — Allem Anscheine nach werden wir den Krieg so lange fortführen, bis der Feind wird Friede machen wollen. Monsieur de Broglio hat mir Berichte geschickt, denen zufolge er behauptet, daß die Feinde ihn angreifen würden, weshalb er, in Betracht seiner großen Schwäche, genöthigt sein würde, sich zurückzuziehn und den Feinden den Theil zu zeigen, den man schicklicher Weise nicht nennen darf. Ich bin ihm bis Prag entgegengekommen, wozu die Sachsen, die an Mähren keinen und an dem Kriege noch weniger Geschmack finden, mich eingeladen haben. In Mähren mußte ich nur für Vertheidigung sorgen; hier bereite ich für den Feldzug, den wir in sechs Wochen eröffnen werden, einen kräftigen Angriffskrieg vor.

Hier haben Sie eine militairische Zeitung, die ich Ihnen schreibe, um Sie über unsere Operationen zu unterrichten und damit Sie, unabhängig von dem Wiener Zeitungsblättchen, wissen, woran Sie sich zu halten haben. Die Oestreicher haben keine besondere Lust, die Wahrheit bekannt zu machen, bei den übeln Umständen, in denen Sie sich befinden, möchten sie gern sich selbst täuschen.

Sie ziehn der Wahrheit bittrer Strenge,
Die sie in schwarzen Aerger nur versenkt,
Die Täuschung vor, ein trügerisch Gepränge,
Womit ein süßer Traum sie schmeichlerisch beschenkt.

Es giebt allerdings zuweilen Irrthümer, die bei weitem süßer sind, als eine Menge von Wahrheiten; dergleichen sind z. B. die Meinung, von gewissen Personen geliebt zu werden; die Zerstreuung, welche uns zu ihnen führt und uns glauben macht, daß wir sie sehen, mit ihnen sprechen und leben; die Stärke der Einbildungskraft, welche uns angenehme Gegenstände vorführt, während wir uns, was die Umgebung betrifft, in einer afrikanischen Wüste befinden. Wir glauben süße Töne, schöne Arien zu hören, deren wir uns erinnern. Apropos! was die schönen Arien betrifft, ich habe die mir von Ihnen zugeschickte, auf die ich sehr viel gebe, erhalten. Ich bitte, wünschen Sie dem Capellmeister Hasse, der sie componirt hat, Glück dazu.

Sie könnten mir ein sehr großes Vergnügen machen, wenn Sie sich mit einem Auftrage belästigten, denselben in tiefster Verschwiegenheit mit gewohnter Geschicklichkeit verfolgen und Ihre Schleichwege gut wählen wollten, um zum Ziele zu gelangen. Sie sollen mir den Opernsänger Pinti verschaffen, dessen Stimme mich so sehr entzückt hat. Dies wird schwer halten, Sie werden auf Schwierigkeiten stoßen, eben deshalb aber wende ich mich an Sie, da ich keinen Andern kenne, der im Stande wäre, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Sie können diesem Pinti bis 4000 Thaler Jahrgehalt anbieten und den Contract abschließen nach Ihrem Gefallen.

Herbei, du, des Vergnügens muntre Schaar!
Ihr Götterkinder, seid mir heut zu Willen,
Mit Wollusthauch die Sinne zu erfüllen,
Erschließt euch, Lebenspforten, wunderbar,
Die Glut, die mir im Innern tobt, zu stillen.
Arabien sende seine Düfte

Und Ungarn sende seinen Wein,
Dann töne durch bewegte Lüfte
Bezaubernd Melodie herein.
Des Herzens zitternde Organe
Berührt allmächtigste Magie
Gleich Leda's hold betrügerischem Schwane
Umschmeichelt süß uns bald Melancholie,
Bald reißt uns in der Freude Hochgefühl
Der Wahnsinn fort zu ungemeßnem Ziel,
Dann endlich wird in sich die Seele still.
Die Sorge sinkt tief in den Staub zurück
Und wir genießen mit Entzücken
In übersel'gen Augenblicken
Der Götter unvergleichlich Glück.
Herbei, du Schaar der Lust und du, der Künste Schaar!
Baut hier euch der Unsterblichkeit Altar!

Einen noch lebhafteren Briefwechsel als mit Algarotti führte der König mit seinem Freunde Jordan, und zwar in demselben humoristischen Tone fort, den wir in dem Lager von Molwitz bereits kennen lernten.

„Ich lebe hier in Znaim, „schreibt er den 28. Febr. 1742, „von einem Tage zum andern, zuweilen sehr beschäftigt, zuweilen ohne alle Arbeit. Indessen studire ich, so oft ich Muße habe, ich lese, ich dichte, ich denke viel. Das heißt seine Maschine gut benutzen, werden Sie sagen; es ist wahr, allein ich meine, man thut wohl daran, seinem Magen etwas zu thun zu geben, da für die Verdauung nicht immer gesorgt werden kann. — — Die Häuser hier haben alle platte Dächer, wie in Italien, die Straßen sind sehr schmutzig, die Berge steil, die Weinberge häufig, die Männer albern, die Frauen häßlich,

und die jungen Esel sehr verbreitet; da haben Sie das Epigramm auf Mähren.

In diesem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief halb in Versen, halb in Prosa, wofür ich Ihnen danke, allein er ist mir nicht lang genug und Sie müssen wissen, daß ich einen großen Unterschied zwischen dicken Büchern und allerliebsten Briefen mache. Bringen Sie ganz Berlin in Ihre Verse, jede Lappalie, jedes Nichts, denn meine Neugierde ist ein unersättlicher Schlund, zumal was die politischen Urtheile betrifft, obwohl diese von dorther gewöhnlich sehr abgeschmackt sind.

Die Nachrichten, die ich so eben über den Feind erhalte, lassen mich glauben, daß wir handgemein werden dürften; dann wünsche ich, daß mich das Glück der Preußen einige Stunden, oder vielmehr einen ganzen Tag begünstigen möge, damit unsere Angelegenheit hier eben so ruhmvoll endige, als sie angefangen hat." —

(Im Quartier zu Selowitz d. 17. März 1742.)

Mein lieber Jordan! Der Unterschied zwischen den Mußestunden in Berlin und den Beschäftigungen von Sellowitz ist, daß man dort Verse, hier Gefangene macht. Ich schwöre Ihnen, daß ich zuweilen so geplagt bin, daß es mir kaum möglich war, mit jener Freiheit des Geistes zu denken, welche die Mutter der Einbildungskraft und mithin der Poesie ist. — — Meiner Treue! die Ehre, das große Rad der Begebenheiten von Europa zu drehen, ist eine sehr saure Arbeit; die weniger glänzende Lage der Unabhängigkeit, der Muße und der Einsamkeit ist, dünkt mich, viel glücklicher und ist das erwünschte Loos des Weisen in dieser Welt. Ich denke oft an Rheinsberg und an jenes freiwillige Studium, welches mich mit den Wissenschaften und Künsten vertraut machte; dennoch ist kein

Verhältniß des Lebens ohne Bitterkeit. Schon damals hatte ich meine kleinen Freuden und meine kleinen Leiden; ich schiffte damals auf kleinem Gewässer, jetzt auf der hohen See, wo eine Welle mich zu den Wolken hebt, eine zweite mich in den Abgrund stürzt und eine dritte mich noch schneller wieder zur höchsten Höhe schleudert. Diese heftigen Bewegungen sind nicht das, wonach dem Philosophen verlangt; denn was man auch sagen mag, es ist schwer, gleichgültig bei den Wechselfällen des Schicksals zu bleiben und das Gefühl aus dem menschlichen Herzen zu verbannen. Vergebens bemüht man sich gleichgültig im Glück und ungerührt im Unglück zu erscheinen; das Gesicht mag sich verstellen, allein der Mensch, das Innere, die Falten des Herzens sind nichts desto weniger bewegt. Alles, was ich für mich wünsche, ist, daß das Glück nie die Menschlichkeit und jene Tugenden, zu denen ich mich immer bekannt habe, in mir verderben möge. Ich hoffe und schmeichle mir, daß meine Freunde in mir denselben wieder finden, der ich war; zuweilen mehr beschäftigt, mit Sorgen erfüllt, unruhig, mit Arbeiten überladen, immer aber bereit, ihnen zu dienen und vor Allen zu beweisen, wie ich Sie achte und von ganzem Herzen liebe.

(Vom 19. März.)

Zu Wien da schaun's halt aus jedem Haus,
Mit Operngukern zum Dach hinaus,
Die Leute vom Hof und das andere Wesen
Wollen ihr Schicksal in den Planeten lesen.
Am Himmel ist ein Comet zu sehn!
Die Frauen neugierig auch mit gehn,
Fragen: wo ist sein Flammenstreif?
Wohin zieht er mit seinem Schweif? —

„Verschwunden ist er, mein Glück ist dahin!"
So ruft mit Thränen die Königin! —

Hieraus schließen die Politiker, daß der Untergang des Hauses Oestreich nicht mehr fern und Alles für dasselbe verloren sei.
Sicher werden wir bald eine Schlacht haben, vielleicht an dem Jahrestage von Molwitz. Ich sage dies nicht, um Euch Furcht einzujagen, sondern weil die Sache sich so verhält und nicht schief gehn kann. Ich habe größeres Fiducit, als jemals, und glaube meiner Sache so gewiß zu sein, als man es in menschlichen Dingen sein kann. — Schicken Sie mir das Buch von Boileau, Cicero's Briefe, seine philosophischen Unterhaltungen zu Tusculum und die Geschichtsbücher Cäsars. Adieu, Jordan; ich umarme Sie von ganzem Herzen. Grüßen Sie meine Freunde.

(Den 23. März.)

— — Ich habe gelesen, was Sie mit so vielem Scharfsinne über den so eben erschienenen Cometen vorhersagen. Maupertuis (der Hofastronom) hat das Fieber über diesen Cometen bekommen, den er nicht zuvor angekündigt hat und der die Dreistigkeit hatte, ohne Paß und Beglaubigungsschreiben der Astronomen anzukommen.

Nun weiß ein Jeder zu finden,
Was uns der Comet soll verkünden;
Der Eine meinet: der Frieden,
Der Andre: der Krieg sei beschieden.
Ich meine: der Himmel ist wohl gescheidter,
Ihn kümmert weder weiter
Der Herren Engländer Finesse
Noch unsere kleinen Prozesse.

Wir leben hier in Sellowitz sehr beschäftigt und philosophisch. Mit Ungeduld erwarte ich den Cicero, dessen Unterhaltung mir bei den gegenwärtigen Umständen sehr zusagt.

Das heil'ge, röm'sche Reich zumal
Mag guten Glaubens leben,
Es habe sich nach eigner Wahl
Einen neuen Kaiser gegeben.
Ob aber nun die Seine siegt,
Im Kampf die Donau unterliegt,
Das Macherlohn, ich sag' es euch,
Bezahlt das heil'ge, röm'sche Reich.

— — Adieu. Meine Complimente an alle meine Freunde und Freundinnen. Gedenken Sie der Abwesenden, schlafen Sie ruhig vor allen den Wechselfällen, denen wir Trotz bieten, lieben Sie mich immer und halten Sie sich meiner Freundschaft versichert.

(Prostnitz, den 8. April.)

Heute bin ich nicht im Stande, Dir in Versen zu schreiben, denn wir marschiren auf Gebirgswegen,

Da steht nun der Grenzpfahl, der Kuckuk darauf,
Nun weis't du, nach Böhmen geht hier unser Lauf.
Die Heil'gen heraus aus den Nischen guken,
Die Felsen und Brücken mit Nepomuken,
Die Bettler allsammt in großen Banden,
Die wir in Schaaren beisammen fanden,
Mit ihren Paternosterschnüren
Und Nasengesang uns wollen rühren.

Hier g'schieht es leicht, mein gnäd'ger Herr,
Zieht ungeleitet ihr daher,
Daß euch die grämlichen Panduren
Abnehmen Kleider, Geld und Uhren.

Auf diesen Wegen nun marschirt der größte Theil unserer Armee, um sich mit dem Fürsten von Anhalt und Prinzen Leopold bei Parduwitz zu vereinigen.

Nicht fern von jenem Orte kehr' ich ein,
Wo einstens residirte Wallenstein,
Nicht weit von dem berühmten Feld,
Wo Ziska einst, der Böhmen größter Held,
Die Feinde schlug, die mit ihm um die Wette
Die Erde rings gemacht zum Todtenbette.

Hier haben Sie Verse, die mir, ich weiß selbst nicht wie, in die Feder gekommen sind und die Sie, ich glaube es wohl, sehr schlecht finden werden. — — Nicht ein Jeder, der es zu sein wünscht, ist ein Liebling des Musengottes, man muß ihm unausgesetzt aufwarten, ein heitres Gesicht und ein gewisses, ich weiß selbst nicht Was, nach Apollo's Geschmack mitbringen. Adieu, mein Lieber. Ich habe nicht Zeit, Ihnen andere Armseligkeiten zu schreiben.

(Leitomischel, den 15. April 1742.)

— — Willst du, daß meine Muse singe,
Wie ich mein Wanderleben hier vollbringe?

Bald gebraten, bald erfroren,
Bald auf der Höh', bald in der Tiefe verloren,
Bald schwimmend flott im Ueberfluß,
Bald unfreiwill'ger Magenschluß.

Viel Ungemach und selten satt,
Doch nie verdrießlich und nie matt.
Wie immer dann das Loos mir fällt,
Veracht' ich stets die Thorheit dieser Welt.
Einfach in meinen Sitten, meinem Leben,
Hab' ich der Freude lieber mich ergeben,
Als jenem melanchol'schen Wahn,
Der niemals unserm Geiste sollte nahn,
Bei dessen Gifthauch jede Freude stirbt,
Der uns des Lebens schönsten Tag verdirbt.

Wenn Sie Alles rosenfarben sehen würden, wären Sie der glücklichste und zugleich der liebenswürdigste Sterbliche, welchen Gott geschaffen hat; allein da es nichts Vollkommenes in dieser Welt giebt, so sind Sie nur der Liebenswürdigste. Ich bitte, beruhigen Sie Ihren Geist über das Schicksal Europa's. Wenn man die Unglücksfälle eines jeden Einzelnen sich zu Herzen nehmen wollte, so wäre das ganze menschliche Leben nichts weiter, als ein Gewebe von Kümmernissen. Ueberlassen Sie die Sorge, die Spindel abzuhaspeln, einem Jeden, so gut er vermag und beschränken Sie sich auf die Theilnahme an dem Schicksale Ihrer Freunde, d. h. einer kleinen Anzahl von Personen. Dies ist auf Ehre Alles, was man von einem guten Bürger verlangen kann, denn sonst würde unser Gehirn nicht genug Feuchtigkeit für die Thränen, die wir zu vergießen hätten, absondern. — — Ich habe Ihnen von einem Orte, wo nichts passirt, nichts zu melden, außer daß von unsern Soldaten ein jeder ein Cäsar ist und daß ich Sie immer liebe, wie Sie eben sind, krank, melancholisch, lustig, gesund, — gleichviel. Adieu. —

(Chrudim, den 21. April 1742.)

— — Jede nur mögliche Ehre muß Ihre Stirn bekränzen. Diese von Ihrem Muthe unzertrennliche Klugheit ist nicht eine der geringsten Eigenschaften, welche man an Ihnen bewundern muß. — — Sie wissen sehr wohl, daß man nie braver sein kann, als wenn uns unsre Vorsicht nur aus Nothwendigkeit, oder aus Gründen Gefahren aussetzt. Da Sie nun ungemein vorsichtig sind, werden Sie sich nie in Gefahr begeben, woraus ich den Schluß ziehe, daß wenige Helden Ihnen an Tapferkeit gleich kommen. Ihr Muth besitzt seine Jungfrauschaft noch und da alle neue Sachen besser sind, als die abgetragenen, so folgt daraus, daß Ihr Muth etwas ganz Außerordentliches sein muß. Er ist eine Blume, die sich eben entfalten will, die noch nicht von der Sonnenhitze, nicht von den Nordwinden gelitten hat, er ist ein so achtungswerthes Wesen, daß die Metaphysik ihn untersuchen und die Marquise du Chatelet eine Abhandlung darüber schreiben müßte. Es fehlt Ihnen nichts, als ein weißer Federhut, um die Ufer Ihrer Kühnheit zu beschatten, ein langes Rappier, große Sporen, eine etwas weniger heisere Stimme und mein Held wäre fertig. Ich mache Ihnen mein Compliment darüber, göttlicher und heroischer Jordan, und ich ersuche Sie, von der Höhe Ihres Ruhmes einige huldreiche Blicke auf Ihre Freunde zu werfen, welche hier in dem Kothe von Böhmen mit der übrigen Menschenheerde herumkriechen. — — Meine Gesinnungen gegen Dich kennst Du*). —

---

*) Man glaubt in der That den Prinzen Heinrich sich mit Falstaff unterhalten zu hören, so echt Shakespearisch ist dieser Humor des Königs.

(Chrudim, den 5. Mai.)

Doctissime doctor Jordane! Ich bitte, flehe, rufe, schreie um Neuigkeiten von Berlin und Sie sind so grausam, sie mir zu verweigern. Ich erhalte nichts weiter von Ihnen, als Zeitungen vom Pindus und Orakel des Apollo. Ihre Verse sind allerliebst, allein ich verlange Neuigkeiten. Schreiben Sie mir also, was für Wetter in Berlin ist, was man thut, was man spricht und wenn alle Quellen erschöpft sind, dann sprechen Sie wenigstens von dem metallnen Roß auf der langen Brücke und von dem Reiter darauf.

> Von jenem Helden, hoch zu Roß,
> Zu dessen Füßen sich der Sklaven Troß
> In ehrne Ketten schmiegte.
> Er war es, der der Schweden Schaaren,
> Die Gothen, diese nordischen Barbaren,
> Mit tapfrem Arm besiegte.

Unterhalten Sie mich mit allen Kleinigkeiten nach Ihrem Belieben, wenn sich nur das, was Sie mir schreiben, auf mein Vaterland bezieht und haben Sie die Güte, sich mehr in das Einzelne einzulassen. — Sie verstehn sich so gut auf Satyre, schreiben Sie ein satyrisches Tagebuch; gestatten Sie den Abwesenden über irgend ein närrisches Original, die Berlin im Ueberflusse liefert, zu scherzen und zu lachen, zeichnen Sie die Hauptzüge scharf und bedenken Sie, daß, wenn man gelesen sein will, um zu gefallen,

> Der Styl des Doctors nicht genügt allein,
> Man schreibe einfach, elegant und fein
> Und misch' ein wenig Spott mit ein.

— — Mir bleibt nichts übrig, als auf der Heerstraße der Gewohnheit mechanisch fortzukriechen und dem Beispiele unseres guten und lächerlichen Menschengeschlechts en gros zu folgen, welches, ohne eine besondere Absicht zu haben, bald aus Langerweile, bald aus Gefälligkeit, kein gutes Haar an seinem Nächsten läßt, was in der That nicht christlich ist. Allein wir Anderen sind auch nicht zu sehr darauf versessen, es zu sein und gewöhnlich hält man dafür, es sei besser, einen guten Witz zu machen, als ein frommer Bruder in Jesu Christo zu sein. Wenn man Krieg führt, vergißt man ein wenig jene brüderliche Zärtlichkeit.

Talpatschen und Pandurenbanden,
Die uns umschwärmen Tag für Tag,
Des Satans Höllenabgesandten
Ich just nicht meine Brüder nennen mag;
Von Affen wurden sie gezeugt,
Und von den Bären groß gesäugt. —

Wie können Sie verlangen, daß man die Menschheit in Geschöpfen ehren soll, welche nur sehr leise Spuren davon haben. Ich glaube, daß eine Aehnlichkeit der Sitten die Menschen mehr verbindet, als der gleiche Körperbau. Unsern Feinden streite ich Beides ab und nun sage mir Einer, daß ich sie lieben soll!

(Chrudim, den 11. Mai.)

Lieber Jordan!

Mein Kopf ist mir so wüst von einem Chaos von Geschäften, welches mit einem Mal über mich gekommen, daß ich um Pardon bitte, wenn ich mich kurz fasse. Ich bin so beschäftiget, habe so viel zu überlegen, zu schreiben, so viel Befehle auszufer-

tigen, daß es mir unmöglich ist, Dir viel Vernünftiges zu schreiben. Alles, was ich Dir melden kann, ist, daß wir den 13. in das Lager rücken, daß die Oestreicher gegen uns marschiren und daß, wenn kein Wunder geschieht, ich sicher vor Ende Octobers oder Anfang Novembers nicht nach Berlin zurückkehren kann. Adieu. Ich empfehle Dich der Philosophie und dem Gotte der Gesundheit zur Obhut." —

Zehntes Capitel.

Die Schlacht von Chotusitz den 17. Mai 1742.

Der Feldprediger Segebarth. — Friedensschluß in Berlin den 28. Juli 1742. — Ein Cardinal in Paris und ein Lord nennen Friedrich den Schiedsrichter Europas. — Die medicinische Mörderfacultät. —

An demselben Schreibtische, an welchem der König so eben noch die heitersten Briefe an seine Freunde schreibt, von denen er sich Cicero's philosophische Gespräche und italienische Arien ausbittet, dictirt er jetzt die Befehle zur Schlacht. Die Flöte verstummt vor dem Donner der Kanonen. Wir folgen wieder des Königs eigner Erzählung.

„Das Heer des Königs in Böhmen war in drei Divisionen getheilt, sechszehn Bataillons und zwanzig Schwadronen standen in der Gegend von Leitomischel und ein Corps von gleicher Stärke bei Kuttenberg. Die Festung Glatz hatte sich den 15. April den Preußen ergeben und General Derschau führte dem Könige von dort acht Bataillons und dreißig Schwadronen Verstärkung zu.

Den Oberbefehl über das östreichische Heer in Mähren (40,000 Mann stark), hatte der Herzog Carl von Lothringen erhalten, neben ihm commandirte der Feldmarschall Königseck. Ihre Absicht war, Prag wieder zu erobern und die Feinde aus Böhmen zu vertreiben. Bei dem Abmarsch der Oestreicher blieb dem Könige die Wahl, entweder sich hinter die Elbe zurückzuziehn, oder dem Herzoge von Lothringen entgegen zu gehn und ihm eine Schlacht zu liefern. Dieser letztere Entschluß erhielt den Vorzug, nicht allein, weil er der rühmlichere, sondern zugleich auch der nützlichere war, da er den Frieden schneller herbeiführen mußte, denn die Unterhandlungen verlangten jetzt etwas Entscheidendes.

Das Heer des Königs versammelte sich bei Chrudim den 13. Mai, der König war den ganzen Tag zu Pferd, fast immer bei dem Vortrab, um die Gegend und Stellung der Feinde genau kennen zu lernen. Am 16. traf der König in Kuttenberg ein, ließ den rechten Flügel seines Heeres bei Tschaslau, den linken bei dem Dorfe Chotusitz lagern. — Alles dieß bereitete die Schlacht vor. Der König brach den 17. Mai des Morgens 4 Uhr auf, um sich mit dem Fürsten Leopold zu vereinigen. Als man auf die Anhöhen von Neuhof kam, sah man die ganze östreichische Armee, welche in der Nacht Tschaslau erreicht hatte und jetzt in vier Colonnen heranrückte, um die Preußen anzugreifen. Der König ertheilte dem Feldmarschall

Buddenbrock und dem Erbprinzen Leopold von Dessau die Befehle zur Aufstellung der Schlachtordnung in drei Treffen; für die Deckung der Flügel trug er besondere Sorge, „denn die Preußen hatten in der Schlacht von Molwitz gelernt, wie wichtig es ist, die Seiten gut zu decken.“ Zweiundachtzig Stücke preußisches Geschütz eröffneten die Schlacht. Der Feldmarschall Buddenbrock machte hierauf einen so stürmischen Angriff mit seiner Reiterei, daß er Alles vor sich nieder warf; doch verhinderte ihn der ungeheure Staub, den errungenen Vortheil vollständig zu benutzen. — Von unserm linken Flügel drangen die Cavallerieregimenter Prinz von Preußen, von Waldow und von Bredow unaufhaltsam vor und hieben die ungarischen Infanterieregimenter Palfi und Veteeß in die Pfanne; sie drangen bis zur östreichischen Reserve vor und kehrten dann mit Ruhm bedeckt zum Heere zurück. Der östreichische General hatte das Dorf Chotusitz in Brand stecken lassen, dessen Flammen jetzt wie eine Scheidewand zwischen beiden Armeen aufloderten. Allein dies hinderte den Feind nicht, den linken Flügel der Preußen auf der rechten Seite des Dorfes anzugreifen. Ein Regiment ungarischer Infanterie wollte mit dem Säbel in der Faust eindringen, allein dieser Versuch mißlang so sehr, daß Soldaten und Officiere vor den preußischen Bataillonen an der Erde in Reihe und Glied lagen, als ob sie das Gewehr gestreckt hätten; so fürchterlich ist jetzt das Feuergewehr, wenn es gut gebraucht wird. (Die Einführung eiserner Ladestöcke gab damals der preußischen Infanterie dieselbe Ueberlegenheit, welche sie gegenwärtig durch die Einführung der Zündhütchen erhalten würde.) Diesen Augenblick benutzte der König, um schnell die linke Seite der Oestreicher anzugreifen. Diese Bewegung entschied den Sieg; die Feinde warfen sich auf ihren rechten Flügel zurück, sie fanden sich

auf ein Feld eingeschlossen, wo sie nicht fechten konnten. Die Verwirrung ward allgemein. Das ganze Feld ward mit Flüchtlingen bedeckt. Der Feldmarschall Buddenbrock verfolgte die Oestreicher lebhaft auf ihrer aufgelößten Flucht; mit vierzig Schwadronen und zehn Bataillonen setzte er ihnen bis eine Meile vom Schlachtfelde nach." — Die Siegeszeichen der Preußen bestanden in achtzehn erbeuteten Kanonen und zwei Fahnen; man würde noch mehr Standarten erbeutet haben, wenn die Oestreicher diese nicht sämmtlich aus Vorsicht zurückgelassen hätten. Der Feind verlohr 1000 Gefangene und 5600 Todte und Verwundete; die Preußen hatten 3500 Todte und Verwundete. Die Schlacht hatte nicht länger als drei Stunden gewährt; Böhmen war wieder in der Gewalt der Verbündeten, Schlesien gegen jeden Angriff sicher gestellt. Der König verließ das Schlachtfeld, auf welchem er den Erbprinzen L e o p o l d M a x v o n A n h a l t - D e s s a u zum Generalfeldmarschall ernannte, nicht eher, als bis er die nöthigen Anstalten für die Verwundeten ausgeführt sah. Auf dem Schlachtfelde selbst kaufte er einige Morgen Landes zu einem Begräbnißplatze für die Gebliebenen, denen er, ob Freund oder Feind, hier eine friedliche Ruhestätte bereiten ließ. Der Platz wurde eingezäunt und durfte fünfundzwanzig Jahre nicht vom Pfluge berührt werden. Nach Ablauf dieser Zeit sollte er den frühern Eigenthümern zurückgegeben werden. Unter einer dreifachen Salve der Sieger ward der Begräbnißplatz eingeweiht, wobei der tapfre Feldprediger Segebarth, welcher in der Schlacht selbst mitgefochten, angemessene Worte sprach.

Der brave Feldprediger giebt über seine Theilnahme an der Schlacht seinem Freunde, dem Professor Michaelis in Halle, folgende Nachricht: „In dieser Action habe auch ich mich für meine Person etwas exponirt, wenigstens so viel, als man im-

mer von einem Meinesgleichen verlangen kann. Die Sache ist bei dem Könige, der Generalität, ja der ganzen Armee bekannt worden, und man redete in den ersten Tagen selten von dem Siege, den uns Gott gegeben, daß man nicht auch meiner gedacht hätte. Wenn ich ein Narr wäre, so hätte mein Hochmuth die beste Gelegenheit gehabt, sich aufzublähen. Der König hat mir durch den Erbprinzen von Dessau, bei dessen Regimente ich stehe, ein sehr gnädiges Compliment machen lassen und mich versichert, ich solle die beste Pfarrstelle in seinem Lande haben und der Prinz setzte hinzu: wo das nicht geschehe, so wollte er mir die beste in seinem Lande geben, denn ich hätte nicht nur in der Bataille als ein Prediger, sondern auch wie ein braver Mann gethan. Soll ich Ihnen sagen, worin diese Bravour bestanden, so will ich Ihnen mit Folgendem dienen

Erstens war ich bei der Action, und zwar an dem Orte, wo es am hitzigsten, ja so hitzig, als es in der Welt nur möglich ist, zuging, hinter meinem Regimente geblieben, wo die Kanonen- und Musketenkugeln über meinen Kopf wegregneten.

Zweitens: als unser Regiment sich retirirte und zum Theil mit der feindlichen Cavallerie und Grenadieren vermischt war, ging ich hin, redete den Officieren und Soldaten recht beweglich und ernstlich zu, daß sie sich halten und fassen sollten. Einige schrieen mich gleich an mit einem lauten: Ja! und waren bereitwillig, und der Prinz von Dessau selbst sagte in Gegenwart aller Prinzen, als ich ihn den Tag nach der Bataille vor dem Hauptquartiere sprach, mit vieler Grazie: ich hätte Vieles dazu beigetragen. Als ich dieses that, flogen mir die Kugeln um den Kopf, so dicke, als ob man in einem Schwarme sausender Mücken stände; doch hat mich, Gott Lob! keine verletzt, auch ist mein Rock ganz geblieben. Ein feindlicher Soldat

hat mein Pferd in diesem Lärmen mit dem Bajonet todtstechen wollen, aber einer der Unsern hat es abgewendet; doch meine Lebhaftigkeit trieb mich damals zu noch Mehrerem.

Drittens sah ich einige Escadrons Cavallerie, die in Confusion waren, vom linken Flügel; ich trachtete sie in Ordnung zu bringen und wir attakirten auf die feindliche Cavallerie und trieben sie zurück. Ich war so dreist, daß ich mich an die Generale und Obersten heran machte, sie bei der Hand faßte und sie im Namen Gottes und des Königs ermahnte, ihre Leute wieder zu sammeln. Da dieses geschehen, so ritt ich hin und wieder durch die Glieder und trieb die Leute dahin, daß sie sich wieder zu setzen anfingen. Ich wundre mich nur, daß die großen, schweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht zertreten haben; aber es schien Alles vor mir auszuweichen und mir Platz zu machen.

Viertens sammmelte ich nochmals einen großen Haufen fliehender Cavallerie wohl eine Viertelmeile von dem Wahlplatze, welches mir wohl große Mühe machte, aber doch endlich gelang und führte sie bis zur Wahlstatt zurück. Diese Cavallerie, die ich gesammelt und die sogleich auf meine Vorstellung zu attakiren anfing, ist über sechs Escadrons stark gewesen. Gott sei gelobt, der mir David's Sinn und Muth gegeben. Mich deucht nicht, etwas gethan zu haben, was meinem Amte unanständig wäre. Hab' ich etwas zuviel gethan, so hab' ich es Gott und dem Könige gethan."

Noch von dem Schlachtfelde den 17. Mai, schrieb der König seinem Freunde Jordan nach Berlin:

Lieber Jordan!

Ich melde Dir sehr vergnüglich, daß wir den Feind tüchtig geschlagen haben. Wir befinden uns Alle wohl. Der

arme Rothenburg ist am Arm und der Brust verwundet, jedoch ohne Gefahr, wie man glaubt. Adieu. Du wirst Dich, glaube ich, über die gute Nachricht, die ich Dir melde, freuen. An Kaiserling meinen Gruß. Dein

Friedrich.

Das Heer bezog ein Lager bei Zlep und hier ließ der König den Truppen den 20. Mai folgenden Tagesbefehl bekannt machen:

„Weilen Seine Majestät die größte Ursache von der Welt haben, mit ihren braven und unüberwindlichen Truppen zufrieden zu sein und da Sie gerne diejenigen, welche Ihnen so gut und ehrlich dienen, auf alle Art und Weise durch Avantcements und Recompense zu belohnen suchen, um Ihnen auch ihre particuläre Obligation davor zu zeigen: so lassen Sie durchgehends allen Ihren Officiers von der Infanterie und Cavallerie vor ihre rechtschaffene Dienste, so sie Höchstderoselben anjetzo und bei voriger Bataille geleistet haben, auf das allergnädigste danken, und soll denen gemeinen Soldaten sowohl von der Infanterie, als Cavallerie auch gesagt werden, daß Seine Majestät vollkommen mit Ihnen zufrieden wären.“ —

Aus dem Feldlager schreibt er an demselben Tage an Jordan:

— — „Bis jetzt hatte ich noch nicht Seelenruhe genug, um wieder Verse zu machen, ich habe unaufhörlich zu thun, die Geschäfte drängen. Adieu, mein Freund. Mach doch, daß der dicke Knobelsdorf mir schreibt, wie sich Charlottenburg, mein Opernhaus, meine Gärten befinden; ich bin darin ein Kind; es sind meine Puppen, mit denen ich spiele. Meine Complimente an die gute Monbail (Tochter seiner Gouvernante,

der Frau von Rocoulles), an das Strudelköpfchen (Frau von Morrini, geb. von Marwitz) und an die kleine Tettau." —

(Ebendaselbst einige Tage später.)

— — „So wäre denn Dein Freund binnen dreizehn Monaten zum zweiten Male Sieger. Wer hätte es vor einigen Jahren geglaubt, daß der Schüler Jordan's in der Philosophie, Cicero's in der Redekunst, Bayle's im Denken, in der Welt eine militairische Rolle spielen würde? Wer hätte geglaubt, daß die Vorsehung einen Poeten ausersehen habe, das europäische Staatensystem umzuwerfen und die politischen Berechnungen der regierenden Könige gänzlich zu verändern? Es gehen viele Dinge in der Welt vor, von denen es schwer hält, den Grund anzugeben und diese Begebenheit können wir ganz dreist dazu rechnen. Sie ist ein Comet, welcher die gewöhnliche Bahn durchschneidet und sich nach einer ganz anderen Richtung hin bewegt, als alle anderen Planeten.

Mit Ungeduld erwarte ich Neuigkeiten von Dir, schreib mir recht viel von meinen neuen Bauten, von Möbeln, von Tänzern. Dabei ruhe ich mich aus und erhole mich von meinen Beschäftigungen, die alle von solcher Wichtigkeit sind, daß sie Anstrengung und Ernst erfordern.

Ich lese so viel ich kann und versichre Dich, daß ich in meinem Zelte ein eben so großer Philosoph, wie Seneca bin, oder vielleicht ein noch größerer.

Wann werden wir uns unter den schönen und friedlichen Buchen von Rheinsberg wieder sehn, oder unter den schönen Linden von Charlottenburg? Wann werden wir nach unserm Gefallen über die Lächerlichkeiten der Welt und über die Nichtigkeit unseres Zustandes philosophiren? Ich erwarte diese glücklichen Augenblicke mit großer Ungeduld und das um so mehr,

da man, wenn man in der Welt Alles versucht hat, endlich wieder zum Bessern zurückkehrt. Adieu, lieber Jordan. Vergiß nicht Deinen Freund und halte mich in Deinem Herzen mit derselben Treue fest, wie Orest den Pylades."

Aus Jordan's Antworten theilen wir Folgendes mit:

Berlin, den 22. Mai 1742.

Ich wünsche Ew. Majestät zu dem Siege über Ihre Feinde Glück. Die Preußen sind dazu geschaffen, zu siegen, wie die Oestreicher dazu, geschlagen zu werden. Noch nie machte ein Fürst einen so glorreichen Feldzug. Ew. Majestät können sich nicht vorstellen, welche allgemeine Freude dies allen Ihren Unterthanen verursacht. Ich für meinen Theil lief, sobald die Nachricht hier ankam, sogleich hinaus, um sie zu erzählen, damit sie desto schneller bekannt würde. Ich hielt Leute im Wagen an, um sie ihnen mitzutheilen, ich redete die Vorübergehenden an, damit sie an meiner Freude Theil nehmen sollten. Das Strudelköpfchen fand ich in übermäßiger Freude. „Das heiß ich mir noch einen König!" rief sie mir zu, als ich in ihr Zimmer trat. — Ew. Majestät müssen sich nicht wundern, daß mein Brief so unordentlich geschrieben ist; die Freude hat sich meiner Vernunft bemächtiget und es ist mit ihr, wie mit einem Champagnerrausche, der fröhliche Ideen in den Geist bringt. — — Man hat ein Lied gemacht, das jetzt in Paris gesungen wird und den Leichtsinn der Franzosen sehr stark bezeichnet.

Auf seiner Eminenz hochweisen Rath allein
Schränkt Ludwig seinen Aufwand ein
Und meint, geheilt sei aller Schaden.
Der Rath war schlecht in jedem Fall;

Behalt die Pferde ja in deinem Stall,
Doch deine Esel, Herr, entlaß in Gnaden!

Ich habe die Ehre u. s. w.

(Den 27. Mai.)

— — Man sieht diese Schlacht als entscheidend an und sie ist für Ew. Majestät um so ruhmvoller, da weder Frankreich noch Sachsen daran Theil haben. Die Preußen allein haben bis jetzt mit Ruhm die ganze Last des Krieges getragen und Alles auf den Punkt gebracht, auf welchem es jetzt steht. Wenn Frieden wird, so verdankt ihn Europa ganz allein Ew. Majestät. Indeß Ew. Majestät Schlachten gewinnen, singt man in Frankreich, tanzt in Moskau, flucht in London und krämert in Holland."

Dem Könige lag jetzt Alles daran, mit der Königin von Ungarn einen ehrenvollen Frieden zu schließen, er hatte hinreichende Veranlassung, der Redlichkeit des französischen Cabinets zu mißtrauen. Durch seinen Gesandten in Petersburg hatte er erfahren, daß Frankreich der russischen Kaiserin als das sicherste Mittel sich mit Schweden auszusöhnen, gerathen habe, dieser Macht den Theil, welchen Preußen von Pommern besitze, zu verschaffen. Zu gleicher Zeit erklärte der Cardinal Tencin im Auftrage des Cardinals Fleury dem Papste, er habe nicht nöthig über das Emporkommen Preußens in Sorge zu sein; Frankreich werde zu seiner Zeit schon Ordnung hierin zu halten wissen und diese Ketzer wieder erniedrigen, wie es sie erhöht habe. Auch in Wien unterhielt Frankreich geheime Unterhändler, während seine Generale unthätig in Böhmen standen. Der König hatte seinen Schatz, bis auf 150,000 Thaler, gänzlich erschöpft; er hatte sich sogar bereits genöthigt gesehen, Kostbarkeiten zu Gelde zu machen. „Hülfe durch Anleihen,"

sagt Friedrich selbst, „gab es nicht, und auch sonst keines der Mittel, zu denen in solchen Fällen Fürsten ihre Zuflucht nehmen, in deren Ländern Reichthum und Ueberfluß herrschen." Diese Gründe zusammengenommen bestimmten den König, dem Grafen Podewils, der sich damals in Breslau befand, Vollmachten ausfertigen zu lassen, die ihn in den Stand setzten, den Frieden mit Lord Hindfort, welcher hierzu von dem Wiener Hofe bevollmächtigt war, abzuschließen.

Die heitre Mißstimmung, in welcher sich Friedrich gegen das Cabinet von Versailles befand, lernen wir vornehmlich aus den Briefen kennen, welche er in dieser Zeit an seine Freunde schreibt.

An Jordan.

(Aus dem Lager bei Kuttenberg den 7. Juni 1742.)

Unsere verwünschten Franzosen verderben Alles, während ich Alles gut mache. Da haben nun der neugewählte Kaiser und der König von Frankreich mit vieler Sorgfalt zwei Strohköpfe (Belle-Isle und Broglio) ausgewählt, welche in Baiern commandiren sollen und den östreichischen General Khevenhüller vor ihren Augen die Donau passiren lassen. Es wäre gar nicht möglich, alle Fehler zu zählen, welche diese Generale gemacht haben. Was wird die Folge davon sein? Alle Last des Krieges wird auf mich fallen. Ein schöner Trost, Eroberungen für Andere zu machen. — — Welche Verwirrung! Jetzt ist der kritische Zeitpunkt in diesem Jahr, binnen vierzehn Tagen wird die Scene der Begebenheiten mehr Licht erhalten.

„Unterdessen schreiben Sie mir, was man von unserer Schlacht sagt, ob sie großen Lärm in der Welt macht? ob das Volk Antheil daran nimmt? ob man glaubt, daß die Armee im Stande sei, meine Feinde zu schlagen? ob man glaubt, daß

ich mich auf den Krieg verstehe? mit einem Worte, Alles, was sich darauf bezieht.

Schreiben Sie mir recht viel von Charlottenburg, vom Park, vom Opernhause und recht weitläuftige Beschreibungen bitte ich mir aus, um mich mit diesen angenehmen Dingen recht lange zu unterhalten.

Gott weiß, wann ich Sie wieder in jenen schönen Einsamkeiten unterhalten und fern von dem Lärme der Welt und diesem Getreibe vernünftig zu Ihnen sprechen kann. Ich fürchte sehr, daß diese ersehnte Zeit noch entfernter ist, als man glaubt. Unterdessen lese ich und denke viel; mein Zelt gleicht noch vielmehr der Wohnung eines Philosophen, als jenes lächerliche Faß des Diogenes, oder Leibnitzen's unanständiges Stübchen. — Vielleicht werden Sie mich vernünftiger als je vorher finden, es fragt sich nur, ob ich auch besser geworden bin, das ist eine Sache für sich. —

Ich bitte dringend, verschaffen Sie mir ein gutes Fernglas, wodurch ich die Gegenstände von weitem entdecken kann, ohngefähr nach Ihrem Auge.

Adieu, glücklicher Jordan. Vergiß nicht den armen Ixion, der wie ein Galeerensclave an dem Rade der Begebenheiten von Europa dreht und sei versichert, daß ich Dir eine Freundschaft widme, die nur mit meinem Leben endet." —

Lord Hindfort, dem die Königin von Ungarn die nöthige Vollmacht ertheilt hatte, unterzeichnete bereits den 11. Juni 1742 mit dem Grafen Podewils den vorläufigen Friedenstractat, welchem der König nach seiner, unter dem Jubel des Volkes den 12. Juli erfolgten, Rückkehr nach Berlin den 28. Juli seine Genehmigung ertheilte, weshalb er den Namen des Berliner Friedens erhielt.

Der Berliner Friede*),
den 28. Juli 1742.

„Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oestreich u. s. w., überläßt mit völliger Souverainetät und Unabhängigkeit von der Krone Böhmen und ihrer Lehnsherrlichkeit an Friedrich II., König in Preußen, Kurfürsten von Brandenburg rc. und dessen Erben, das Herzogthum Ober- und Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz und dem mährischen District Katscher; sie behält von Schlesien das Fürstenthum Teschen, den jenseits der Oppa gelegenen Antheil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf und den südlichen Theil vom Fürstenthum Neisse. — Der König von Preußen entsagt dagegen für sich und seine Erben allen alten und neuen Ansprüchen an die Königin von Ungarn. Allen Einwohnern werden ihre Privilegien und Gerechtsame zugesichert, die katholische Religion soll in ihrer gegenwärtigen Verfassung bleiben; in der Grafschaft Glatz behält der Erzbischof von Prag, in Pleß und Beuthen der Bischof von Krakau, in Troppau und Katscher der Bischof von Olmütz die geistliche Gerichtsbarkeit; das übrige katholische Schlesien gehört zu dem Sprengel des Erzbischofs von Breslau. Die Protestanten erhalten vollkommene Gewissensfreiheit und gleiche Rechte mit den katholischen Unterthanen.

Der König übernimmt das auf Schlesien versicherte Darlehn der englischen Kaufleute von 1,700,000 Thlr. vom Jahr 1735. Ueber ein Darlehn holländischer Handelshäuser von 4,800,000

---

*) Gewöhnlicher der Breslauer Friede genannt, weil die vorläufigen Unterhandlungen in Breslau abgeschlossen wurden.

Gulden von den Jahren 1734 und 1737 sollen besondere Bestimmungen festgesetzt werden."

Der König Georg II. von England übernahm durch eine Urkunde vom 24. Juni die Bürgschaft dieses Friedens, in welchem außer ihm auch noch die Kaiserin Elisabeth von Rußland, der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel mit eingeschlossen wurden. Ein Gränzvertrag der am 6. Dec. zu Ratibor abgeschlossen wurde, stellte die Gränzen noch genauer fest. Friedrich erhielt 642 geographische Geviertemeilen mit 1,700,000 Einwohnern.

Obwohl Lord Hindfort Bevollmächtigter der Königin von Ungarn war, so war er doch zugleich ein so großer Verehrer Friedrich's, daß er sich von ihm die Ehre ausbat, den preußischen Adler in sein Wappen aufnehmen zu dürfen, was ihm der König gern bewilligte und das Wort: „ex bene merito“ (wohlverdient) hinzufügte.

„So wurde Schlesien," — schreibt Friedrich — „mit den preußischen Staaten vereiniget; zwei Feldzüge genügten zur Eroberung dieser wichtigen Provinz. Vor Allen trugen zu dieser Eroberung ein Heer bei, welches während zweiundzwanzig Jahren durch eine bewundernswerthe Mannszucht gebildet worden und allen andern Heeren Europa's überlegen war; ferner Generale, die in Wahrheit patriotische Bürger, Minister, welche erfahren und unbestechlich waren, und endlich ein gewisses Glück, welches die Jugend oft begleitet und das Alter verläßt. Wäre diese große Unternehmung mißlungen, würde man den König für einen Fürsten ohne Ueberlegung erklärt haben, der etwas gewagt, dem er nicht gewachsen gewesen sei; der günstige Erfolg machte, daß man ihn für einen Glücklichen hielt. In der That, das Glück allein entscheidet über den Ruf; wer von ihm begünstigt wird, erhält Beifall, wen es verläßt, Tadel."

Mit seinen Verbündeten, den Franzosen, Baiern und Sachsen hatte Friedrich gegründete Ursache unzufrieden zu sein. Nach der Schlacht von Chotusitz schrieb er den 19. Mai 1742 an den französischen Gesandten Valori einen heftigen Brief, in welchem er sagte: „Ich habe Wort gehalten und habe gegenwärtig keine Verpflichtungen mehr gegen Euch und gegen die Herren Sachsen, die nicht einmal bei der Schlacht zugegen waren." Mündlich äußerte er sich gegen Valori: was denn eigentlich die Franzosen in Westphalen suchten, da sie doch früher erklärt hätten, nicht länger als bis zur Entscheidung der Kaiserwahl zu bleiben? „Wahrscheinlich," fügte er hinzu, „wollen die Franzosen die Herren in Deutschland spielen; ich aber bin ein deutscher Fürst und werde dieß nie zugeben." Mehr in den Formen diplomatischer Höflichkeit hielt sich der König in dem Schreiben vom 10. Juni, in welchem er dem Minister-Cardinal Fleury in Paris den bevorstehenden Abschluß des Friedens ankündigte. Nachdem er alle Fehler, welche der Marschall Broglio begangen, aufgezählt, über die Unthätigkeit und den bösen Willen des Dresdner Hofes sich beklagt hat, fügt er die Versicherung hinzu, daß er niemals die von ihm unterschriebene Entsagung auf die Herzogthümer Jülich und Berg widerrufen und eher seine Waffen gegen sich selbst, als gegen Frankreich brauchen werde. Der Cardinal erkennt in seinem Antwortschreiben vom 20. Juni an, daß der Marschall Broglio große Fehler begangen habe, und zeigt dem Könige an, daß der Marschall von Belle-Isle mit den nöthigen Vollmachten versehen worden sei, um Alles zu unterschreiben, was der König beschlossen habe. — „Ich kenne zu wohl," schreibt der Cardinal, „Ew. Majestät Treue und Edelmuth, um dem geringsten Verdachte Raum zu geben, als könnten Sie Ihre Zustimmung dazu ertheilen, uns aufzugeben. Ew. Majestät

werden der Schiedsrichter Europa's werden und dies ist die glorreichste Rolle, welche Sie jemals übernehmen können. Führen Sie dieselbe so durch, Sire, daß Sie dabei Ihre Verbündeten und den Vortheil des neuerwählten Kaisers möglichst schonen."

Das Bündniß mit Frankreich lösete sich gänzlich, der König schloß den 29. Nov. 1742 ein Freundschafts- und Vertheidigungsbündniß mit dem Könige von England, dessen erster Minister Walpole die gewichtvollen Worte aussprach: „daß der König von Preußen gegenwärtig die Waagschale Europa's in seinen Händen halte." —

Früher noch und mit größerem Behagen, als den europäischen Höfen, theilt Friedrich die Nachricht von dem Frieden seinem Freunde Jordan mit.

(Aus dem Lager zu Kuttenberg, d. 13. Juni 1742.)

Endlich melde ich Ihnen die so lang erwartete, so lang ersehnte Nachricht: das Ende des Krieges, diese große Neuigkeit, mit einem Worte, den Abschluß eines guten und ehrenvollen Frieden. —— Ich habe gethan, was ich dem Ruhme meiner Nation schuldig zu sein glaubte, ich thue jetzt, was ich ihrer Wohlfahrt schuldig bin; das Blut meiner Soldaten ist mir kostbar, ich verschließe diese Canäle und übergebe auf's Neue meinen Körper dem Wohlbehagen, meinen Geist der Philosophie. Adieu, mein sehr friedliebender Jordan. Dein Freund Eisenfresser wird Dich bald in dem bescheidenen und einfachen Gewande eines Philosophen grüßen.

(Den 15. Juni.)

Endlich wäre der Friede da, der Friede, nach welchem Sie so lange geschmachtet haben, für welchen so viel Blut geflossen

ist und an welchem Europa schon verzweifelte. Ich weiß nicht, was man von mir sagen wird; ich bin allerdings auf irgend einen satirischen Ausfall, auf jene gewöhnlichen Reden, jene Gemeinplätze gefaßt, welche Narren und Dummköpfe, mit einem Worte, Leute, die nicht denken, Einer dem Anderen nachbeten. Allein ich bekümmere mich wenig um das unsinnige Geschwätz des Publikums und appellire an alle Doctoren der Rechte und der politischen Moral, ob ich, nachdem ich menschlicher Weise Alles, was in meinen Kräften stand, gethan, um meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, mich noch für gebunden halten muß, wenn ich auf der einen Seite einen Verbündeten (Sachsen) sehe, der gar nichts thut, auf der anderen einen (Frankreich), der nur Thörichtes thut, und obenein besorgen muß, bei dem ersten Unfalle mich von meinem stärksten und mächtigsten Verbündeten, welcher einen heimlichen Frieden eingehen würde, verlassen zu sehn.

Ich frage, ob in einer Lage, wo ich den Untergang meines Heeres, die Erschöpfung meines Schatzes, den Verlust meiner Eroberungen, die Entvölkerung des Staats, das Unglück meiner Völker, mit einem Worte alle Unfälle, denen man durch die Zufälligkeiten des Waffenglücks und durch die Falschheit der Politiker ausgesetzt ist, ich frage, ob in einem solchen Falle der Fürst nicht das Recht hat, sich durch einen klugen Rückzug vor einem nahen Schiffbruche, oder vor gewisser Gefahr sicher zu stellen?

Fragt ihr nach Ruhm? Meine Soldaten haben sich dessen genug erworben. Fragt ihr nach errungenen Vortheilen? Die Eroberungen zeigen sie euch. Verlangt ihr, die Truppen sollen sich noch mehr an den Krieg gewöhnen? Ich berufe mich auf das unwiderlegliche Zeugniß unserer Feinde. Mit einem Worte: dieses Heer ist an Tapferkeit, an Stärke, an Ausdauer

in dem Kriege und in Allem, was Truppen unüberwindlich macht, unübertrefflich.

Findet man, daß ein Spieler klug daran thut, wenn er nach einem glücklichen Gewinnste den grünen Tisch verläßt, um wie viel mehr muß man nicht das Betragen eines Kriegsfürsten billigen, der sich nach einer Reihe glücklicher Siege vor Fortuna's Eigensinne zu sichern versteht. Sie, mein lieber Jordan, werden mich nicht verurtheilen, allein die Stoiker werden es thun, deren trocknes Temperament und verbranntes Gehirn sich zur strengen Moral hinneigen. Diesen antworte ich, daß sie wohl daran thun, ihre Grundsätze zu befolgen, daß indessen die Welt der Romane besser dazu taugt, als das Land, das wir bewohnen, und daß überhaupt ein Privatmann ganz andere Gründe zur Rechtlichkeit hat, als der Fürst. — Der Fürst hat das Glück eines ganzen, großen Volks zum Ziele, seine Pflicht ist es, ihm dies zu verschaffen. Um dahin zu gelangen, muß er sich selbst aufopfern und noch weit eher seine Verträge, sobald sie anfangen, dem Wohle seines Volkes entgegen zu stehen. Dieß wollte ich Ihnen sagen; Sie können bei guter Gelegenheit in Gesellschaften und im Gespräche davon Gebrauch machen, ohne merken zu lassen, daß der Friede geschlossen ist. Dringen Sie in Knobelsdorf, daß er macht, daß Charlottenburg fertig wird, denn ich rechne darauf, dort einen guten Theil meiner Zeit zu verleben.

Adieu, lieber Jordan, zweifeln Sie nie an der innigsten Freundschaft, die ich immer für Sie hatte und für Sie haben werde bis zu dem letzten Hauche meines Lebens. —

Jordan antwortet:

Berlin, im Juni 1742.

„Ew. Majestät Betrachtungen über die Revolutionen, die ein einziger Mensch veranlassen kann, sind eben so richtig als

sinnreich. Um aufrichtig mit Ew. Majestät zu reden, diese Revolutionen haben mich nicht befremdet. Ich hatte noch nicht vier Wochen lang die Ehre gehabt, Ew. Majestät meine Aufwartung zu machen, so war ich schon überzeugt, Ew. Majestät wären zu großen Thaten bestimmt. Jedermann war in Furcht, als bei Ew. Majestät Regierungsantritte ein Krieg ausbrach, weil man nicht vorhersah, daß Sie diese Laufbahn mit so vielem Ruhme zurücklegen würden. Ew. Majestät haben nun Europa Ihre Talente in der Kriegskunst und in der Politik gezeigt, aber immer werden Sie Ihrem Volke beweisen, daß Sie eben so sehr ein zärtlicher Vater Ihrer Unterthanen zu sein verstehn, als Sie das Verderben Ihrer Feinde sind." —

Leider erkrankte der Freund sehr bedenklich; Friedrich, der kein Freund der Aerzte war, jedoch gern selbst quacksalberte, schreibt dem kranken Freunde aus dem Lager zu Kuttenberg den 20. Juni:

Entreiß dich den Barbarenhänden
Der medicin'schen Mörderfacultät,
Sie mag ihr Gift dem Pöbel spenden,
Der trinkt es, ohne daß er viel davon versteht.
Wie? Jordan könnte glauben an die Pillen,
Er, der in der Ungläub'gen Schaar
Ein Mann, so ganz nach unserm Willen,
Und zwar der allerklügste war.
So widersprechend ist und ungewiß
Der Sterblichen Vernunft, wer steht da vor dem Riß?
Wir setzen heut' dich in das Consistorium,
Schon kommst du in der Heiligkeit Geruch
Und machst am Abend schon im Refectorium

Beim Satan oder Kobold gern Besuch.
Wo will das mit den Rechtsverdrehern noch hinaus!
Den Irrthum, sagen sie, den soll uns Niemand rauben,
Den andern mag, wer Lust hat, glauben. —
Ich lach' euch, Einen wie den Andern, aus! —

„Ich hoffe, daß Sie mit aller Ihrer Weisheit endlich einmal von den Irrthümern der Mediciner zurückkommen werden. Glauben Sie mir, diese Herrn verstehen nichts, oder doch beinahe nichts von dem Handwerke, durch welches sie uns gesund machen wollen. Ich würde mir eben so gern einen Taschenspieler halten, um Philosophie von ihm zu lernen, als einen Arzt, um von ihm meine Gesundheit wieder zu erhalten. — Adieu. Vergessen Sie nicht Ihre Freunde und lieben Sie mich immer. Vergiß doch nicht, lieber Jordan, und sage dem Strudelköpfchen, daß uns ihr Mann ein Schlachtfeld angewiesen hat, worauf man aus Mangel an Terrain durchaus nicht fechten kann." —

„Ew. Majestät," heißt es in der Antwort Jordans vom 30. Juni, „nehmen die Aerzte sehr arg mit. Es ist wohl wahr, daß sie bei Allem, was sie thun, oft umhertappen, da das Feld, worauf sie wandeln, voll Finsterniß ist; aber doch giebt es einige, die durch ihre Geschicklichkeit den Gefahren vorzubauen wissen. Nichts ist in einem Lande so nützlich, als ein guter Wundarzt. Wäre ich Fürst, so müßte ich die besten haben, die es nur in Europa giebt.

Ich hatte die Ehre, Ew. Majestät mit den Reden zu unterhalten, die das Volk bei der großen und interessanten Nachricht von dem Frieden führt. Ew. Majestät können fest versichert sein, daß Jedermann ganz voll Freude ist, vorzüglich

darüber, daß die Pläne des französischen Cardinals gescheitert sind. — Das Strudelköpfchen kann nicht begreifen, welches das von ihrem Manne ausgesuchte Schlachtfeld sei, „auf dem man, aus Mangel an Terrain, unmöglich schlagen könne.“ Dies gewiß sehr sinnreiche Räthsel ist uns unauflöslich.“ —

Der glücklich beendete Feldzug, der Friede und vor Allen die Aussicht auf die heiteren Tage in der Gesellschaft seiner Freunde, erfüllt den König mit großer Freude, er kündigt seine Rückkehr dem Freunde auf Tag und Stunde an.

(Aus dem Lager zu Kuttenberg, den 23. Juni.)

„Gestern wurde der Friede unter Trompeten- und Paukenschall ausgerufen. Ich hoffe, daß Ihnen diese Nachricht nicht minderes Vergnügen machen wird, als die erste. Schreiben Sie mir mit allen Umständen, was man im Publikum davon sagt und verschweigen Sie mir nicht das Geringste davon. — — Uebermorgen gehe ich von hier ab nach Kolin, nehme Post nach Glatz, wo ich den 28. eintreffe und mich einige Zeit verweile, um für Befestigung, Verwaltung und Rechtspflege zu sorgen. Von da geht es über Neisse, Brieg, nach Breslau, wo ich den 4. Juli eintreffen werde. Von da gehe ich den 9. nach Glogau, den 11. nach Frankfurt und den 12. zu Mittag wird Ihr ergebener Diener die Ehre haben, Ihnen seine Schuldigkeit zu bezeugen. Sie und Pöllnitz kommen den Nachmittag nach Charlottenburg, Keyserling ebenfalls, wenn es seine Krankheit und seine Liebschaft ihm erlauben. Hier haben Sie meine Reiseroute und die Geschichte dessen, was vom 23. Juni bis 12. Juli geschehen wird.

Ich danke Ihnen für die Augen (das Fernglas), welche Sie mir geschickt haben; sie passen ganz für einen Blinden, wie ich

es bin. Adieu, lieber Jordan, der Kopf raucht mir von Geschäften, die ich heute abgemacht habe.

(Den 24. Juni.)

„So wären wir endlich auf dem Punkte, abzureisen und dies Böhmen zu räumen, wo unsere Officiere ihre Börsen und ihre Compagnien rekrutirt, wo wir die Oestreicher geschlagen haben und sie ganz herausgetrieben haben würden, wenn ich nicht die Erhaltung des preußischen Blutes dem eiteln Ruhme, ein unglückliches Frauenzimmer und ein ruinirtes Land noch mehr zu Grunde zu richten, vorgezogen hätte.

Unter so guten Aussichten kehre ich in das Vaterland zurück, dessen Ordnung, Friede und öffentliche Ruhe durch nichts gestört werden sollen, als durch die Gewaltthätigkeit oder den Uebermuth meiner Feinde. Ich danke Ihnen für den Beifall, den Sie meinem Benehmen schenken und hoffe, daß das leichtsinnige, flüchtige, unüberlegte Publikum anfangen wird, zum wenigsten einiges Vertrauen in mich zu setzen und mich nicht mehr für so wahnsinnig erklären wird, als zu Anfange des Krieges.

Man muß die Fähigkeit eines Mannes nicht nach den ersten acht Tagen beurtheilen wollen, zumal in den öffentlichen Angelegenheiten. Das Publikum kennt die geheimen Triebfedern nicht; es macht sich von Allem nur grobe Vorstellungen, thörichte Vorurtheile verblenden es, es schenkt unbegründetem Stadtgeschwätze Glauben, baut sich auf so nichtige Begriffe ein System und meint, die Regierung thue sehr übel daran, dasselbe nicht zu befolgen. — — Da nun aber die Mehrzahl der Leute nicht denkt, so ist es ihnen unmöglich, in die Ansichten einzugehen, welche gesunden Menschenverstand erfordern und deshalb können sie nie ein richtiges Urtheil über das Be-

nehmen derer fällen, deren Absichten und Mittel ihnen unbekannt sind.

Es ist betrübt, daß die Handlungen der Staatsmänner der Beurtheilung so vieler unfähigen Leute unterworfen sind, welche der Müßiggang und die Schmähsucht zu Politikern macht; allein dies sind noch die kleinsten Unannehmlichkeiten, welche diejenigen erfahren, die sich, wie ich, dem Dienste des Staates gewidmet haben. Sie mögen als Armendirector bei den zwanzig Bettlern, die unter Ihrer Aufsicht stehn, sich wohl über große Mühe zu beklagen haben! Ich habe Millionen zu führen und zu ernähren und beklage mich nicht darüber. Ihr Herrn aber seid faul und merkt es nun erst, daß sich die Geschäfte des Parnassus leichter abmachen lassen, als Staatsgeschäfte."

(Breslau, den 5. Juli.)

„Dies ist der letzte Brief, den ich Ihnen von dieser Reise schreibe. Ich habe meine Aufgabe vollständig gelöset, ich habe alle meine Geschäfte beendigt und kehre nach meinem Vaterlande mit dem Troste zurück, daß ich mir keinen Vorwurf seinetwegen zu machen habe.

Sie werden mich philosophischer als jemals finden, aber mehr practisch als speculativ. Seitdem wir uns das letzte Mal sahen, habe ich viel zu thun gehabt und der Kopf ist mir so wüste von all dieser Arbeit, daß ich Gott danken werde, sie los zu sein; es kommen Dinge dabei vor, die einem ehrlichen Manne das Gehirn verdrehen könnten. Bereiten Sie sich vor, mit mir in den schönen Alleen von Charlottenburg viel zu philosophiren. Adieu, lieber Jordan; den 12. werde ich Ihnen mehr sagen."

Der König traf, wie wir wissen, an dem von ihm bestimmten Tage in Charlottenburg ein und unterzeichnete den Frieden am 28. Juli 1742 in Berlin.

Elftes Capitel.

Breslau, die dritte Haupt- und Residenzstadt des Königreichs. — Innere und auswärtige Angelegenheiten. — Friedrich badet in Aachen im August 1742. — Besucht im September Schlesien. — Fleury stirbt, Walpole tritt zurück. — Die vornehmen Herren wollen alle Minister werden. — Unglück der französisch-baierischen Armee. — Die Schlacht bei Dettingen. — Rußland, ein gefährlicher Nachbar. — Versuche zu einem deutschen Fürstenbunde. — Das Warschauer Bündniß gegen Friedrich.

Friedrich durfte nicht erwarten, daß ihm eine lange Waffenruhe gegönnt sein werde. Die Königin hatte mit ihm Frieden geschlossen, um denjenigen ihrer Feinde wenigstens auf einige Zeit zu beseitigen, den sie für den gefährlichsten hielt. Der König war darauf gefaßt, daß Oestreich den Verlust Schlesiens nicht so bald verschmerzen werde; er war daher zeitig genug bedacht, seine Eroberung sicher zu stellen. Mit dem größten Eifer wurde die Befestigung von Glatz, Neisse, Brieg und Glogau betrieben und in Schlesien das Heer, welches hier siegreich gefochten hatte, zurückgelassen. Mehr aber als durch

Festungen und Bajonette sicherte der König die neuerworbenen Herzogthümer sich dadurch, daß er durch besser geordnete Verwaltung und strenge Rechtspflege, durch Religionsfreiheit und Glaubensduldung sich die Herzen der Unterthanen gewann. Die ständische Verfassung in Schlesien wurde mehr als in den ältern Provinzen respectirt und wenn Breslau seit der Erhebung zur dritten Haupt- und Residenzstadt des Reichs einige ihrer ehemaligen Privilegien verlor, so war dies nur ein Verlust, der die Vornehmen und Magistratsverwandten traf, während die Bürgerschaft im Allgemeinen davon Vortheil hatte.

Die Einkünfte von Schlesien, welche der König selbst in jener ersten Zeit auf 3,600,000 Thaler angiebt, wurden fast ausschließlich auf die Vermehrung des Heeres verwendet, welches um 18,000 Mann verstärkt wurde.

So sehr nun auch des Königs ganze Thätigkeit auf die inneren Angelegenheiten seines Landes gerichtet zu sein schien, so verlor er doch darüber die auswärtigen Verhältnisse und Begebenheiten nicht aus den Augen.

Neue Ereignisse schienen sich an dem Rheine vorzubereiten; um sich hiervon in der Nähe zu unterrichten, besuchte der König im August 1742 seine westphälischen Provinzen und verweilte drei Wochen in Aachen, wo er den Brunnen trank und in den Heilquellen badete, welche schon seit der Römer und Karls des Großen Zeiten berühmt waren. Daß er sich hier, bei seinem so vielfach geäußerten Mißtrauen gegen die Aerzte, den beiden Doctoren Gotzweiler und Cappel anvertraute, die es sogar für nöthig fanden, ihm den 27. August, bevor er anfing, den Brunnen zu trinken, zur Ader zu lassen, läßt vermuthen, daß er sich wirklich krank gefühlt haben muß.

Er verließ Aachen den 7. Sept. und kehrte über Salzdahlum nach Potsdam zurück. Wir finden ihn am 18. Sept.

bereits wieder in Breslau, wo er Theater und Maskenball besucht und der Stadt glänzende Feste giebt. Um die befohlenen Festungsbauten zu besichtigen, ging er nach Brieg, Neisse, Schweidnitz und Glogau. Auch von dieser Reise schreibt er, so sehr ihn die Geschäfte drängen, seinem Freunde Jordan die heitersten Berichte.

(Breslau, den 27. Sept. 1742.)

„Ich habe den Brief erhalten, welchen mir der gelehrte, der menschenfreundliche, der theologische, der sündenfreie, der politische Jordan geschrieben hat und habe mich sehr an den „man sagt" ergötzt, bei denen der Müßiggang und die Bosheit des Publikums mir gewöhnlich mein Theilchen zukommen lassen. Meine schlesische Rundreise, auf der ich unendlich viel Arbeit fand, werde ich bald vollendet haben. Ich habe binnen acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als die östreichischen Commissarien binnen acht Jahren, und fast mit Allem ist es mir gelungen. In meinem Kopfe ist jetzt nichts weiter zu finden, als Rechnungen und Zahlen; bei meiner Rückkehr werde ich dies Alles ausfegen, damit gewähltere Gegenstände darin Platz nehmen können. Ich habe Verse gemacht und sie verloren; ein Buch zu lesen angefangen, es ist mir verbrannt; auf einem Clavier gespielt und die Saiten sind gesprungen, ein Pferd geritten und es ist lahm geworden. Nun fehlte mir weiter nichts zu meinem Unglücke, als daß Sie meine Freundschaft mit Undank belohnten." —

Am 2. October kehrte Friedrich nach Berlin zurück und verweilte diesen und den folgenden Monat mehrentheils in Charlottenburg.

In den europäischen Cabinets waren zwei wichtige Veränderungen vorgegangen; in London war Walpole zurückgetreten

und Carteret, der ein entschiedener Freund des östereichischen Hauses war, bestimmte den König Georg II. zur lebhaften Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich. In Paris aber war der Cardinal Fleury, der bisher die Regierung geführt, gestorben und Ludwig XV. schmeichelte sich mit der Einbildung, nun auch einmal den König spielen zu können. — Mit dem ihm eigenen Scharfblicke folgte Friedrich diesen, für ihn so wichtigen, Veränderungen, so daß nichts ihm entging, nichts ihn überraschen konnte. In Beziehung auf die Veränderung in dem englischen Ministerium sagt er in der Geschichte seiner Zeit: „Diese unruhige und freie Nation war unzufrieden mit der Regierung, weil der Krieg in Westindien unglücklich geführt wurde und Großbritannien auf dem Festlande keine angemessene Rolle spielte. Man geißelte den König auf dem Rücken seines Ministers; er wurde genöthigt, Walpole zu entlassen, an dessen Stelle Lord Carteret trat. Ein fast ähnliches Mißvergnügen der Nation kostete im vorigen Jahrhunderte dem Könige Karl I. das Leben.

Das war das Werk des Fanatismus; Walpole's Fall kann man nur der Parteisucht zuschreiben. Die vornehmen Herren wollen alle Minister werden; Walpole hatte diesen Platz zu lange eingenommen. Nachdem er gestürzt worden war, brachte die Möglichkeit des Gelingens eine neue Gährung in dem Ehrgeize der Lords hervor; deshalb ging von nun an diese Stelle von Hand in Hand und ward von allen Aemtern im Staate das wandelbarste."

Nicht minder scharf und treffend beurtheilt der König die Zustände in Frankreich.

„Nach dem Tode des Cardinals Fleury wollte Ludwig XV. mit vier Ministern, welche an der Spitze der Finanzen, des Krieges, des Seewesens und der auswärtigen Angelegenheiten

standen, selbst arbeiten. Sein Eifer erkaltete schon nach acht Tagen und Frankreich wurde von vier Vicekönigen beherrscht, die von einander unabhängig waren. — Um sich eine Vorstellung von den dortigen Ministern zu machen, so denke man sich einen gelehrten Doctor der Rechte und Canzler des Herzogs von Orleans, dessen Kopf mit gelehrten Brocken des Cujaz und Bartolus angefüllt ist, als Kriegsminister zu einer Zeit, wo ganz Europa in Flammen steht; einen alten Dragonercapitain, Namens Ori, machte man zum Finanzminister. Maurepas, der Seeminister, bildete sich ein, Ludwig XV. zum Herrn der Meere zu machen und er würde es geworden sein, wenn die schönen Worte eines liebenswürdigen Mannes dies Wunder hätten bewirken können. Amelot, der Minister der diplomatischen Angelegenheiten, gehörte zu jenen beschränkten Geistern, die, wie die Kurzsichtigen, die Gegenstände kaum in der Nähe unterscheiden können. Diese vier Männer regierten Frankreich; es war eine Aristokratie, oder vielmehr nur ein Schiff, das ohne Kompaß auf einem stürmischen Meere schwimmt und dahin fährt, wohin es die Winde treiben."

In die Unternehmungen des vereinten bairisch-französischen Heeres kam bald die größte Verwirrung. Der Marschall Belle-Isle befand sich in Prag von dem Herzoge Karl eingeschlossen, ohne daß die Marschälle Mallebois und Broglio etwas Entscheidendes zum Entsatze der Stadt zu unternehmen wagten. Um wenigstens einen Theil des Heeres zu retten, erhielt Belle-Isle Befehl, Prag zu verlassen und nur eine kleine Besatzung zurückzulassen. Er führte diesen schwierigen Auftrag den 16. Dec. aus; verließ Prag mit 14,000 Mann, verlor aber auf dem Rückzuge durch die Gebirge über Eger nach Baiern beinahe die Hälfte seiner Leute mehr durch Hunger und Frost, als durch die verfolgenden Feinde. „In jedem

anderen Lande als Frankreich," sagt Friedrich, „würde ein Rückzug, wie der des Marschalls Belle-Isle, eine allgemeine Bestürzung verursacht haben; in Frankreich, wo man kleine Angelegenheiten feierlich, große leichtsinnig behandelt, that man weiter nichts, als daß man lachte und auf Herrn v. Belle-Isle Spottlieder sang. Dergleichen Liedchen (dies sind Friedrichs Worte), verdienen allerdings nicht in ein so ernstes Werk, als das unsre ist, aufgenommen zu werden, allein da dergleichen Züge den Geist einer Nation bezeichnen, glauben wir dies eine hier einfügen zu dürfen:

Als sich Belle-Isle in der Nacht
Von Prag auf und davon gemacht,
Wollt er allein
Dem Mondenschein
All seinen Kummer beichten.
O Mond, du, meiner Tage Licht!
Stern meines Glücks, versteck dich nicht,
Du sollst nach Haus mich leuchten.

In London hätte man bei ähnlicher Veranlassung Fasttag gehalten, in Rom das Allerheiligste ausgestellt, in Wien einige Köpfe springen lassen. Es war gescheidter, sich durch ein Spottliedchen zu trösten." —

Die Verluste wurden jedoch bald so bedeutend, daß diese Art des Trostes nicht immer ausreichte. Der in Prag zurückgelassene General Chevert übergab die Stadt den 26. Dec. 1742. Im Frühjahre richtete der unternehmende Herzog Karl seine Waffen zunächst gegen das vereinigte französisch-bairische Heer, welches er bei Simpach den 5. Mai 1743 schlug, den bairischen Kaiser Karl VII. aus seiner Hauptstadt

und bald aus seinem Lande vertrieb und die Baiern zwang, der Königin von Ungarn und Böhmen zu huldigen.

Zu gleicher Zeit war ein englisches Heer unter Georgs II. eigener Anführung am Rheine eingetroffen und schlug den Marschall Noailles am 27. Juni bei dem Dorfe Dettingen am Main. Friedrich läßt der persönlichen Tapferkeit des Königs von England alle Gerechtigkeit widerfahren, allein da er das von Hindfort geschlossene Bündniß wieder aufgelöset hatte und in dem Wormser Vertrage (den 13. Sept. 1743) ganz auf die Seite der Königin von Ungarn trat, können wir uns die gereizte Stimmung erklären, in welcher Friedrich über Georgs Theilnahme an der Schlacht von Dettingen berichtet. „Wie ich," erzählt Friedrich, „von einem Officier weiß, welcher in jener Schlacht zugegen war, stand der König während der ganzen Schlacht vor seinem hannöverschen Bataillon, mit dem rechten Fuße vorwärts im Ausfalle, den Arm und den Degen ausgestreckt, ohngefähr in der Stellung eines Fechtmeisters, welcher die Quart stoßen will; er gab Beweise der Tapferkeit, aber keinen Befehl in Beziehung auf die Schlacht, welche allein der General Stairs anordnete und gewann. — Da die Verbündeten als Abzeichen grüne Bänder um den Hut trugen, hatte man an den Hut des Königs einen Lorbeerzweig befestigt, welchen dieser ohne alle Umstände trug; es sind dieß Armseligkeiten, allein sie characterisiren den Menschen. — Der König von England gab den Character eines Beschützers des deutschen Reichs bald wieder auf; es ist schwer, eine erborgte Rolle durchzuführen; man kann nur das spielen, was man wirklich ist. In einem Patente, welches er drucken ließ, bediente er sich des sonderbaren Ausdrucks: „die deutschen Reichsfürsten könnten gar nicht weniger thun, als das Heer ihres Befreiers und Erretters auf ihre Kosten zu unterhalten; indessen sei er geneigt,

je nachdem diese Staaten sich gegen ihn betrügen, darauf bedacht zu sein, sie zu bezahlen." Dieser Uebermuth machte ihn völlig verhaßt. Der allerdespotischste Monarch drückt sich nicht in so gebieterischen Worten aus; sein Eigennutz verleitete ihn dazu.

Einige französische Regimenter waren in den Main gesprengt worden und da der Fluß hier nicht breit ist, hatten sich Viele durch Schwimmen gerettet. In Paris sang man Spottlieder auf die Main-Enten und über der Thür des Marschalls Noailles hatte man einen verrosteten Degen mit der Umschrift befestigt: „Du sollst nicht tödten!"

Der König sah nicht ohne Eifersucht den Einfluß Englands und Frankreichs in Deutschland; er versuchte es, die Königin von Ungarn sich geneigt zu machen; allein der Ton, in welchem er mit ihr unterhandeln ließ, war nicht geeignet, ihre Freundschaft zu gewinnen. „Der König," so erzählt er selbst, „ließ jetzt den Oestreichern vorstellen, die Rolle, welche sie in Europa spielten, sei nicht anständig; wenn der Kaiser Karl VII. für die Drathpuppe Ludwigs XV. gelte, so sehe man sie für die Marionetten Georgs II. an."

Die Ohnmacht, in welcher sich der Kaiser aus dem bairischen Hause, und die Abhängigkeit, in welcher sich Oestreich befand, machten schon damals in Friedrich den Wunsch rege, sich an die Spitze eines deutschen Fürstenbundes zu stellen. „Der König," so erzählt er selbst, „hatte schon mehrmals versucht, die deutschen Reichsfürsten günstig für seinen Plan zu stimmen; allein umsonst. Jetzt wollte er es auf's Neue versuchen, ob er sie nicht zu einem Entschlusse überreden könne, zu welchem ihr eigener Vortheil und ihre Ehre sie aufforderten. Er nahm sich vor, mit verschiedenen von ihnen mündlich zu verhandeln. Unter dem Vorwande, seine Schwestern, die Markgräfinnen von Anspach und Baireuth, zu besuchen, reiste

er in das Reich (im Sept. 1743) und ging über Nürnberg sogar bis Hohen-Oettingen in der Absicht, sich mit dem Feldmarschalle Grafen Seckendorf, welcher in die Dienste Karls VII. getreten war, über die Mittel zu verabreden, dem Kaiser beizustehn. Allein alle Versuche, alle Vorstellungen, alle Gründe blieben fruchtlos. Die schwärmerischen Anhänger des Hauses Oestreich hätten sich selbst für dessen Wohl aufgeopfert; die Freunde des Kaisers aber waren durch die vielen Unglücksfälle, die er erlitten hatte, so muthlos geworden, daß sie ihre Staaten in demselben Augenblicke zu verlieren fürchteten, in welchem sie sich ihn zu unterstützen entschlössen."

Holländische Ducaten und englische Guineen fanden mehr Beifall bei den deutschen Reichsfürsten als die Beredtsamkeit des Königs und so blieb er auch jetzt wieder auf sich allein angewiesen. Da sich Frankreich schwach und unzuverlässig, England zweideutig, Oestreich offenbar feindselig zeigte, richtete Friedrich sein Augenmerk auf Rußland. „Unter allen Nachbarn Preußens," dies sind des Königs eigene Worte, „verdient Rußland die vorzüglichste Aufmerksamkeit, da es wegen seiner Macht und als Nachbar am gefährlichsten ist. Der König fürchtete weniger die Zahl seiner Truppen, als jene Kosaken- und Tatarenschwärme, welche die Dörfer niederbrennen und die Einwohner ermorden oder sie in die Sklaverei führen; sie richten die Länder, welche sie überschwemmen, gänzlich zu Grunde. Anderen Feinden kann man noch Böses mit Bösem vergelten; bei den Russen aber ist dies unmöglich, es sei denn, daß man eine ansehnliche Flotte habe, um ein Heer, welches seine Unternehmungen auf Petersburg selbst richten müßte, zu decken und mit Lebensmitteln zu versorgen*).

*) Dies hätte Napoleon bedenken sollen! —

In der Absicht, sich Rußlands Freundschaft zu erwerben, bot der König Alles auf, was dazu führen konnte und seine Unterhandlungen dehnten sich sogar bis auf Schweden aus. Die Kaiserin Elisabeth war damals Willens, ihren Neffen, den Großfürsten, zu vermählen. Obschon sie ihre Wahl noch nicht ganz fest bestimmt hatte, so schien sie doch der Prinzessin Ulrike, der Schwester des Königs, den Vorzug zu geben. Der sächsische Hof hatte die Absicht, dem Großherzoge die Prinzessin Mariane, zweite Tochter August's, zu geben, um durch sie Einfluß bei der Kaiserin zu gewinnen. Der russische Minister, welcher, wenn sich nur ein Käufer gefunden hätte, die Kaiserin selbst losgeschlagen haben würde, verkaufte den Sachsen einen etwas zu frühzeitigen Heirathscontract. Der König von Polen bezahlte ihn, erhielt indessen für sein Geld nichts weiter als leere Worte. Nichts war dem Vortheile des preußischen Staates mehr entgegen, als ein Bündniß zwischen Sachsen und Rußland; allein nichts wäre dennoch unnatürlicher gewesen, als eine Prinzessin vom königlichen Geblüte aufzuopfern, um einer sächsischen den Vorrang abzugewinnen. Man nahm seine Zuflucht zu einem anderen Auskunftmittel. Von sämmtlichen heirathsfähigen deutschen Prinzessinnen sagte Rußland und dem Interesse Preußens keine besser zu, als die Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Ihr Vater war Märschall in dem Dienste des Königs und ihre Mutter eine geborene Prinzessin von Holstein. Wir wollen uns nicht in die kleinlichen Einzelnheiten dieser Verhandlung einlassen; es genügt zu wissen, daß man, um sie einiger Maßen zu fördern, mehr Mühe aufzuwenden hatte, als wenn es die wichtigste Angelegenheit der Welt gegolten hätte. — — Nachdem die Kaiserin die Prinzessin von Zerbst wirklich zur Gemahlin des Großfürsten gewählt hatte, machte es weniger Schwierigkeit, ihre Einwilligung zu der

Verbindung der Prinzessin Ulrika von Preußen mit dem neuen Thronfolger von Schweden zu erhalten. Auf diese beiden Vermählungen gründete Preußen seine Sicherheit. Eine Prinzessin von Preußen, die dem schwedischen Throne nahe stand konnte nicht die Feindin des Königs, ihres Bruders, sein und eine Großfürstin von Rußland, auf preußischem Gebiete erzogen und aufgewachsen, die dem Könige ihr Glück verdankte, konnte ihm nicht ohne Undankbarkeit entgegen sein. — Entsprach auch dasjenige, was Rußland dem Könige bewilligte, nicht ganz seinen Wünschen, so war es immer schon sehr viel, den feindseligen Willen einer so furchtbaren Macht auf einige Zeit eingeschläfert zu haben, denn Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" —

Sobald der König diese Heirathsangelegenheiten beseitigt hatte, nahm er den Gedanken, einen deutschen Fürstenbund zu stiften, noch einmal auf. „Auf den Landgrafen von Hessen, auf den Herzog von Würtemberg, auf die Kurfürsten von Köln und der Pfalz durfte man mit Sicherheit rechnen, auch der Bischof von Bamberg war schon halb gewonnen. Ihr Beistand aber mußte mit Geld erkauft werden und da heißt es: „kein Kreuzer, kein Deutscher." Frankreich wollte sich nicht zu den Hülfsgeldern verstehen, die es ihm gekostet haben würde, so kam die Sache zum dritten Male nicht zu Stande. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man sich mit dem sächsischen Hofe hätte vergleichen können, allein hier fand man mehr Hindernisse, als irgend sonst wo. — — Jener weibliche Unterhändler, das alte Fräulein Kling, war immer noch in Dresden; sie verstand dem Könige, der Königin, dem Grafen Brühl, dem Beichtvater so geschickt die schwache Seite abzugewinnen, daß sie sie sämmtlich zu dem Entschlusse bewog, ein Bündniß mit der Königin von Ungarn einzugehn. Es kam zwischen Oestreich, England und Sachsen ein Vertheidigungs=

bündniß zu Stande, dessen geheime Artikel zu Warschau unterzeichnet wurden. Die Theilnehmer hüteten sich sehr, sie bekannt werden zu lassen; dies hinderte jedoch den König nicht, sich eine Abschrift davon zu verschaffen und da dieser Vertrag eine der Hauptursachen des Krieges war, welchen der König bald darauf der Königin von Ungarn erklärte, so ist es nothwendig — sagt Friedrich in der Geschichte seiner Zeit — einige Punkte desselben anzuführen, welche den Krieg, den sie veranlaßten, bei der Nachwelt rechtfertigen werden.

Artikel II. „Zu diesem Endzwecke verpflichten sich die Verbündeten auf's Neue zu einer ausdrücklichen Gewährleistung aller der Königreiche, Staaten, Länder, Besitzungen, welche sie gegenwärtig besitzen, oder die sie besitzen sollen, Kraft des Turiner Vertrags von 1703, Kraft der Wiener Friedensschlüsse von 1731 und 1738 u. s. w., als welche Tractaten hierdurch insgesammt und vollständig wieder erneuert und bestätigt werden, insoweit sie die Verbündeten betreffen und nicht durch gegenwärtigen Vertrag besonders aufgehoben worden sind."

Wer diesen Artikel unparteiisch liest, muß in demselben den Keim zu einem Angriffsbündnisse wider den König von Preußen finden. Die Königin von Ungarn läßt sich Gewähr über Staaten leisten, welche sie zur Zeit jener Tractaten besessen, hernach aber verloren hatte. Wenn diese Fürstin und der König von England redlich handeln wollten, so mußten sie auch den Frieden von Breslau in diesem Bündnisse erwähnen.

Seine gute Laune ließ sich indessen Friedrich weder durch die Niederlage seiner Verbündeten, noch durch die Bündnisse seiner Feinde verkümmern. An seinen gelehrten Freund, der ihm Kanonen aus der Werkstatt eines Drechslers als eine sehr wichtige Erfindung empfiehlt, schreibt er aus Neisse den 4. August 1743:

„Freund Jordan, du willst von Kanonen sprechen?
Das ist ja unerhört und neu!
Nun zieht wohl Hans, anstatt mit seinem Rechen,
Mit einem Astrolabium in's Heu,
Und Liese, statt die Kuh zu führen,
Wird über Newton disputiren,
Und ich, ei nun, zurück darf ich nicht bleiben,
Ich werde griech'sche und arab'sche Verse schreiben.
Der nur allein ist wahrhaft weise,
Der sich bescheiden hält in seinem Kreise,
Und glücklich ist allein der Mann,
Der eine Rolle spielt und zwar nur, die er kann!

Hiermit will ich durchaus nicht sagen, Du seist nicht ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein Repertorium der Bibliotheken, ein lustiger Gelehrter, ein furchtbarer Grieche, ein Liebesritter mit allen Talenten, welche weiland Lucian's Esel hatte; ich beschränke mich ganz bescheiden nur darauf, zu behaupten, daß Du in der Artillerie kein Belidor bist. Ein Drechsler erbietet sich, Kanonen zu machen und wendet sich deshalb an Jordan! Glaube mir, mein Freund, theile Niemanden dies Geheimniß mit und laß diesen Künstler für Dein Arsenal arbeiten. Bei der ersten literarischen Fehde, in die Du verwickelt wirst, richte Dein grobes Geschütz auf Deinen Gegner und ruf' ihm zu: „Ultima ratio Jordani!“*)

---

*) Wir wissen, daß der König später auf seine Kanonen die Worte: „Ultima ratio regum“ (der letzte Grund der Könige) eingraben ließ.

Zwölftes Capitel.

Der König hält Ministerrath. — Sein Bündniß mit Frankreich. — Schreibt Kriegsmanifeste und Theaterrecensionen. — Voltaire's zweiter Besuch in Berlin. — Ermahnung an den jungen Herzog von Würtemberg. — Carneval in Breslau. — Kriegserklärung Frankreichs. — Der lustige Abschied des Kammerherrn von Pöllnitz. — Friedrich trinkt den Brunnen zu Pyrmont. — Vermählung der Prinzessin Ulrika von Preußen mit Adolf Friedrich, Herzoge von Holstein-Gottorp, ernanntem Thronfolger von Schweden.

Der König war fest entschlossen, seinen Feinden zuvorzukommen; um jedoch keinen übereilten Schritt zu thun, setzte er seine Gründe in einem Aufsatze auseinander, welchen er seinen Ministern, die sämmtlich gegen den Krieg gestimmt hatten, vorlegte. Er macht darin zuerst auf die Hartnäckigkeit aufmerksam, mit welcher die Oestreicher in dem Breslauer Frieden auf den Besitz des hohen Gebirges in Oberschlesien bestanden, welches in keiner anderen Absicht geschehen sei, als um sich den Eingang in das Land offen zu halten. Die Minister erinnerten daran, daß der König von England Gewährsmann des Breslauer Friedens sei. Der König antwortet darauf: „ich sage Ihnen, alle Gewährleistungen sind durchbrochene Filigranarbeit, mehr zum Vergnügen der Augen, als zu irgend einem Nutzen." Er erinnert an die versteckten Angriffe gegen ihn in

den Turiner und Warschauer Bündnissen und fügt hinzu: „Das Bündniß der Königin mit Sachsen ist noch weniger unschuldig, sie öffnet den Oestreichern einen Weg und verschafft ihnen Beistand, um mich in meinen eigenen Ländern anzugreifen. Sie behaupten, dies Bündniß sei nur in der Absicht geschlossen worden, um den Ministern, welche an der Spitze der Geschäfte beider Höfe stehen, Geschenke zu verschaffen. In der That, meine Herren, ich muß gestehn, daß Sie außerordentlichen Scharfsinn besitzen." Die Minister setzen dem Könige die Bemerkung entgegen, das Haus Oestreich sei zu erschöpft, um einen Krieg unternehmen zu können; der König antwortet: „Nicht Jedermann ist dieser Meinung, große Staaten bieten immer große Hülfsmittel dar." Er führt noch die Aeußerung des Herrn v. Molé, östreichischen Gesandten, an, daß die Königin nicht nöthig habe, Schlesien anzugreifen, da ein näherer Weg durch Sachsen und die Lausitz nach Berlin führe. „Ich schließe daher," sagt der König, „daß wir beim Warten nichts gewinnen, wohl aber Alles verlieren können, daß wir den Krieg erklären müssen und daß, wenn es sein muß, ein ehrenvoller Untergang einer ehrlosen Unterjochung ohne Vertheidigung vorzuziehen ist."

So gering das Vertrauen Friedrich's zu dem Cabinet von Versailles war, so blieb ihm doch jetzt keine andere Wahl übrig. Er schickte den Grafen Rothenburg nach Paris, um ein Bündniß mit Frankreich abzuschließen, was ihn auch, nachdem er den Beichtvater, die Maitresse und den Kriegsminister für sich gewonnen hatte, gelang. Die Kriegserklärung Frankreichs gegen die Königin von Ungarn erfolgte den 26. April 1744 und das Bündniß zwischen Ludwig XV. und Friedrich wurde den 5. Juni zu Versailles unterzeichnet. In diesem Bündnisse hatte sich der König zum Voraus den Rest von Schlesien und

drei, zunächst an Schlesien gränzende Kreise in Böhmen ausbedungen; Frankreich sollte in den Niederlanden entschädiget werden.

Schon zu Ende des Jahres 1743 hatten öffentliche Blätter ein untergeschobenes Manifest des Königs von Preußen gegen die Königin von Ungarn verbreitet, so daß sich Friedrich genöthiget sah, am 13. Dec. 1743 dem Reichstage zu Regensburg eine Erklärung zu übergeben, in welcher jenes Manifest für eine Lüge erklärt wurde. Die Rüstungen zum Kriege wurden indessen so ernsthaft betrieben, daß sie sich nicht mehr verbergen ließen, obschon der König sich den Anschein gab, als ob er sich mehr mit den Anordnungen des Carnevals, der Oper und den Maskenfesten, als mit dem Zeughause und den Waffenübungen beschäftige. Während des Sommers fanden in Charlottenburg Concerte und Illuminationen statt und in Berlin hatte der Hof nie glänzendere Feste gesehen, als im December 1743. Für italienische Oper, französisches Schauspiel, Ballet, Maskenzüge und Concerte war an jedem Abende gesorgt. Der König ließ es sich angelegen sein, für passende Texte zu den Opern und für Anordnungen der Ballets selbst zu sorgen, erfuhr indessen schon damals, daß es keine leichte Aufgabe sei, die Huldgöttinnen und Helden des Theaters in Zucht und Ordnung zu halten. Reichten hierbei strenge Cabinetsbefehle nicht aus, so wurden die Zeitungen zu Hülfe genommen. „Ich habe," schreibt Friedrich den 20. August 1743 an Jordan, „einen Artikel für die Berlinische Zeitung gemacht, in welchem der Balletmeister Potier von mir auf die beste Art von der Welt ausgetrommelt wird. Ich habe schon wegen eines anderen Balletmeisters geschrieben und werde in jedem Falle einen erhalten, der weniger Narr ist; denn es mehr zu sein, als Potier, ist unmöglich. Ich bin froh, diesen

übermüthigen Menschen los zu sein, nur thut es mir leid, daß uns die Roland mit ihm zugleich verläßt; allein wir werden ohne Potiers und Rolands leben und uns nichts desto weniger vergnügen." Der von des Königs Hand geschriebene Zeitungsartikel (Nr. 102 der Rüdiger'schen Zeitung 1743) ist folgender: „Berlin, den 24. August. Dieser Tage sind der Herr Graf Gotter und der Herr Baron v. Schwerz, Directores der Opern, genöthigt worden, den Balletmeister Mr. Potier, welcher sich eine recht übermäßige Botmäßigkeit über die Tänzer anmaßte und dessen Hochmuth sich so weit verging, daß er gegen besagte Directores tausend Insolenzien verübte, fortzujagen. Man will hier keine umständliche Nachricht von allen Arten seiner übeln Aufführung mittheilen, indem deren Erzählung blos dazu dienen würde, bei dem Publikum Verdruß und Ekel zu erwecken. Indeß bedauert man nichts mehr, als die Demoiselle Roland, eine sehr geschickte Tänzerin, welche durch ihren stillen und angenehmen Character das unbescheidene Betragen ihres Compagnons einigermaßen wieder gut machte. Ohne hier genau zu untersuchen, in was für Verbindung die Demoiselle Roland sich etwa mit Herrn Potier befinden möchte, so ist man doch bisher nicht im Stande gewesen, sie von einander zu trennen und man kann den Besitz einer der größten Tänzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müßte sich denn zugleich mit dem allergröbsten Gesellen, den Terpsichore jemals in ihrer Rolle gehabt hat, belästigen. Es ist also kein Gold ohne Zusatz und keine Rose ohne Dornen."

Zur großen Freude des Königs traf Voltaire im September 1742 zu einem zweiten Besuche in Berlin ein und verweilte vier Wochen bei ihm. Schon bei seinem ersten Besuche hatte Voltaire dem Könige eine zu übertriebene Rechnung eingereicht. Der König schrieb damals an Jordan (den

28. Nov. 1740): „Von den sechs Tagen, die Voltaire sich gezeigt hat, kostet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Spaßmacher theuer bezahlen; niemals hat wohl der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Summe gezogen.“ — Beklagte sich Friedrich damals über Voltairs Geldgier, so war er ihm diesmal unbequem, weil er sich in die politischen Angelegenheiten mischte. „Während dieser Zeit,“ schreibt Friedrich, „kam Voltaire nach Berlin. Da er einige Gönner in Versailles hatte, hielt er dies für hinreichend, sich das Ansehn eines diplomatischen Bevollmächtigten zu geben. Seine glänzende Einbildungskraft erhob sich mit mächtigen Aufschwunge in das Gebiet der Politik. Er hatte kein Beglaubigungsschreiben und seine ganze Gesandtschaft wurde eine Spielerei, ein bloßer Scherz.“ Dies Alles änderte jedoch die Verehrung des Königs für Voltaire als Dichter nicht. Er entließ ihn reich beschenkt und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an die Markgräfin von Baireuth mit (Potsdam, den 8. Oct. 1743) in welchem es heißt: „Sie können glauben, daß der Dichter der Henriade ein rechtschaffner Mann ist; daß der Mann, der den Tempel der Freundschaft schilderte, den Werth derselben kennt, daß der Verfasser von Newton's Philosophie gründliche Wissenschaft hat, daß der Dichter von zwanzig Trauerspielen die Menschen kennt“ u. s. w.

Die Prinzen von Würtemberg, deren Erziehung vollendet war, verließen im Februar 1744 Berlin und der König übergab zuvor noch dem älteren Prinzen, Karl Eugen, in Gegenwart sämmtlicher Prinzen des königlichen Hauses das kaiserliche Diplom der Volljährigkeitserklärung. Einen inhaltreicheren Brief für den künftigen regierenden Herzog und Landesherrn hatte der König selbst geschrieben. „Ich habe,“ heißt es in diesem Schreiben vom 6. Febr., „Antheil an Ihrer

Majoritätserklärung gehabt und interessire mich um so mehr für das Glück Ihrer Regierung, da ich mir einbilde, das Gute und Böse derselben werde auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Hinsicht halte ich mich für verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in welchen Sie nun kommen werden, freundschaftlichst und offenherzig zu sagen. — Sein Sie fest in Ihren Entschlüssen! Wägen Sie, bevor Sie einen fassen, das Für und das Wider; aber wenn Sie einmal Ihren Willen erklärt haben, dann gehen Sie um Alles in der Welt willen nicht davon ab. Güte am unrechten Orte ist Schwäche, sowie Strenge ohne Noth Verbrechen! Denken Sie nicht, das Land sei für Sie geschaffen, sondern glauben Sie, daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um Ihr Volk glücklich zu machen! Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht, und es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben zu befördern. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In dieser Beziehung sind wir Alle blind und irren auf verschiedenen Wegen. Wer von uns wäre so kühn, den rechten bestimmen zu wollen?"

Die Ankunft des Grafen Seckendorf, Generalfeldmarschalls im Dienste Kaiser Karls VII., gab dem Gerüchte, daß der Krieg gegen Oestreich unvermeidlich sein werde, immer größere Wahrscheinlichkeit; der König reiste im März nach Schlesien, angeblich nur, um dem in Breslau versammelten Adel Carnevalsfeste zu geben, mehr aber, um sich von den Fortschritten der Festungsbauten und der Organisirung der neuen Regimenter, sowie überhaupt von der Stimmung des Volks zu unterrichten. Er kehrte den 29. März nach Berlin zurück, wohin ihn die Benachrichtigung von der am 15. März erfolgten Kriegserklärung Frankreichs gegen England rief. Nun konnte

sich Niemand mehr eine Täuschung darüber machen, daß auch Preußen auf's Neue zu den Waffen greifen werde. Wie wir aber den König im Feldlager und am Tage vor der Schlacht in der heitersten Stimmung finden, so ist er es auch, wenn die Staatsgeschäfte und die Angelegenheiten Europa's mit ihrem ganzen Gewichte auf ihn eindrängen. War die Arbeit gethan, dann wurde der Muse, der Philosophie und dem Scherze jede Freiheit gegönnt. Der ausgelassenste Kammerherr des Hofes, ein Baron v. Pöllnitz, bat den König um gnädige Entlassung. Er hatte schon an der Tafel Friedrich Wilhelms I. als unterhaltender Spaßmacher gedient und wenn auch Friedrich von ihm sagte: „ein infamer Kerl, divertissant beim Essen, hernach einsperren" so sah er ihn doch in den Erholungsstunden fast täglich bei sich, denn er war nicht ohne Kenntniß der Geschichte und dabei ein Repertorium der skandalösen Chronik aller europäischen Höfe seit mehr als funfzig Jahren. Der König veranstaltete ein kleines Fest zu Ehren des lustigen Kammerherrn und ertheilte ihm folgenden Abschied: „Wir thun durch Gegenwärtiges hiermit zu wissen, daß der Baron v. Pöllnitz, geboren zu Issum und, soviel uns bekannt, von honetten Eltern, Kammerherr unsers Großvaters glorreichen Gedächtnisses, wie auch in gleicher Qualität im Dienste der Herzogin von Orleans, Oberster in spanischen Diensten, Capitain der Cavallerie in der Armee des verstorbenen Kaisers, Kämmerling des Papstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig, Fähndrich im Dienste des Herzogs von Wolfenbüttel, Oberceremonienmeister bei unserm sel. Vater, nachdem derselbe überschwemmt und bedrückt von der Menge der ansehnlichsten militairischen und der höchsten Würden bei Hofe, welche es nach und nach auf seine Person gleichsam geregnet hat, müde der Welt und veranlaßt durch das schlechte Beispiel des neuen

Kammerherrn **Montaulieu**, welcher kurz vor ihm vom Hofe weggelaufen, daß uns besagter Baron Pöllnitz ersucht und allerunterthänigst gebeten hat, ihm zur Erhaltung seiner guten Reputation einen ehrlichen Abschied gnädigst zu ertheilen. Indem wir nun seiner Bitte nachgeben, und wegen seiner guten Aufführung und den beträchtlichen Diensten, welche er an unserm königlichen Hofe durch seine Plaisanterien und durch die Amüsements, die er unserm sel. Vater neun Jahre lang verschafft hat, ihm das nachgesuchte Zeugniß nicht versagen wollen: so haben wir nicht umhin gekonnt, zum Ruhme des besagten Barons zu erklären, daß während der ganzen Zeit, daß er in unsern Diensten gewesen ist, er weder ein Straßenräuber, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen, daß er keine jungen Mädchen geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, Niemanden gröblich verläumdet oder sonsten den geringsten Anfall auf die Ehre irgend Jemandes an unserm Hofe gemacht hat, sondern daß er sich jederzeit als ein galant-homme und seinem Ursprunge und Stande gemäß betragen hat, indem er niemals einen anderen als honetten Gebrauch von den Talenten, welche der Himmel ihm gegeben, gemacht hat, um den Zweck des Theaters, welcher kein anderer ist, als die Lächerlichkeiten der Menschen auf eine angenehme und vergnügende Art vorzustellen, um sie dadurch zu bessern, zu erreichen. — Auf gleiche Weise hat er auch immer den Rath des Bacchus in Betreff der Mäßigkeit und Nüchternheit befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er die Bauern den Ausspruch des Evangeliums: „Geben ist seliger denn Nehmen" ausüben gelehrt. — Er ist auch vollkommen im Besitze aller Anekdoten von unsern Schlössern und Lusthäusern und besonders der Verzeichnisse unserer alten Möbeln und wußte sich auch noch durch seine Verdienste bei denen, welche die Schlechtigkeit seines Kopfes

und das wenige Gute seines Herzens kannten, nützlich und dienstfertig zu erweisen.

Wir geben besagtem Baron auch noch das Zeugniß, daß er uns niemals erzürnt hat, als durch seine, alle Grenzen des Respects überschreitende Unverschämtheit, mit welcher er versucht hat, in seinen gedruckten Denkwürdigkeiten die Asche unserer glorreichen Vorfahren auf eine unwürdige und unerträgliche Art zu profaniren und zu beschimpfen. Indessen, so wie man in den allerschönsten Gegenden auf uncultivirte und wüste Orte stößt, wie die schönsten Körper ihre Mängel und die Meisterstücke der größten Maler ihre Fehler haben, so wollen Wir besagtem Baron auch seine Fehler und Mängel vergeben. Wir bewilligen ihm hierdurch, obschon mit Bedauern, den verlangten Abschied und wollen ihn zuletzt entheben und entheben ihn hiermit gänzlich der Charge, welche ihm übertragen gewesen, dergestalt, daß das Andenken davon auf immer unter den Menschen vertilgt sei, indem wir glauben, daß kein Mensch mehr würdig sei, nach genanntem Baron die besagte Charge zu bekleiden. Gegeben in Potsdam, den 1. April 1744."

Gegen Ende des Mai ging Friedrich, dessen Nerven sich durch die vielen geistigen Anstrengungen und Arbeiten in einem etwas aufgeregten Zustande befanden, nach Pyrmont, um hier eine Brunnencur zu brauchen; denn wenn er auch, wie schon erwähnt, zum Doctor und Apotheker kein großes Zutrauen besaß, so zweifelte er doch nicht an den Heilkräften des Wassers. Nur vierzehn Tage konnte er hier verweilen; die Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Ulrike, mit dem zum Thronerben Schwedens berufenen Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp rief ihn nach Berlin zurück. Die Trauung fand den 17. Juli in Berlin statt. Die Prinzessin, welche der reformirten Confession angehörte, war vorher zur lutherischen über-

getreten, weil dies die schwedischen Hausgesetze der Krone so verlangten. Drei Abende nach einander war italienische Oper; am vierten war im Opernhause eine große Freiredoute, bei der jedoch, selbst unter der Maske, der Unterschied der Stände so streng beobachtet werden mußte, daß die Noblesse das Parterre einnahm, während den bürgerlichen Masken der Raum auf der Bühne angewiesen worden war. Bei der französischen Comödie war eine berühmte Tänzerin, die Barberini, aus Italien eingetroffen und in Charlottenburg und Schönhausen fanden ebenfalls Festlichkeiten statt. „Man bemerkte," erzählt der König, „bei allen diesen Festen mehr Pracht als bei den vorhergehenden; die richtige Mitte zwischen Sparsamkeit und Verschwendung geziemt allen Fürsten. Indeß man aber bei Hofe tanzte und sich vergnügte, arbeitete man zugleich an den Rüstungen zum Feldzuge, welchen man zu eröffnen im Begriffe stand." —

Dreizehntes Capitel.

Zweiter schlesischer Krieg. — Der König verläßt Berlin den 15. Aug. — Kriegsmanifest. — Friedrich vor Prag den 2. Sept. — Sta. Victoria! ora pro nobis! — Der tapfere Grenadier David Krauel. — Der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt wird getödtet. — Verse an Jordan und Sturm auf Prag; es ergiebt sich den 16. Sept. — Der König geht nach Schlesien und von hier den 14. Dec. nach Berlin. — Die Tänzerin Barberini. — Die Halleschen Pietisten sollen in die Comödie geführt werden. — Friedrich Wilhelm II., geboren den 25. Sept. 1744.

Den ersten schlesischen Feldzug hatte Friedrich, wie er selbst sagt, auf gut Glück, fast wie ein Abenteurer, eröffnet. Er überzeugte sich indessen bald, daß die Kriegführung nicht dem Zufalle und dem blinden Ohngefähr überlassen werden dürfe; diesmal wurde nach einem „Operationsplane" verfahren. Dieser bestand darin, sich in aller Freundschaft des Kurfürstenthums Sachsens und besonders Dresdens zu versichern und von da in zwei Colonnen auf beiden Ufern der Elbe gegen Prag zu marschiren, wohin eine dritte Colonne aus Schlesien beordert wurde. Am 10. August 1744 traf der König noch in Potsdam Anordnungen zur Anlage seines Lustschlosses auf einem nahe gelegenen Weinberge; es sollte den Namen „Sorgenfrei" (Sanssouci) erhalten, allein die Zeit einer glücklichen Ruhe war noch auf das Ungewisse hinausgeschoben. Den

15. August ging der König zur Armee ab, die bereits die sächsische Grenze überschritten hatte. Den Einmarsch nach Sachsen erklärte Friedrich auf eine Aufforderung des Kaisers Karls VII. zu thun, dessen Ausschreiben er durch seinen Oberst v. Winterfeld nach Dresden (d. 6. August 1744) geschickt hatte. „Die sächsischen Minister," erzählt Friedrich, „deren Herr in königlich polnischen Angelegenheiten nach Warschau gereist war, waren über das, was Winterfeld überbrachte, ganz verdutzt; sie wollten Zeit gewinnen, allein die Preußen standen schon vor den Thoren. — Während man in Dresden murrte, in Warschau wüthete, in London sich zuvorgekommen sah und in Wien voll Furcht war, marschirte der König geraden Wegs auf Pirna und Dresden los. Die sächsischen Minister wollten Trotz zeigen, allein sie waren zugleich voll Furcht. Von der einen Seite bewilligten sie zu viel, von der anderen verweigerten sie Kleinigkeiten mit Hartnäckigkeit. Hätte der König das Land erobern wollen, so wäre die ganze Arbeit in acht Tagen abgemacht gewesen. Dresden blieb ihm verschlossen, keinem preußischen Officier wurde in die gutbefestigte Stadt der Eintritt gestattet.

Ein Manifest des Königs gab im Allgemeinen die Bewegungsgründe zu dem Frankfurter Bündniß an und rechtfertigte den Einmarsch nach Sachsen. „Mit einem Worte," so schließt dies Manifest, „der König begehrt Nichts, und es ist ihm um sein eigen Interesse gar nicht zu thun, sondern es ergreifen Ihro Majestät nur zu dem Ende die Waffen, damit Höchstdieselben die Freiheit des Reiches, die Würde des Kaisers und die Ruhe in Europa wieder herstellen." Zu gleicher Zeit wurden Patente ausgegeben, worin man die Einwohner des Königreichs Böhmen warnte, sich in keiner Weise den Hülfstruppen des Kaisers Karl's VII. von Baiern zu widersetzen, welchen sie als ihren rechtmäßigen Herrn anzusehen hätten.

Der König traf den 2. Sept. mit allen Corps seiner Armee vor Prag ein und sah es als ein glückliches Zeichen an, daß man sein Zelt bei einer Capelle der heil. Victoria aufgeschlagen hatte. Am 10. Sept. wurden die Laufgräben gegen Prag eröffnet. Am 14. ließ der Feldmarschall Schwerin das Fort Ziska, ein starkes Außenwerk, bei hellem Tage angreifen. Ein tapferer Grenadier, David Krauel, erstieg ganz allein den Wall und schlug mit dem Kolben so herzhaft um sich, daß seine Cammeraden Zeit gewannen, ihm auf einer angelegten Leiter zu folgen und sich des Forts zu bemächtigen. Der König, der Zeuge dieser Heldenthat war, ließ den tapfern Grenadier zur Tafel laden, ernannte ihn zum Lieutenant, erhob ihn unter dem Namen Krauel von Ziskaberg in den Adelstand, beschenkte ihn mit Geld zur Equipirung und verlieh ihm eine einträgliche Präbende des Domstiftes zu Magdeburg.

Bei diesem Sturme aber erlitt der König einen schmerzlichen Verlust. Als er, um den Angriff auf das Fort Ziska zu beobachten, mit vielen Offizieren aus dem Laufgraben bei Bubenez heraustrat, richteten die Feinde ihre Kanonen auf ihn und an seiner Seite wurde der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt von einer Stückkugel getödtet. — Er war ein Enkel des großen Kurfürsten und ein Bruder des in der Schlacht von Molwitz gebliebenen Markgrafen Friedrich. Der König fertigte sogleich einen Courier an die Frau von Camas *) nach Berlin ab und ersuchte sie, diese Nachricht der Königin

*) Diese vortreffliche Frau, die Friedrich seine „liebe Mama Camas" zu nennen pflegte, war 1741, nach dem Tode ihres, von Friedrich hochgeachteten, Gemahls zur Oberhofmeisterin bei der Königin-Wittwe ernannt worden.



Der preussische Grenadier Krauel ersteigt ganz allein die Brustwehr



Mutter auf eine schonende Weise mitzutheilen. „Ich fürchte," schrieb ihr der König, „daß man meiner Mutter von der Begebenheit eine Erzählung mache, die ihre Ruhe stören könnte. Ich beschwöre Sie bei Allem, was ich beschwören kann, aus ihrer Seele jede trübe Vorstellung zu entfernen, damit ich sie zufrieden und bei guter Gesundheit wieder sehe. Meine Brüder und ich befinden uns, Gott sei Dank, zum Verwundern wohl und Prag wird in zwei Tagen in unsern Händen sein."

Im Uebrigen finden wir den König auch hier wieder in derselben heiteren Stimmung, wie in dem ersten Feldzuge. An seinen Freund Jordan schreibt er: „Dein Brief machte mir eine große Freude; allein ich ersehe daraus, daß Deine Gesundheit nicht so dauerhaft ist, als ich es wünsche. Thu doch ja, mein Kind, Alles, was Du für Deine Gesundheit zuträglich hältst und reise nach der Gegend der Erde, wo Du sie am besten wieder herstellen kannst. — Ich melde Dir, daß ich Verse gemacht habe, die ich jedoch, bevor ich sie Dir schicke, noch verbessern muß. Ihr erwartet vielleicht Nachrichten von einer ganz anderen Art, allein so geht es in der Welt, oft geschieht gerade das Gegentheil von dem, was man denkt. — Ich befinde mich hier unter allen Schanzen, Außenwerken, Laufgraben und Brustwehren der ganzen Welt. Ich habe viel Arbeit, viel Sorge und Unruhe, allein ich beklage mich über nichts, wenn ich nur dem Vaterlande gute Dienste leisten und ihm so nützlich sein kann, als ich es wünsche. — Adieu, behalte mich immer lieb und vergiß nie die abwesenden Freunde."

(Aus dem Lager von Prag im Sept. 1744.)

Ich beklage Dich, mein lieber Freund, daß Du noch immer krank bist. Ich nehme den aufrichtigsten Antheil an Dir und

wünschte, warum? das weiß ich nicht, daß sich Jordan wohl befände. Ueber Alles, was mich betrifft, mach' Dir keine Sorge. Unsere Anlegenheiten gehen, Dank sei dem Himmel! gut und was meine Person betrifft, diese bedeutet im Weltall so wenig, daß man die Existenz der Atome, aus denen ich bestehe, kaum bemerken kann. Du wirst diesen Satz sehr metaphysisch finden, allein Du weißt, daß der Krieg nur, wenn er von Barbaren geführt wird, die Künste zerstört. In einigen Tagen werden wir in Prag sein; unsere Angelegenheiten fangen an ernsthaft zu werden. Wir werden davon Vortheil haben und in Betreff unserer Truppen bin ich überzeugt, daß meine Soldaten ihren Ruf zu erhalten wissen werden. Viele Beschwerden haben wir gehabt, schlechte Wege und noch schlechteres Wetter, allein was sind Anstrengung, Noth und Gefahr im Vergleich mit dem Ruhme? Er ist eine so rasende Leidenschaft, daß ich nicht begreife, wie sie nicht Jedermann den Kopf verdreht.

Ein Gläschen in vollen Zügen
Zu leeren ist dein Vergnügen;
Anstatt dem Ruhme dich zu weihn,
Willst an der Liebe dich erfreun.

Adieu. Für heute genug. Schreibe mir oft, sei überzeugt, daß ich Dich immer liebe und, Scherz bei Seite, an Deinem Glücke mehr Antheil nehme, als irgend ein Anderer."

Die Anstalten zum Sturme auf Prag waren schon vorbereitet, als der östreichische Commandant, General Graf Harsch, am 18. Sept. die Stadt übergab.

Die Eroberung von Prag veranlaßte den Prinzen Karl, mit dem zugleich der kriegserfahrene Feldmarschall Traun an die Spitze des östreichischen Heeres gestellt worden war, ein

zahlreiches Heer nach Böhmen zu führen. Es war dem Könige nicht möglich gewesen, das Ufer der Elbe an allen Uebergangspunkten gehörig zu besetzen, so daß der Feldmarschall Traun am 18. Nov. den Uebergang bei Selmitz mit Gewalt erfocht, obschon eine kleine Abtheilung Preußen unter dem Oberstlieutenant v. Wedell ihn mit großem Heldenmuthe vertheidigte. „Dieser Uebergang über die Elbe," sagt Friedrich, „entschied den ganzen Feldzug. Allein durch Klagen über das Schicksal hätte man nur Zeit verloren; man dachte nur daran, das Uebel, so gut es die Umstände erlaubten, wieder gut zu machen. — Das Bataillon Wedell hatte zwei Officiere und hundert Mann in dem Gefechte bei Selmitz, welches in den preußischen Jahrbüchern ewig denkwürdig bleiben wird, verloren. Der Oberstlieutenant Wedell erwarb sich durch diese schöne That den Namen des preußischen Leonidas. Der Prinz von Lothringen, erstaunt, daß ein einziges preußisches Bataillon ihm fünf Stunden lang den Uebergang über die Elbe streitig gemacht, sagte zu den Officieren seines Gefolges: „die Königin wäre sehr glücklich, wenn sie in ihrer Armee Officiere hätte, wie diese Helden." —

In einem Kriegsrathe, welchen der König in dieser bedenklichen Lage hielt, wurde beschlossen, Böhmen zu verlassen und das Heer auf drei verschiedenen Wegen nach Schlesien zu führen, eine Maaßregel, die um so dringlicher erschien, seitdem sich das kursächsische Heer mit dem östreichischen verbunden und dem Könige den Rückzug nach Dresden abgeschnitten hatte. Nicht ohne bedeutende Verluste erreichte der König die schlesische Grenze, denn das herbstliche Regenwetter hatte die Gebirgswege verdorben und die leichten ungarischen Truppen beunruhigten den Nachtrab unaufhörlich. Am traurigsten erging es der preußischen Besatzung in Prag, welches Generallieutenant

v. Einsiedel den 26. Nov. auf so ungeschickte Weise verließ, daß die Bürger und die eingedrungenen Panduren den größten Theil der Mannschaft niederhieben und zu Gefangenen machten. Der König ertheilte Einsiedeln einen sehr ungnädigen Abschied, war indessen gegen sich selbst nicht minder streng. „Niemals," schreibt er in seiner Geschichte, „beging wohl ein General mehr Fehler, als der König in diesem Feldzuge. Der erste von allen war ohne Zweifel der, daß er nicht hinlänglich für Magazine gesorgt hatte, um sich mindestens sechs Monate in Böhmen halten zu können. Um das Gebäude einer Armee aufzuführen, muß man daran denken, daß der Magen der Grundstein ist. Dies war noch nicht Alles. Der König wußte sehr wohl, als er in Sachsen einrückte, daß der Kurfürst dem Wormser Bündnisse beigetreten war; er mußte daher, bevor er seinen Fuß nach Böhmen setzte, die Sachsen zwingen, auf seine Seite zu treten, oder sie gänzlich vernichten." Noch eine Menge Fehler, die er selbst begangen, zählt der König auf und ertheilt dagegen dem Feldherrn der Feinde das größte Lob. „Das Benehmen des Feldmarschalls Traun," sagt er, „ist ein Muster der Vollkommenheit, welches ein jeder Militair, welcher sein Handwerk liebt, studiren muß, um, wenn er Talent dazu hat, es nachzuahmen. Der König hat es selbst eingestanden, daß er diesen Feldzug für seine Schule in der Kriegskunst und Herrn v. Traun für seinen Lehrmeister halte. Oft ist das Glück verderblicher für die Fürsten, als das Unglück. Das erstere berauscht sie mit Hochmuth; das andere macht sie umsichtig und bescheiden." —

Sobald der König seine Truppen nach Schlesien geführt und ihnen dort sichre Winterquartiere angewiesen hatte, reiste er nach Berlin, wo er den 14. Dec. eintraf. Er ordnete die Festlichkeiten des Carnevals an, als ob der Krieg ihm nicht die

geringste Besorgniß weiter mache. Sonntag den 20. Dec. wurde der Carneval mit einer großen Aufwartung bei Hofe (Cour) eröffnet, Montag war italienische Oper, Dienstag Redoute, Mittwoch französische Comödie, Donnerstag Oper, Freitag Cour, Sonnabend Assemblée in der Stadt bei einem der Minister. Die Tänzerin Barberini entzückte durch ihren graziösen Tanz so sehr, daß selbst ein lateinisches Gedicht auf sie in den Zeitungen erschien. Der König fand großen Gefallen an dieser Tänzerin und sah sie öfter in einer vertraulichen Gesellschaft bei dem General v. Rothenburg. Wir finden in dieser Zeit den König sehr geneigt, sich der Schauspieler gegen die Anfeindungen, welche sie von denjenigen erfuhren, die ihren Stand für unehrlich und ihre Kunst für ein Werk des Satans erklärten, in Schutz zu nehmen. Die theologische Facultät zu Halle hatte eine in diesem Sinne abgefaßte Vorstellung an das Generaldirectorium eingereicht, worin sie in einem sehr leidenschaftlichen Tone darauf antrug, die Comödianten aus der Stadt Halle fortzuschaffen, da dieselben nur das zeitliche und ewige Verderben der Studenten herbeiführten. Der König, welcher gegen die Halleschen Pietiesten und insbesondere gegen den Professor Francke wegen der Verfolgung, die er dem Philosophen Wolf zugezogen hatte, ungünstig gestimmt war, schrieb an den Rand der ihm zugegangenen Vorstellung des Generaldirectoriums den 14. Febr.: „Da ist das geistliche Muckerpack daran schuld. Sie sollen spielen und Herr Francke soll dabei sein, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun und mir soll das Attest von dem Commandanten geschickt werden, daß er da gewesen ist." Er nahm diese Sache so streng, daß er unter dem 17. Febr. dem Generaldirectorium nochmals aufträgt, ihm das verlangte Attest, daß der Professor Francke in

der Comödie gewesen, einschicken soll. Das Generaldirectorium erlaubte sich, dem Könige diese Angelegenheit noch einmal vorzutragen, allein er bestand auf seinen Befehl und schrieb den 19.: „Inskünftige werden die Herren Pfaffen wohl vorsichtiger werden und nicht denken, dem Generaldirectorium und mir Nasen zu drehen. Die Halleschen Pfaffen müssen kurz gehalten werden, es sind evangelische Jesuiten und man muß ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeste Autorität einräumen." Später (den 16. März) erließ jedoch der König dem Professor Francke das Erscheinen im Theater; er mußte dafür eine Geldstrafe an die Armenkasse zahlen.

Während der Abwesenheit des Königs war dem Bruder desselben, dem Prinzen Wilhelm, den 25. Sept. 1744 ein Sohn — der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. — geboren worden. Der König begab sich bald nach seiner Rückkehr zu seiner Schwägerin und beschenkte den künftigen Thronfolger mit dem schwarzen Adlerorden.

So glänzende Feste aber auch Friedrich während seiner Anwesenheit in Berlin gab, so machte ihm doch die Beschaffung der Mittel zu einem neuen Feldzuge nicht geringe Sorge; denn der Schatz war leer. Die Münze stand unbeschäftigt, es fehlte an edlem Metalle. Da fiel bei einem der Hofbälle in dem Rittersaale des Schlosses der Blick des Königs auf das von massivem Silber gearbeitete Chor, auf welchem zwanzig Musikanten zum Tanze aufspielten. Am folgenden Morgen wurde dieser Saal wegen verschiedener darin vorzunehmender Baulichkeiten geschlossen. Der geheime Kämmerer Fredersdorf aber erhielt Befehl, den silbernen Chor abnehmen zu lassen und mit anderem schweren Silbergeräthe in größter Verschwiegenheit durch zwölf königliche Haiducken in die Münze





zu schaffen. Später wurde dieses Chor durch ein versilbertes hölzernes ersetzt, welches noch bis auf den heutigen Tag dieselben Dienste thut.

Vierzehntes Capitel.

Kaiser Karl VII. stirbt den 20. Jan. 1745. — Friedrich geht zur Armee nach Schlesien. — Er muß in der Mönchskutte die Vesper singen. — Schlacht bei Hohenfriedberg den 4. Juni 1745. — Das Ehrendiplom des Dragonerregiments Baireuth. — Sieg der Franzosen bei Fontenoi den 11. Mai 1745. — Franz I., deutscher Kaiser. — Schlacht bei Sorr den 30. Sept. 1745. — Friedrich verliert seine ganze Bagage.

Der Tod Kaiser Karls VII., welcher den 20. Januar 1745 zu München erfolgte, hatte mehr Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten, als es sein Leben jemals gehabt. Das zu Frankfurt von dem Könige mit dem Kaiser und einigen deutschen Fürsten geschlossene Bündniß lösete sich auf; Oestreich, England, Sachsen und Holland verbündeten sich auf's Neue gegen Friedrich. Die östreichische Armee hatte Fortschritte in Oberschlesien gemacht und Maria Theresia bereits in einem Manifeste vom 1. Dec. 1744 erklärt, „daß sie sich nicht weiter an den Breslauer Frieden gebunden achte, Schlesien und die Grafschaft Glatz als ihr Eigenthum ansehe und daher die Einwohner auffordere, sie als ihre rechte Erbfrau anzusehen."

Der König durfte nicht länger in Berlin verweilen; er reiste den 15. März 1745 zur Armee ab, und die Feinde ließen ihm hinlängliche Zeit, hier die nöthigen Anordnungen für die Eröffnung des Feldzuges zu treffen. Mehr als je vorher war er auf seine eigenen Mittel angewiesen, denn die Franzosen, seine einzigen Bundesgenossen, stellten ihm kein Hülfsheer und der junge Kurfürst von Baiern schloß mit der Königin von Ungarn den 22. April den Frieden zu Füssen. Mit dem Kurfürsten von Sachsen aber schloß Maria Theresia ein geheimes Bündniß zu Leipzig (den 18. Mai), in welchem eine Theilung der in Deutschland gelegenen Länder des Königs von Preußen bereits festgestellt wurde. Da bisher in dem Zusammentreffen mit den Feinden die östreichische Reiterei, zumal die Ungarn, der preußischen überlegen war, so war es Friedrich besonders erwünscht, daß sich einzelne Anführer seiner leichten Reiterei mit Glück in kleineren Gefechten gegen die Oestreicher versuchten. Vor allen anderen Officieren zeichnete sich der General Zieten durch Tapferkeit und List aus. Der Markgraf Karl von Schwedt stand auf dem äußersten Posten in Oberschlesien bei Jägerndorf und war in Gefahr, gänzlich von der Hauptarmee abgeschnitten zu werden. Da übernahm Zieten mit seinem Husarenregimente den schwierigen Auftrag, dem Markgrafen den Befehl des Königs zum Rückzuge zu überbringen, welchen dieser, mit dem Degen in der Faust an der Spitze von 12000 Mann durch ein feindliches Corps von 20000 Mann glücklich ausführte. Ein hartnäckiges Gefecht hatte er den 22. Mai bei Jägerndorf zu bestehn. „Der Markgraf," erzählt Friedrich, „gab in diesem Gefechte Beweise von Tapferkeit, welche des Blutes seines Großvaters, des Kurfürsten Friedrich Wilhelms, würdig waren. General Schwerin erwarb sich bei dem Angriffe an der Spitze seiner Reiterei einen





Dem Könige werfen die Mönche im Kloster Camenz eine Kutte über, um ihn gegen die eindringenden österreich. Husaren zu verbergen.

desto glänzenderen Ruhm, da mit demselben zugleich der Ruhm der preußischen Cavallerie anfing. Es ist unglaublich, wie schnell sich Kühnheit oder Schrecken dem großen Haufen mittheilt. Im Jahre 1741 war die preußische Reiterei das unbehülflichste und zugleich das muthloseste Corps, das es in allen europäischen Armeen gab. Nachdem es sich aber geübt, sich Gewandtheit und Vertrauen zu seinen eigenen Kräften erworben hatte, versuchte es diese; es gelang ihm und so ward es kühn." — Der König versäumte nicht, die einzelnen Officiere und Soldaten, zuweilen auch ganze Regimenter für ihre Tapferkeit auszuzeichnen. War er mit einem Bataillon besonders zufrieden gewesen, so ritt er, wenn dasselbe in das Lager einrückte, ihm entgegen und führte es in eigner Person an die ihm angewiesene Stelle. „Achtung und Belohnung des Verdienstes," sagt der König, „spornt die Andern zu gleichen Thaten an. Es war deshalb nothwendig, das glorreiche Gefecht von Jägerndorf in der Armee zu feiern. Der Markgraf, der General Schwerin und Alle, die sich dabei ausgezeichnet hatten, wurden wie im Triumphe empfangen. Die anderen Regimenter erwarteten mit Ungeduld eine Gelegenheit, es diesen Helden gleich zu thun, ja sogar sie zu übertreffen. Alle brannten vor Begierde, zu kämpfen und zu siegen."

Obwohl die Königin nichts unversucht ließ, die Einwohner Schlesiens sich geneigt zu machen und als ihre rechtmäßige Herrscherin anerkannt zu werden, so gelang es ihr doch hiermit so wenig, daß nicht allein die evangelischen Unterthanen, sondern auch die katholischen, ja selbst die Mönche in den Klöstern, in der Zuneigung zu dem Könige Friedrich nicht wankten. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon gaben der Prior und die Mönche des Klosters zu Camenz, in welchem der König während des Monats Mai sein Hauptquartier hatte. Die frommen Brü-

der bewirtheten den König auf das Freigebigste und fühlten sich durch das Vertrauen, welches er ihnen schenkte, so geehrt, daß sie den Jahrestag der Schlacht von Chotusitz den 17. Mai mit einem Hochamte celebrirten und dem Könige in einer Gartenlaube ein ausgesuchtes Mittagsmahl gaben. Die Oestreicher hatten erfahren, daß der König in dem Kloster sehr oft einspreche. Eines Tages erhielt der Prior von einem östreichischen General eine Aufforderung, den König unter irgend einem Vorwande aufzuhalten zu suchen, da er das Kloster am Abend zu überfallen gedenke. Der Prior theilte ohne Verzug dem Könige diese Nachricht mit, er wollte sich rasch auf das Pferd werfen und entfliehen, allein die Feinde hatten das Kloster schon umringt. Der Prior war schnell gefaßt. Er brachte dem Könige Kutte und Kapuze nebst Rosenkranz und Skapulier. Zur ungewöhnlichen Stunde wurde zur Messe geläutet, alle Brüder versammelten sich vor dem Altare und sangen Complete und Kyrie. Die Panduren durchsuchten vergebens das Kloster, wo sie den Prior beschäftigt fanden, durch Besprengung mit dem Weihwedel die durch die Ketzer entheiligte Stätte wieder zu reinigen; sie bekreuzten und segneten sich und ritten davon. Der König aber vergaß es den frommen Vätern nie, daß ihn ihre Kapuze diesmal gerettet hatte.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg,
den 4. Juni 1745.

Ein sächsisches Hülfscorps war unter Anführung des Herzogs von Weißenfels in Schlesien eingedrungen und hatte sich mit der östreichischen Armee vereinigt. Der Prinz von Lothringen war über Landshut und Reichenau nach Hohenhennersdorf marschirt. „Am 2. Juni," erzählt der König, „hielten die östreichischen und sächsischen Generale auf einer Anhöhe

bei Hohenfriedberg unter dem Galgen Kriegsrath. Von dieser Anhöhe hatten sie zwar die Aussicht über die ganze Ebene, doch wurden sie nichts als kleine Corps der preußischen Armee gewahr, die sich hinter den Waldungen der Gegend versteckt hielt. — Der König besuchte alle Tage seine Vorposten; am 3. Juni befand er sich auf einer Anhöhe, von wo aus man die Anhöhen von Fürstenstein und selbst einen Theil des östreichischen Lagers bei Fürstenau übersehen konnte. Eine aufsteigende Staubwolke verrieth ihm den Anmarsch der östreichischen Armee. Ihr rechter Flügel lehnte sich an den Bach bei Striegau und zog sich von dort gegen Ronstock und Hausdorf; die Sachsen, welche den linken Flügel ausmachten, breiteten sich bis nach Pilgrimshain aus. Der König zog sich am Abend in größter Stille mit seiner ganzen Armee zurück, um eine günstigere Stellung zur Schlacht einzunehmen; damit dem Feinde dieser Marsch verborgen bliebe, ging die Vorsicht des Königs so weit, seinen Soldaten sogar das Tabaksrauchen für diese Nacht untersagen zu lassen.

Am 4. Juni versammelte der König um 2 Uhr des Morgens die vornehmsten Officiere der Armee, um ihnen die Anordnung des Treffens mitzutheilen. „Wir würden sie,“ dies sind des Königs eigene Worte, „übergehen, wenn nicht Alles, was auf eine entscheidende Schlacht Bezug hat, von Wichtigkeit wäre. Hier ist sie: die Armee tritt sogleich in zwei Treffen rechts den Marsch an; sie geht über das Striegauer Wasser. Die Reiterei stellt sich, dem linken Flügel der Feinde gegenüber, an der Seite von Pilgrimshain in Schlachtordnung; das Corps des Generals Dümoulin deckt ihren rechten Flügel; der rechte Flügel der Infanterie stellt sich an den linken Flügel der Reiterei; die Reiterei des linken Flügels lehnt sich an den Bach bei Striegau und behält in der Ferne die

Stadt dieses Namens im Rücken. Zehn Dragoner- und zwanzig Husarenschwadronen bilden den Rückhalt. Die Reiterei fällt den Feind ungestüm mit dem Degen in der Faust an; sie macht in der Hitze des Treffens keine Gefangenen und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht. Das Fußvolk rückt im Sturmschritte gegen den Feind an, wenn die Umstände es nur irgend erlauben, dringt es mit gefälltem Bajonett auf ihn ein. Muß gefeuert werden, so geschieht es erst in einer Entfernung von 150 Schritt."

Sobald ein jeder der Officiere wieder auf seinen Posten zurück war, setzte sich die Armee in Bewegung. Die sächsischen Regimenter, welche den Befehl erhalten hatten, Striegau zu besetzen, wurden hier von einer Batterie von sechs Vierundzwanzigpfündern empfangen; ein ungestümer Angriff der preußischen Reiterei warf die Sachsen und ihr ganzes Armeecorps war geschlagen, noch bevor sich der linke Flügel der preußischen Armee in Schlachtordnung gestellt hatte. Der Herzog von Lothringen war zu Hausdorf benachrichtigt worden, daß man aus Kanonen und kleinem Gewehr feuern höre; er glaubte ganz treuherzig, die Sachsen griffen Striegau an und blieb also unbekümmert. Endlich meldete man ihm, diese wären auf der Flucht und alle Felder mit ihnen besäet. Jetzt zog er sich eiligst an und befahl seiner Armee vorzurücken. Die Oestreicher marschirten also mit abgemessenen Schritten in die Ebene, die zwischen dem Striegauer Wasser und dem Ronstocker Gehölz liegt. — Da es, nachdem die Sachsen geschlagen worden waren, auf dem rechten Flügel keinen Feind mehr gab, ließ der König eine Viertelschwenkung machen, um den Oestreichern in die linke Seite und in den Rücken zu gehn. Alles wurde auf das Pünktlichste ausgeführt und ein Regiment that es dem andern an Tapferkeit und Ausdauer, ein Führer dem

andern an Entschlossenheit und Heldenmuth zuvor. Die Generale Kiau, Ziethen, Nassau warfen Alles vor sich nieder. Vor allen andern Regimentern zeichnete sich das Dragonerregiment Baireuth aus, geführt von dem Obersten Otto v. Schwerin. Der General v. Geßler, welcher das zweite Treffen commandirte, ließ die preußische Infanterie Platz machen, um mit der Reiterei sich auf die Oestreicher zu stürzen. Dies eine Dragonerregiment hieb Alles vor sich nieder, schlug zwanzig Bataillons Oestreicher in die Flucht, machte 4000 Gefangene, erbeutete sechsundsechzig Fahnen und vier Kanonen. „Eine so einzige, glorreiche That," sagt der König, „verdient mit goldenen Buchstaben in die Jahrbücher der preußischen Geschichte eingeschrieben zu werden."

Die Oestreicher und Sachsen verloren 9000 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene, darunter vier Generale und 200 andere Officiere, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken, 60 Kanonen. Der Verlust der Preußen betrug an Todten und Verwundeten 1800 Mann.

Dem Dragonerregimente Baireuth verlieh der König „als ein ewiges Zeichen der Dankbarkeit" einen „königlichen Gnadenbrief und Diploma für die, in der glorieusen Bataille bei Friedberg in Schlesien bewiesene heldenmüthige Tapferkeit." Als besondere Auszeichnung erhielt das Regiment auf die Patrontaschen Grenadierflammen, das Recht, den Grenadiermarsch durch Tambours schlagen und den Küraßiermarsch durch die Trompeter blasen zu lassen. „Gegenwärtiges Ehrendiploma," heißt es in diesem von dem Könige unterzeichneten, mit dem großen Wachssiegel versehenen Pergamente, „soll diese höchst rühmliche und in dem Angesichte der ganzen feindlichen Armee recht heldenmüthig ausgeführte That des braven Dragonerregi-

ments von Baireuth auf der Wahlstatt öffentlich versiegeln und dadurch aus besonderer königlicher Gnade und thätlichem Erkennen gegen die hohen und niedern Officiere des tapfern baireuthischen Regiments dieses so herrliche und unglaubliche Meisterstück der erworbenen Kriegserfahrung anjetzo und bei der Nachwelt in beständigem Andenken erhalten und außerordentlich verewigen." Dem Regimente wurde durch dies Diplom ein neues Regimentssiegel verliehen, in welchem der preußische Adler von sechsundsechzig eroberten Fahnen umgeben ist. Der Oberst Otto von Schwerin wurde zum Generalmajor befördert. Der General Geßler wurde in den Grafenstand erhoben und sein Wappen erhielt folgende Auszeichnungen: zu beiden Seiten des Wappenhelmes zwei Standarten, die eine mit der Zahl 20, die andere mit der Zahl 66; einen kleinen Schild, worauf der tapfere römische Ritter Curtius abgebildet ist, wie er sich zu Pferde in den offnen Schlund stürzt, mit der Umschrift: „dulce et decorum est pro patria mori“ (schön ist es und edel, für das Vaterland zu sterben). Der Major Chazot, welcher sich ebenfalls ausgezeichnet hatte, erhielt in sein Wappen ein Schild, zu beiden Seiten mit Standarten, auf denen die Buchstaben H. F. und die Zahl 66 standen. An die Mutter Chazot's, welche zu Caen in Frankreich lebte, schrieb der König: „Schon längst haben Sie durch die Dienste, welche Ihr Herr Sohn mir geleistet hat, ein Recht auf meine Achtung und Aufmerksamkeit. Die Mutter eines so braven und allgemein geschätzten Officiers kann von mir nichts anderes, als Beweise eines aufrichtigen Wohlwollens erwarten." Der Brief war von einer mit Diamanten besetzten goldenen Dose begleitet.

Dem gesammten Heere ertheilte Friedrich in seinem Schlachtberichte das Lob, daß nicht ein einziges Corps zum Weichen gebracht worden sei, und fügt dann jene bedeutungsvollen Worte

hinzu: „Die Welt ruht nicht sichrer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere!" Wir aber singen:

Nicht Roß, nicht Reißige
Sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn.
Liebe des Volkes kann's,
Liebe des freien Manns
Gründen des Königs Thron
Wie Fels im Meer!

In seiner Gesinnung finden wir den König nach der gewonnenen, für ihn so glorreichen Schlacht unverändert, bescheiden, ruhig, das Wohl des Vaterlandes nie vergessend. An seinen Lehrer und Freund Dühan, der ihm einen Glückwunsch zugeschickt hatte, schrieb er aus dem Feldlager den 14. Juni: „Sie sind Philosoph und wünschen mir Glück zu einer gewonnenen Schlacht! Daran erkenne ich Sie gar nicht. Ich glaubte, Sie seufzten blos über die Grausamkeiten, die meine Feinde mich, an ihnen zu begehen, gezwungen haben. Ich für meinen Theil freue mich, daß ich mein Land von dem schrecklichsten Unglück gerettet und den Ruf meiner Truppen wieder hergestellt sehe, welchen meine Feinde bei der Welt zu verdunkeln suchten. Uebrigens versichre ich Sie, daß ich sehr philosophisch denke und daß mir beständig das wahre Wohl und Glück meines Volkes am Herzen liegt. So viele Menschen, die hundert Mal größer sind als ich, haben größere und vollständigere Siege davon getragen, als der am 4. d. M. war. Flüchtiges, nur eine kurze Zeit währendes Glück muß einen denkenden Menschen nicht stolz machen. Die Vorsehung hat die Mehrzahl meiner Freunde auf diesem gefahrvollen Gange, den sie

Alle zugleich thaten, erhalten. Dies ist ein großer Trost für mich und eben so die Nachricht, daß Sie sich einer vollkommenen Gesundheit erfreuen. Erhalten Sie sich diese, lieber Dühan, und sein Sie so gerecht, mir noch immer die alte Freundschaft und Zärtlichkeit zuzutrauen, mit welcher ich bin

Ihr

getreuer Freund

Friedrich."

Der „guten Mama Camas" erstattet Friedrich ebenfalls sogleich nach der Schlacht einen Bericht. „Wir hatten," schreibt er ihr, „diesmal mehr Glück als Verstand, und wagen es kaum, vor einer so respectablen Gouvernante, wie Sie, zu erscheinen. Ich sage Ihnen vom Grunde meines Herzens Dank für die aufrichtige Theilnahme, die Sie an dem guten Erfolge meiner Waffen nehmen; der ganze Staat stand auf dem Spiele, diesmal galt es zu siegen oder zu sterben. Der liebe Gott hat uns sichtbar in seinen Schutz genommen; der Vorsehung und meinen guten und braven Officieren danke ich mein Glück. — — Adieu, meine liebe Mama; noch acht Tage werden wir uns umhertreiben, hernach ist Hoffnung, daß wir den Verstand wieder gewinnen. Haben Sie die Güte mich mit einigem Vorrathe davon zu versorgen, denn Sie und die anderen Leute in Berlin haben davon mehr, als sie brauchen können. Ich bin u. s. w."

Dieselbe scherzhafte Bitte wiederholt er in dem folgenden Briefe vom 27. Juli 1745. „Wenn alle Welt den Verstand auf dem Rücken trüge, wie Sie ihn, meine liebe Mama, unter Ihrer Frisur tragen, würde man in der Welt nicht so viele Thorheiten erleben. — Sie sagen mir so viel Schmeichelhaftes, was ich durchaus nicht verdiene. Ich bitte, schicken Sie mir

Ihre Weisheit mit dem ersten Courier, denn ich bedarf derselben in meiner Lage sehr. Wir sehn uns hier beinah wie Blödsinnige an und ich versichre Sie, Sie würden Mitleiden mit der lächerlichen Figur haben, welche zwei große Armeen einander gegenüber spielen. Wir andern Renommisten und Eisenfresser richten unsere Augen nach Berlin, wie die Juden nach Sion. Was mich insbesondere betrifft, so schmeichle ich meiner Einbildungskraft sehr angenehm, indem ich meinem Geiste die erfreulichen Bilder meiner Verwandten, Freunde und so vieler Personen, die mir in Berlin werth sind, vorüberführe. Jetzt ist die Zeit, uns für die Vergnügungen des Winters würdig zu machen und uns die zu dem Genuß des Vergnügens so nöthige Ruhe zu verschaffen. Adieu, meine liebe Mama, erhalten Sie uns allen eine Mutter, von welcher Sie wissen, wie sehr wir sie verehren, und wenn Sie, während Ihre Papageien schweigen, die Akademie ruht und Ihre Hunde schlafen, stricken, dann lassen Sie Ihren abwesenden Freunden einige Ihrer verlornen Gedanken zukommen."

Für einen Verlust aber, welchen das Herz des Königs in dieser Zeit erfuhr, konnte ihn selbst eine gewonnene Schlacht nicht entschädigen. Am 24. Mai war sein geliebter Freund Jordan und bald darauf (den 18. August) der treue Jugendgefährte Kaiserling gestorben. Ein schönes und rührendes Zeugniß der Treue Jordans ist dessen letzter Brief an den König; zugleich lernen wir daraus, daß es Männer von ernster Gesinnung waren, welche Friedrich zu seinen Freunden wählte.

Berlin, den 24. April 1745.

Meine Krankheit vermehrt sich so sehr, daß ich alle Hoffnung zur Genesung aufgeben muß. In meiner gegenwärtigen Lage empfinde ich das Bedürfniß einer aufgeklärten und über-

dachten Religion sehr; ohne sie sind wir die beklagenswürdigsten Geschöpfe in der Welt. Ew. Majestät werden mir gütigst nach meinem Tode das Zeugniß geben, daß, wenn ich den Aberglauben mit Erbitterung bestritten, ich doch jederzeit die wahre christliche Religion vertheidiget habe, so weit ich auch von den Meinungen der Theologen abwich. So wie man die Nothwendigkeit des Muthes nur in Gefahren recht kennen lernt, so wird man auch erst in Leiden mit der tröstenden Hülfe recht bekannt, welche die Religion uns darbietet. Schon die Heiden wußten daher Vortheil aus ihr zu ziehn und ich mache jetzt dieselbe Erfahrung. Ew. Majestät können mir dies glauben; Sie hatten mich immer in dem Verdacht, daß ich ein Socinianer sei; allein ich habe Sectennamen von jeher verabscheut und bin versichert, daß ein jeder rechtschaffene Mensch seine eigene Religion hat, die sich nach den Einsichten seines Geistes richtet und von seinen Bedürfnissen bestätiget wird. Mag ich nun leben oder sterben, so sterbe und lebe ich voll Empfindungen der lebhaftesten Dankbarkeit, welche alle die Gnadenbezeugungen verdienen, womit Ew. Majestät mich immer zu beehren geruht haben. Ich habe die Ehre u. s. w." Dem Könige war es Bedürfniß, seinen Schmerz darüber zunächst in das gefühlvolle Herz einer theilnehmenden Freundin auszuschütten. Aus dem Lager bei Semonitz vom 30. August schreibt er an Frau von Camas: „Als ich das letzte Mal an Sie schrieb war meine Seele ruhig und ich ahnete das Unglück nicht, was mich treffen sollte. Ich habe binnen drei Monaten zwei meiner treusten Freunde verloren, Leute, mit denen ich beständig zusammen gelebt, deren gesellige Zartheit, deren Rechtschaffenheit und Freundschaft mir oft den Kummer besiegen, die Krankheit ertragen halfen. Sie wissen, daß für ein, von Natur empfängliches Herz, wie das meine, es schwer hält, einen so tiefen

Schmerz, als ihn dieser Verlust mir verursacht, zu ersticken. Ich werde nach meiner Rückkehr nach Berlin mich in meinem eigenen Vaterlande beinah fremd und, so zu sagen, in meinem Hause einsam fühlen. — Sonst dachte ich mit Vergnügen an meine Rückkehr; jetzt fürchte ich Berlin, Charlottenburg, Potsdam, mit einem Worte alle die Orte, welche mir eine traurige Erinnerung an die Freunde, die ich für immer verloren habe, zurückrufen." Der König bittet in einem folgenden Briefe Frau von Camas, die Sorge für die Erziehung der zurückgelassenen Tochter seines Freundes Kaiserling zu übernehmen. „Da Sie," schreibt ihr der König, „fast keine Verwandten mehr haben, so hoffe ich, daß Ihr gutes Herz mir einen Wunsch, den ich mit der angelegentlichsten Bitte und als etwas, das mich in meiner Betrübniß wahrhaft trösten kann, an Sie richte, erfüllen werden." In einem Briefe vom 13. Sept. 1745 kommt er noch einmal darauf zurück. „Glauben Sie nicht," schreibt er, „daß die Ueberhäufung mit Geschäften und mit bedenklichen Angelegenheiten den Geist von der Traurigkeit abzuziehen vermag. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß dies ein schlechtes Mittel ist. Heute sind es gerade vier Wochen, daß meine Thränen und mein Schmerz begann, und ich fühle mich seit der ersten Heftigkeit weder minder traurig, noch mehr getröstet. Doch, warum Sie mit meiner Traurigkeit unterhalten, als ob ich die Absicht hätte, Sie damit anzustecken. Es ist hinreichend, daß ich meine Noth so gut trage, als ich es vermag."

Schon bereitete der König sich zu einer neuen Schlacht vor, die Vorposten waren täglich handgemein, Meldungen kamen, Befehle mußten ertheilt, Anordnungen von größter Entscheidung getroffen werden und dennoch vergißt Friedrich nicht, in dem Lager bei Staudenz (den 24. Sept.) seinem Lehrer Dühan zu schreiben:

„Ich bekomme nur alle Stufenjahre Briefe von Ihnen, wenn mir nicht irgend ein außerordentliches Ereigniß einen verschafft. Bedenken Sie nur, wie unglücklich ich bin, da ich beinahe zu gleicher Zeit meinen guten Jordan und meinen lieben Kaiserling verloren habe. Sie waren meine Familie und ich glaube jetzt verwittwet und verwaist zu sein und befinde mich in einer Trauer des Herzens, welche finsterer und ernster ist, als die in den schwarzen Livréen. Sie bilden sich ein, mein lieber Dühan, ich könne über mich nach Gefallen verfügen; nichts weniger als dies! Erst das Ende des Feldzuges wird der Entscheidungspunkt und dieser ist mir so wichtig, daß ich meine Klugheit und Thätigkeit verdoppeln muß, um nicht einen Fehler zu begehn, der das ganze Werk zerstören könnte. Spätestens zu Ende Novembers werde ich in Berlin sein, aber ganz zu Boden gedrückt von den Sorgen, die ich hier gehabt habe, und sehr zufrieden, meinem Geiste, der seit achtzehn Monaten in unaufhörlicher Bewegung ist, Ruhe geben zu können. Ich weiß sehr gut, wie viel ich mir von den Artigkeiten, die Sie mir sagen, annehmen darf. Glauben Sie nicht, daß mich dies eitel machen wird. Der Tod allein entscheidet über den Ruf der Staatsmänner; und da ich wahrscheinlich nicht Zeuge von dem sein werde, was man am anderen Morgen, nachdem ich meinen letzten Seufzer ausgehaucht, über mich sagen wird, so begnüge ich mich damit, meine Pflichten nach Kräften zu erfüllen und mich sehr wenig um das Urtheil des Publikums zu bekümmern, welches in demselben Augenblicke wechselt und das lobt, was es eben tadelte. Ihre Befestigungen von Berlin erscheinen mir, mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig kindisch. Wäre ich nicht außer aller Sorge über das Schicksal meiner Hauptstadt, so würden alle Ihre Schanzen mich nicht darüber beruhigen.

Erhalten Sie Ihre Gesundheit und bedenken Sie, daß Sie jetzt beinahe der einzige alte Freund sind, den ich noch habe. Und wenn Sie sich nicht in Dinte und Papier zu Grunde richten, so schreiben Sie mir öfter. Auch bitte ich Sie, einige Aufträge wegen Bücher und dergleichen Sachen, die ich bisweilen brauche, übernehmen zu wollen. Ich glaube, meine Freunde denken so wie ich, und deshalb bilde ich mir ein, daß ich ihnen nie zur Last falle. Leben Sie wohl, lieber Dühan; behalten Sie einige Freundschaft für Ihren Zögling und sein Sie versichert, daß es ihm gegen Sie nie an Freundschaft, Achtung und Zärtlichkeit fehlen wird." —

Die Waffen der Franzosen waren in diesem Feldzuge ebenfalls glücklich gewesen; bei Fontenay hatte Ludwig **XV.** den **11.** Mai 1745 einen glänzenden Sieg erfochten und den Herrn de la Tour mit der Nachricht davon an den König nach Schlesien geschickt. Friedrich schrieb an Ludwig nach der Schlacht bei Hohenfriedberg: „Ich habe den Wechsel bei Friedberg bezahlt, den Sie bei Fontenay auf mich gezogen hatten. Die Schlacht bei Fontenay und die Einnahme von Tournai sind für Sie ruhmvolle, für Frankreich vortheilhafte Begebenheiten; allein für Preußens unmittelbaren Vortheil wäre eine am Ufer des Skamander gewonnene Schlacht, oder die Einnahme von Peking Ereignisse von gleichem Einflusse gewesen."

Durch ein drohendes Manifest Friedrichs, das Kurfürstenthum Sachsen als ein feindliches Land zu behandeln, sah der Graf Brühl sich gezwungen, den größten Theil des sächsischen Hülfsheeres aus Schlesien nach dem eigenen Lande zurückzurufen, und die Königin von Ungarn hatte nach dem Verluste bei Friedberg weniger an die Wiedereroberung Schlesiens als daran gedacht, ihrem Gemahle die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen. In ganz unregelmäßiger Weise wurde das Wahl-

geschäft zu Frankfurt a. M. eingeleitet und trotz der Protestationen des kurbrandenburgischen und kurpfälzischen Gesandten der Großherzog Franz von Toskana, Gemahl der Königin von Ungarn, den 13. Sept. 1745 zum römischen Könige und deutschen Kaiser erwählt. „Die Königin von Ungarn," erzählt Friedrich, „ergötzte sich in aller Gemüthsruhe zu Frankfurt an dem Schauspiele der kaiserlichen Krone, welche sie mit so großer Mühe auf das Haupt ihres Gemahls gesetzt hatte. Dem Kaiser überließ sie das Aeußerliche und behielt die Macht für sich. Sie war durchaus nicht ungehalten, wenn bemerkt wurde, daß der Großherzog der Schatten dieser Würde war und sie die Seele. Diese Fürstin benahm sich in Frankfurt ungemein übermüthig und behandelte die Reichsfürsten wie Unterthanen. Sie äußerte, „daß sie lieber ihren Unterrock, als Schlesien verlieren wollte." Ueber den König von Preußen äußerte sie, daß er einige gute Eigenschaften besitze, die jedoch durch Unbeständigkeit und Ungerechtigkeit verdunkelt würden. Durch geheime Unterhändler hatte der König in Frankfurt Anträge zum Frieden hinwerfen lassen; sie wurden sämmtlich verworfen. Die Festigkeit der Kaiserin artete zuweilen in Hartnäckigkeit aus; sie war ganz trunken von der kaiserlichen Würde, welche ihr Haus wieder erlangt hatte. Einzig und allein mit lachenden Aussichten in die Zukunft beschäftigt, glaubte sie ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie auf gleichem Fuße mit einem Fürsten unterhandle, den sie der Empörung anklagte. Zu diesem Beweggrunde der Eitelkeit kamen noch andere nachhaltigere. Seit Ferdinand I. gingen die Grundsätze des Hauses Oestreich dahin, Despotismus und unbeschränkte Gewalt in Deutschland einzuführen. „Einer solchen Absicht," fügt Friedrich hinzu, „war nichts mehr entgegen, als zu dulden, daß ein Kurfürst zu mächtig werde, daß

ein König von Preußen, stark durch Eroberungen vom Nachlaß Karls VI., seine Macht gegen den östreichischen Ehrgeiz richte und gegen Oestreich mit zu großem Nachdrucke die Freiheit des deutschen Reichs vertheidige."

Der König von England hatte auf's Neue Versuche gemacht, den Frieden zu vermitteln; Friedrich bezeigte seine Geneigtheit, allein Oestreich und Sachsen waren entgegen. „Man irrt sich," sagt Friedrich, „wenn man seinen Feind dadurch auf bessere Gesinnungen zu bringen glaubt, daß man ihn mit den Waffen in der Hand schont; nur Siege zwingen ihn zum Frieden."

Die Schlacht bei Sorr,
den 30. Sept. 1745.

Wegen Mangel an Lebensmitteln hatte der König sich genöthigt gesehen, seine Armee in kleineren Abtheilungen aus einander zu legen und den Rückmarsch nach Schlesien anzutreten. Diesen günstigen Zeitpunkt, ihn anzugreifen, wollte der Prinz Karl nicht ungenutzt vorüber lassen; er hatte ein Heer von 40,000 Mann und wußte, daß der König noch nicht einmal die Hälfte so stark war. „Der König," so erzählt er selbst, „hatte für den 30. Sept. den Marsch aus dem Lager bei Staudenz nach Trautenau angeordnet. Des Morgens 4 Uhr, als er die Generale bei sich hatte, um ihnen die Befehle für den Tag zu dictiren, brachten Officiere die Nachricht, daß einige östreichische Corps anfingen, sich der rechten Seite des Lagers gegenüber auszubreiten. Auf diese Nachrichten erhielten die Truppen Befehl, augenblicklich zu den Waffen zu greifen und der König begab sich zu den Feldwachen, um mit eigenen Augen die Umstände zu untersuchen und zu überlegen, was zu

thun sei. Um sich einen deutlichen Begriff von der Schlacht bei Sorr zu machen, muß man sich die Gegend, in der sie geliefert wurde, genau vorstellen. Das Lager des Königs war auf der einen Seite von tiefen Gründen, auf der anderen von Anhöhen umgeben, die Stellung war gut gedeckt, allein für den Fall eines Rückzuges nach Trautenau würde die preußische Armee in den engen Gebirgswegen vernichtet worden sein. Der König entschloß sich daher ohne Bedenken zum Angriffe; denn es war bei weitem ehrenvoller, kämpfend unterzugehen, indem man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzuge umzukommen, der sicher in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre.

Die preußische Armee war genöthigt, sich unter dem Feuer von 28 östreichischen Kanonen in Schlachtordnung zu stellen, allein nichts brachte die Preußen aus ihrer Fassung, kein Soldat zeigte Furcht, keiner wich von seinem Platze. Nun erhielt der General Buddenbrock Befehl, mit der Reiterei anzugreifen. Die östreichische Cavallerie hatte sich ungeschickterweise auf einem zu engen Raume in drei Treffen aufgestellt, sie wurde geworfen und riß bald auch die Infanterie mit sich fort. Jetzt rückte die preußische Infaneerie zum Sturme der erwähnten Batterie von 28 Kanonen vor und nahm sie; der Generallieutenant v. Bonin und der Oberst v. Geist hatten den meisten Antheil an dieser schönen Unternehmung. Auf allen Punkten wurden die Oestreicher geworfen. Die preußische Garde, welche im Mittelpunkte des Treffens stand, griff unter Anführung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig eine vom Feinde besetzte Anhöhe an; sie ward genommen. Sonderbar war hierbei der Umstand, daß der in östreichischen Diensten stehende Prinz Ludwig von Braunschweig diese Anhöhe gegen seinen eigenen Bruder, den Prinzen Ferdinand, verthei-

digte. Bald sah man das ganze Feld mit zerstreuten Feinden übersäet, Reiterei und Fußvolk, Alles lief durcheinander. Der König ließ die Fliehenden nur bis zu dem Dorfe Sorr verfolgen, nach welchem er diese Schlacht benannte; ein dahinter liegender Wald nahm die Flüchtlinge auf. „Es war in der That genug," heißt es in dem Schlachtberichte des Königs, „daß ein Corps von 18,000 Mann ein Heer von mehr als 40,000 in die Flucht geschlagen hatte. Die Sieger verloren den Prinzen Albrecht von Braunschweig, den General Blankensee, die Obersten Bredow, Blankenburg, Dohna, Ledebur und gegen eintausend Soldaten, glorreiche Schlachtopfer, welche ihr Leben für das Wohl des Staats hingaben! Die Feinde verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen zehntausend Mann. In die Hände der Sieger fielen 10 Fahnen, 2 Standarten, 22 Kanonen, 30 Officiere und 2000 Gefangene."

Im Lager von Sorr, welches der König am anderen Tage bezog, ließ er bei der Parole Folgendes bekannt machen:

„Es lassen Se. Königliche Majestät allen Officiers und Soldaten für die besondere Bravour, Treue und guten Willen danken, so dieselben abermals in dieser Bataille bei Sorr bewiesen haben. Ihro Königliche Majestät werden sich angelegen sein lassen, ihren braven und ehrliebenden Officiers ihre Dankbarkeit in allen Stücken, soviel es die Möglichkeit bei aller Gelegenheit erlaubt, an den Tag zu legen und für ihr Avancement und Fortüne zu sorgen. Sie haben auch das Vertrauen, daß, so lange einer von diesen wohl meritirten Officiers lebt, der Ruhm und die Ehre der preußischen Waffen und die Sicherheit des Vaterlandes bestehen werde." —

Während die ganze Armee des Königs im Gefechte war, fielen der Pandurenoberst von Trenk und der Husarengeneral

Nadasti in das von Truppen verlassene preußische Lager; anstatt aber der preußischen Armee in den Rücken zu fallen, hielten sie sich mit Plünderung und mit Grausamkeiten, die sie an den Kranken und den Weibern verübten, auf. „Dergleichen Handlungen," sagt der König, „empören die Menschheit und brandmarken diejenigen, welche sie begehen oder begehen lassen, mit Schande. Zum Lobe des preußischen Soldaten muß man sagen, daß er tapfer ist, ohne grausam zu sein und daß man oft Beweise einer Seelengröße von ihm gesehen hat, welche man bei Leuten von niederer Herkunft nicht vermuthen sollte."

Sehr empfindlich war dem Könige der Verlust seiner Flöte, seiner Feldbibliothek, seiner Schreibmappen, seiner Chatoulle; „doch, wie kann man," fügt er in seinem Berichte hinzu, „an solche Kleinigkeiten denken, wenn der Geist mit den wichtigsten, entscheidendsten Gegenständen beschäftigt ist, vor denen alle andere verschwinden müssen, mit dem Ruhme und der Wohlfahrt des Staats."

Der östreichische Panduran Trenk schlägt in seiner Lebensbeschreibung die von ihm gemachte Beute viel zu hoch an, wenn er erzählt, er habe in der Kriegskasse des Königs 80,000 Ducaten gefunden und die ganze Beute auf zwei Millionen Thaler schätzt. Daß sie gut aufgeräumt hatten, dürfen wir nicht bezweifeln, da sie sogar die Kammerdiener und das Windspiel des Königs mit zu Gefangenen machten. Friedrich war genöthigt, sich Kleider, Wäsche, Geld, Bücher u. s. w. aus Berlin kommen zu lassen; er gab hierzu dem dort zurückgebliebenen Geheimkämmerer Fredersdorf die nöthigen Befehle:

„Sorr, den 2. Oct. 1745.

Denke dihr, wie Wihr uns geschlagen haben, 18 gegen 50. Meine ganze equipage zum Teufel, anemarie ist thot gehauen,

der Champion mus auch thot seind, Eichel, Müler, der Dechifrem ünd Lesser seind noch nicht ausgefunden. Wann das Unglück einmal will, dann fällt es einen alle Mal auf den Hals. Der Köppen mus Mihr 10,000 Thlr. Schicken. Wehrstu hier geweßen, ich hette nichts verlohren, aber du kennst den dummen Ritzen, der Sich gar nicht zu helfen weiß und ich hatte so viele gefährliche Umbstände auf den Hals, das ich ohnmöglich daran denken konnte. Nuhn ist die campagne gewiß vorbei und werde ich Sie endigen können, wann es Mihr gefällt. Sei du nuhr geruhig; Helffe der Himmel weitter. In solcher großen Gefahr und Noht bin ich Mein thage nicht geweßen, als den 30 und bin doch heraus gekommen. Gott bewahre Dir. Mache doch Meine Sachen alle in Berlin, wie ich sie haben will und werde gesund.

Friedrich."

(An Fredersdorf.)

(Im Lager bei Trautenau, den 9. Oct.)

Ich danke dihr vohr aller deiner Mühe, schicke nichts mehr, denn d. 20 rücken Wihr in Cantonir-Quartiere, d. 3. Nov. werde in Berlin Seindt. Es hat bei Sohrr Schärfer gegangen als Niemalen und bin ich in der Suppe bis über die ohren geweßen. Sistu Wohl, mihr thut keine Kugel was. Die Flöte von Quantz habe gekriegt, sie ist aber nicht recht guht, ich habe Quantzen eine in Verwahrung gegeben, die ist besser. Gib sie mir in Berlin, wenn ich hin komme. Hier haben Wihr noch alle Tage Battaille, dießes thut nichts.

Wann alles wirdt zu Grunde gehn
So wirdt es mit Uns am besten stehn.

Rothenburg ist wieder gesund. Nehme dihr wohl in Acht. Schicke mihr Medesin. Gott bewahre dihr. Friedrich."

Am Tage nach der Schlacht schickte der König einen Trompeter an den Prinzen Karl und bat, einige seiner Bedienten gegen andere Gefangene auswechseln zu dürfen, was sogleich geschah. Sein Lieblingswindspiel, die Biche, hatte der General Nadasti seiner Gemahlin geschickt. Auf die wiederholte Bitte des Königs erhielt er nach längerer Zeit das Hündchen zurück. Der General Rothenburg brachte es unbemerkt in das Zelt. Mit einem Sprunge war es auf dem Tische und legte die Pfötchen auf die Schultern des Königs, der so gerührt von dieser Treue war, daß ihm die Thränen in die Augen traten. —

Um den Verlust der Bücher bald wieder ersetzt zu sehen, wendete sich der König an Dühan, dem er vom 2. Oct. schreibt:

„Ich bin rein ausgeplündert. Haben Sie doch die Güte, mir den Boileau, die schöne Octavausgabe mit Noten zu kaufen und binden zu lassen; vielleicht ist er in Jordan's Bibliothek; ferner: Bossuet's Einleitung in die allgemeine Weltgeschichte; Cicero's philosophische Untersuchungen; die Philippischen und Catilinarischen Reden; Lucian, übersetzt von Ablancourt; die neuste Ausgabe von Voltaire in fünf kleinen Bänden; die Henriade von 1728 oder 1732 besonders; den Horaz, übersetzt von Pelegrin, 2 Bände in 8.; Gresset's Gedichte; die gute und neuste Ausgabe von Chaulieu in groß 8.; Rousseau, die schöne Ausgabe in 8. auf feinem Papier; Feuquieres, 8.; die letzten beiden Feldzüge von Türenne, kl. 8.; das Gedicht auf die Schlacht von Fontenay; die lettres persannes, zwei kleine Bände. Machen Sie mir das Vergnügen, mein Lieber, diese Bücher für mich aufzutreiben und sie mir bald zu schicken. Ich glaube, Sie werden

Alles in der Bibliothek meines lieben Jordan finden. Leben Sie wohl, lieber Dühan. Ich bin d. 30. glücklich durchgekommen und das verschafft mir das Vergnügen, Sie noch einmal der zärtlichen Freundschaft und Erkenntlichkeit zu versichern, die ich gegen Sie habe. Friedrich."

(Im Lager zu Trautenau den 10. Oct. 1745.)

„Ich glaube, lieber Dühan, Sie sind ein Gegengift gegen die Schlachten; denn im vergangenen Jahre, als Sie bei uns waren, thaten wir, was in unsern Kräften stand, um es zu einer zu bringen und doch wollte es uns nicht glücken. Dieses Jahr schien es, als ob die Schlacht von Hohenfriedberg hinreichen würde, allein wir mußten, ohne eben große Lust dazu zu haben, den Oestreichern noch Eins auf's Ohr geben. Ich denke, für diesmal werden sie genug haben und die Wünsche des Publikums befriedigt sein. Sie wissen, ich bin Philosoph und können wohl glauben, daß ich jetzt eben so gemäßigt bin, wie ich es immer war. Vielleicht werden Sie mich etwas verständiger finden, als ehemals, weniger ehrgeizig und immer fest entschlossen, meinem alten Lehrer eben so im Kriege, wie im Frieden, Ehre zu machen.

Adieu, lieber Freund, ich fürchte sehr, daß Sie mir nicht mehr schreiben und daß ich Städte einnehmen, Schlachten liefern, oder irgend ein Jubeljahr abwarten muß, um Briefe von Ihnen zu erhalten. Ich würde Sie sehr gern der Faulheit anklagen, wenn meine alte Achtung für Sie mich nicht hinderte, das hartnäckige Stillschweigen eines Mannes, der nichts zu thun hat, so zu nennen. Vergessen Sie mich nicht; und daß ich Sie d. 3. Nov. in Berlin finde! Ich bin mit aller nur möglichen Hochachtung Ihr sehr getreuer Freund

Friedrich."

Trautenau, den 20. Oct. 1745.

„Mein lieber Dühan!

Ihren dienstwilligen Bemühungen also bin ich für mein Vergnügen verbunden! Ihre Bücher sind in dem sichern Hafen eingelaufen und ich werde sie bezahlen, sobald mir die Rechnungen zugehn. Sagen Sie dem armen Peter (dem Bedienten Jordan's), daß ich für ihn sorgen werde. — Sie halten sich über mich auf, daß ich so viel lesen will? Ich habe ja nicht beständig die Hände voll Arbeit und es findet sich immer ein Augenblick der Muße, um ein gutes Buch zu lesen. Adieu, mein lieber, alter Freund. Wenn ich nach Berlin komme, rechne ich stark darauf, Sie in meinem Zimmer zu finden, um wenigstens einen von meinen Freunden zu umarmen, den mir der Tod in diesem Jahre nicht geraubt hat."

(Rohnstock, den 24. Oct. 1745.)

„Wenn Briefe von Ihnen mit Schlachten zu erkaufen wären, so müßte man Ihnen die Antworten mit blutigen Buchstaben schreiben; allein da Sie jetzt mit mir zur Menschlichkeit zurückkehren, wollen wir Schlachten und Treffen mit angenehmeren Beschäftigungen vertauschen.

Ich versichre Sie, daß mir die Thränen in die Augen kamen, als ich die Bücher meines lieben verstorbenen Jordan aufschlug; der Gedanke, daß dieser Mann, den ich so sehr liebte, nicht mehr ist, macht mir großen Kummer. Aus diesem Grunde scheue ich mich vor Berlin und es wird mir schwer werden, mich von den Annehmlichkeiten zu entwöhnen, welche mir ehemals in dieser Stadt die Freundschaft und der Umgang der beiden Männer gab *), welche ich mein ganzes Leben hindurch vermissen werde."

*) Jordan und Kaiserling.

Der guten Mama Camas vergißt Friedrich ebenfalls nicht Nachricht zu geben. Er schreibt ihr aus dem Lager zu Trautenau den 11. Oct. 1745:

„Meine liebe Mama!

Ich habe nie an dem Antheile gezweifelt, den Sie an Allem, was dem Staate Gutes widerfährt, nehmen, so daß ich Sie hätte für gleichgültig an dem Siege vom 30. v. M. halten können.

Mein Ruf ist in Wahrheit das Geringste bei einer Gelegenheit, wo es gilt, den Staat zu rächen. Das Einzige, was mir bei diesem Siege Freude macht, ist, einiger Maaßen zur Erhaltung so vieler braven Leute beigetragen zu haben, welche ohne einen schnellen Entschluß und ein gewagtes Manoeuvre verloren gewesen wären. Dies ist es, meine liebe Mama, wofür ich Empfindung habe; glauben Sie aber ja nicht, daß ich irgend einen meiner Soldaten nur im Geringsten möchte verwunden lassen aus Eitelkeit, oder um einen falschen Ruhm zu gewinnen, worüber ich ganz enttäuscht worden bin."

Funfzehntes Capitel.

Friedrich besucht Berlin den 31. Oct. 1745. — Kehrt zur Armee zurück den 14. Nov. — Die Sachsen und Oestreicher wollen auf Berlin los gehen. — Gefecht bei Hennersdorf den 23. Nov. 1745. — Klagen über den Herzog Leopold von Dessau. — Dessen Sieg bei Kesselsdorf den 15. Dec. 1745. — Friedrich in Dresden. — Te Deum und Oper. — Der Dresdner Friede den 25. Dec. 1745. — Triumphirender Einzug des Königs in Berlin. — Der General Grünne auf einem Krebse. — Friedrich am Sterbebette seines Lehrers Dühan.

Nach der Schlacht von Sorr fand es der König für angemessen, die gute Jahreszeit noch zu dem Rückmarsche nach Schlesien zu benutzen, da Böhmen für den Winter weder hinlänglichen Unterhalt für die Truppen, noch die nöthige Sicherheit gewährte. Nachdem er diese Bewegung glücklich ausgeführt, kehrte er den 28. Oct. nach Berlin zurück. Die Stadt war bei seiner Ankunft (den 31.) in voller Bewegung, die Menge strömte dem Thore entgegen und begleitete den Wagen des Königs unter unaufhörlichem Vivatrufen. „Ihro Majestät," berichtet die Berliner Zeitung, „nahmen solches Merkmal der Treue und Liebe gnädigst auf und stiegen noch vor dem Portale des Schlosses aus Dero Wagen, zogen den Hut ab und bedankten sich auf die huldreichste Art." Am Abend war die Stadt illuminirt.

Schon glaubten die Feinde, Friedrich habe den Feldzug für dieses Jahr geendet und entwarfen den Plan, ihn in der Mark, wo möglich in Berlin selbst, zu überfallen; allein er ward zeitig genug davon durch den schwedischen Gesandten in Dresden, v. Wulwenstierna, unterrichtet. „Wulwenstierna," so erzählt Friedrich, „war gut bekannt in dem Hause des Grafen Brühl, er machte Spielpartien mit diesem Minister. Brühl war in seiner Gegenwart nicht so vorsichtig, als ein Premierminister, dem alle Geheimnisse seines Herrn anvertraut sind, es überhaupt gegen Jedermann sein sollte. Wulwenstierna entdeckte ohne Mühe, daß der Wiener und Dresdner Hof den Plan entworfen hätten, die Armee des Prinzen Karl von Lothringen durch Sachsen gehn zu lassen, wo die sächsischen Truppen zu ihm stoßen und er dann noch während des Winters auf Berlin anrücken sollte." Dem Könige wurde diese Nachricht durch den schwedischen Gesandten am Berliner Hofe, Rudenskôld, an demselben Tage mitgetheilt, an welchem die in den Schlachten von Friedberg und Sorr erbeuteten Siegeszeichen in der Garnisonkirche aufgehängt wurden. „Da es hier darauf ankam," heißt es in den Schriften Friedrichs, „einen entscheidenden Entschluß zu fassen, so glaubte der König, daß er, ohne seinem Ansehen etwas zu vergeben, einen Staatsrath zusammen berufen könne, um die Stimme der Erfahrung zu hören und dem zu folgen, was in der Meinung derer, die er befragte, der Klugheit gemäß wäre. Wer für das Wohl eines Volkes zu sorgen hat, darf nichts verabsäumen, was zu dem Besten desselben gereichen kann."

Der Fürst von Anhalt sowohl, als der Minister v. Podewils widerriethen dem Könige jede feindliche Unternehmung auf Sachsen, jedoch aus sehr untergeordneten Bedenklichkeiten, wes=

halb der König bei seinem Entschlusse beharrte. Auf eine abmahnende Note des russischen Hofes aber ließ er der Kaiserin Elisabeth antworten: „Se. Majestät habe die Absicht, mit allen seinen Nachbarn in Frieden zu leben; wenn aber Jemand gegen seine Staaten verderbliche Pläne ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa hindern, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu Schanden zu machen."

Die Anstalten der Feinde waren diesmal sehr ernstlich gemeint; der östreichische Feldmarschall-Lieutenant, Graf Grünne, führte ein Corps von 10,000 Mann vom Rheine nach Sachsen und der Prinz Karl von Lothringen ein anderes von 40,000 Mann nach der Oberlausitz, wo 12,000 Sachsen zu ihm stießen. Eine zweite sächsische Armee stand bei Dresden und Berlin war weder durch ein Heer, noch durch eine Festung gedeckt.

Der König verließ seine Hauptstadt den 14. Nov. und traf den 16. in Liegnitz ein. Die schlesische Armee erhielt sogleich Befehl zum Aufbruche, jedoch wußte der König seine Bewegungen den Feinden so geschickt zu verbergen, daß er die sächsischen Truppen am 23. Nov. 1745 bei Großhennersdorf in der Lausitz überfiel und schlug, ohne daß der Prinz Karl sie unterstützen konnte.

Das Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf,
den 23. Nov. 1745.

Der König befand sich am 23. Nov. des Morgens an der Spitze seiner Infanteriekolonne; ein dichter Nebel verhüllte seinen Marsch. Zum Wegweiser hatte er einen Müllerburschen, der versichert hatte, ihn auf dem nächsten Wege nach Hennersdorf zu führen. Beinahe wäre dieser Marsch unglücklich abgelaufen; der Bursche führte die Colonne über eine Wiese,

die im Sommer fest und trocken, im Herbste aber sumpfig war, so daß die Soldaten sich nur mit Mühe durcharbeiteten. Jetzt brachten die vorausgeschickten Zietenschen Husaren die Nachricht, daß Hennersdorf von 2 Bataillons und 6 Schwadronen Sachsen besetzt sei. Diese hatten sich durch jene morastige Wiese, die man für ganz unwegsam hielt, sicher machen lassen und auf dieser Seite keine Wachen ausgestellt; dies gab Gelegenheit, sie zu überfallen. Das Gefecht währte nur zwei Stunden; die Generale Zieten und Wunsch machten mit den Husaren den ersten Angriff; Polenz fiel den Sachsen mit drei Grenadierbataillons in den Rücken, Rochow griff sie von vorn und Winterfeld mit den Cürassieren in der Seite an. Die sächsischen Regimenter Gotha, Dalwitz und O'Byrn wurden zusammengehauen und ihre sämmtlichen Officiere zu Gefangenen gemacht. Der König schreibt an einen seiner Staatsminister (wahrscheinlich an den Grafen Podewils) nach Berlin aus Hermsdorf in der Lausitz den 27. Nov. Folgendes (französisch): „Wir haben in dieser Action 1050 Mann gefangen genommen, auch 31 Officiere, unter denen der Oberst O'Byrn, die Generale Dalwitz und Buchner sich befinden. Wir haben auch vier Kanonen, drei Fahnen, zwei Standarten und zwei Paar silberne Pauken, desgleichen die Feldapotheke, die Munitionswagen u. s. w. erbeutet, so daß dies Corps ganz vernichtet ist. Der Prinz Karl von Lothringen ist nach Böhmen zurückgegangen. Aus allen diesen Umständen können Sie leicht sehen, daß bei fernerem Schutze des Allerhöchsten Sie von dem Feinde nichts mehr zu fürchten haben, so daß Sie in dieser Hinsicht nicht allein den Einwohnern von Berlin, sondern auch noch allen meinen treuen Unterthanen wiederholt diese Versicherung geben können. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß der Allmächtige, welcher die Gerechtigkeit meiner Sache kennt, fortfah=

ren wird, meine Waffen zum Schutze meiner Staaten und meiner Unterthanen zu segnen. Sein Sie ganz ruhig und haben Sie keine Angst. Hier ist, Gott sei Dank! Alles in Ordnung.

Außer den Gefangenen, die ich bereits erwähnt, haben wir heute noch 200 Mann von der sächsischen Garde und in Görlitz die Equipage des Prinzen von Sachsen-Gotha, 28,000 Tonnen Mehl, 100,000 Centner Heu und das ganze Magazin genommen."

Eine kürzere deutsch geschriebene Meldung von des Königs Hand erhielt sein getreuer Fredersdorf:

(Görlitz, den 25. Nov.)

„Wihr haben den Feind ohne den Degen zu ziehn aus der Gantzen Lausitz gegaget und Morgen Mus der Pr. Carel nach Böhmen, 1800 Gefangene nebst Pauken, Standarten und Canons nebst einige 40 Officiers haben Wihr dahrbei gekriegt. Pakke nicht mehr ein, Gottlob! dießes Mal ist es uns gelungen. Ich gedenke d. 2. 3. od. 4. Dec. in Berlin zu seindt, wihr haben nicht 100 Todten und Blesirten, sonst stehet Alles hier sehr guht. Schreibe es Meyringen, daß er es Wiße und sei nuhr dißmal guter Ding. Morgen Folgen Wihr die Flüchtigen auf Zitau und damit so hat es hier ein Ende. Gott bewahre Dihr.

Friedrich."

Die heitren Schlachtberichte an Freund Jordan haben nun aufgehört; allein auch zu ernsterer Unterhaltung fehlte dem Könige das Gemüth nicht. Sein alter, wahrhaft frommer Lehrer Duhan schreibt ihm aus Berlin vom 22. Nov.: „Da Ew. Majestät im Begriffe sind, eine Schlacht zu liefern, so muß ich Ihnen gestehen, daß mein Geist nicht ruhig genug ist, um

Ihnen, wie Sie mir befohlen haben, philosophisch zu schreiben. Meine ganze Philosophie besteht gegenwärtig darin, Gott zu bitten, daß er Ew. Majestät geleite, daß er Sie vor jedem Unglück bewahre und Ihnen über Ihre Feinde solche Vortheile gebe, daß diese Sie um Frieden bitten müssen. Ich bin überzeugt, Sire, daß Ew. Majestät von ganzer Seele den Beistand Ihres Schöpfers anflehen, daß Sie ihn bitten, Ihnen die Irrthümer, in die Sie etwa gefallen sein könnten, zu vergeben und daß Sie, in dem festen Entschlusse ihm getreu zu bleiben, Ihre Befehle mit gewohnter Unerschrockenheit geben und Alles vom Segen des Himmels erwarten werden. Verzeihen Sie, Sire, die Kürze meines Briefes; ich werde Ihnen als Philosoph schreiben, wenn Sie Sieger sein werden; gegenwärtig kann ich nur als Christ schreiben, indem ich die Ehre habe, mit tiefster Ehrfurcht mich zu nennen u. s. w.

Der König antwortet dem, von ihm hochgeachteten, Freunde schon am 28. Nov. aus Ostriz:

„Mein lieber Dühan!

Gott sei Dank, ich erhielt Ihren Brief sogleich nach Beendigung meiner Expedition und nachdem ich den Prinzen Karl vollständig aus der Lausitz hinausgejagt und ihm drei Magazine weggenommen hatte. Ich unterhalte Sie nicht von den Kriegsbegebenheiten, denn ich glaube, meine Expedition ist gegenwärtig bekannt genug, so daß Sie die Einzelheiten davon kennen. Philosophiren Sie nun nach Ihrem Gefallen und besorgen Sie nichts, denn unsere Sachen stehn, Gottlob! gut. Ich schmeichle mir, mein Vaterland von dem schrecklichsten aller Unglücksfälle gerettet und die vielen braven Unterthanen, die ich habe, gegen das Schwert und das Feuer der Furien, die bereit waren, mich und den Staat zu vernichten, beschützt zu haben.

Erhalte ich gute Nachrichten von dem Fürsten von Anhalt, so bin ich bald bei Ihnen in Berlin, wo wir ganz ungestört ohne die tödtliche Unruhe, in welcher ich mich bis jetzt befunden habe, philosophiren. Adieu, lieber Freund, vergessen Sie mich nicht und lieben Sie mich ein wenig. Friedrich."

Durch den Rückzug des Prinzen Karl nach Böhmen sah der General Grünne sich genöthigt, seinen Marsch auf Berlin aufzugeben, zumal da der Fürst von Anhalt, welcher bei Halle stand, ihm leicht hätte in den Rücken gehen können. Diesem gab der König von dem Abzuge des Prinzen Karl eiligst Nachricht und schrieb ihm: „ich habe meinen Schlag in der Lausitz ausgeführt, führen Sie den Ihrigen bei Leipzig aus und ich rechne darauf, Sie in Dresden wiederzusehn." Der alte Dessauer war unwillig, noch bei später Jahreszeit gegen alle Kriegsregeln aufbrechen zu müssen, indessen besetzte er am 29. Nov. Leipzig und rückte langsam gegen Meißen vor, wohin der König ein Corps unter dem General Lehwald geschickt hatte. Der König war über die Schwerfälligkeit des Fürsten Leopold sehr ungehalten. Den 9. Nov. erhielt Friedrich, der sich bereits auf dem Marsche von Görlitz auf Bautzen befand, Nachricht von dem Fürsten aus Torgau. Er schob die Schuld seines langsamen Zuges auf die Schwierigkeit, Lebensmittel und Wagen herbei zu schaffen. „Dies war," bemerkt Friedrich, „nur ein Vorwand, seine Saumseligkeit zu entschuldigen; er hatte neun Tage zu neun Meilen gebraucht. Sein Betragen war um so weniger zu rechtfertigen, da sich zu Halle ein Magazin zu seinem Gebrauche befand, da er zu Leipzig den Feinden eines weggenommen, da kein Feind vor ihm stand und er mithin Herr der Fourage, der Pferde und der Lieferungen vom Lande war. Nur sein Geist des Widerspruchs und sein Alter verursachten diese Langsamkeit. Es wäre ihm gar nicht unlieb

gewesen, wenn man den Zug nach der Lausitz für einen zwar gelungenen, aber doch unbesonnenen Streich eines jungen Mannes angesehen hätte. Er nahm überall die Miene der Bedachtsamkeit und Weisheit an, die nebst seiner vieljährigen Erfahrung gegen das Feuer, welches der König in allen seinen Unternehmungen äußerte, gar sehr abstechen sollte. Der Fürst von Anhalt erhielt indessen über seine Langsamkeit keine Lobsprüche. Der König schrieb ihm, sie sei dem Wohle seines Dienstes sehr nachtheilig, weil die Oestreicher dadurch Zeit erhalten hätten, sich mit den Sachsen zu vereinigen und die Brücke bei Meißen zu zerstören. Zugleich schärfte er ihm ein, sich so schnell, als er nur immer könne, Dresden zu nähern; der Fürst versprach den 12. Nov. in Meißen zu sein."

Er hielt Wort und vereinigte sich den 13. Dec. mit dem General Lehwald bei Meißen, wo sie jedoch die Brücke weder zerstört noch vertheidigt fanden. Der König traf den 14. Dec. ebenfalls mit seiner Armee bei Meißen ein; der Prinz von Lothringen war ihm auf dem Fuße gefolgt und traf am 13. in der Umgegend von Dresden ein, blieb jedoch mit seinen Truppen auf dem linken Elbufer in weit auseinander gelegenen Quartieren, während die sächsische Armee unter Rutowsky, bei welcher sich ein Corps Oestreicher unter Grünne befand, auf dem rechten Elbufer bei Tharandt, Wilsdruff und Kesselsdorf stand.

Die Schlacht bei Kesselsdorf,
den 15. Dec. 1745.

Friedrich hatte seit dem 28. Nov. August III. durch den französischen Gesandten Villiers in Dresden Friedensanerbietungen machen lassen. Von diesem erhielt der König bei seiner Ankunft in Meißen einen Brief, worin er ihm meldete: „Des

Königs von Polen äußerst zerrüttete Umstände und die Noth, in die er sich versetzt sehe, hätten ihn endlich bestimmt, die Hand zu einem Vergleiche zu bieten." „Kaum hatte der König," so erzählt er selbst, „diesen Brief zu Ende gelesen, als man ihm die Nachricht brachte, daß an der Seite nach Dresden hin der ganze Horizont in Feuer zu stehen scheine und daß man eine fürchterliche Kanonade höre. Der König ahnete wohl, daß der Fürst von Anhalt dem Feinde eine Schlacht liefere. Sogleich gab er der Reiterei Befehl, aufzusitzen, der Infanterie, in das Gewehr zu treten. Er traf alle Anordnungen, um im Falle eines Unglücks vorbereitet zu sein. Der Fürst von Anhalt sparte ihm diese Mühe; am Abend traf ein Officier von dessen Armee ein und berichtete dem Könige von der glorreichen Schlacht, in welcher der Fürst die vereinigte sächsisch-östreichische Armee vollständig geschlagen hatte.

Der Fürst von Anhalt war den 15. Dec. früh Morgens aus seinem Lager aufgebrochen und hatte über Wilsdruff den geraden Weg auf Dresden genommen. Er fand die sächsische Armee in und bei Kesselsdorf in Schlachtordnung, durch eine Batterie von 24 Stück Geschütz in der Fronte, an den Seiten durch unersteigliche Felsen, tiefe Abgründe und Hohlwege gedeckt. Drei Grenadierbataillons, geführt von dem Generale v. Herzberg, unterstützt von dem Regimente des Fürsten von Anhalt und dem Dragonerregimente von Bonin machten den ersten Angriff. Sie wurden von den Batterien mit heftigem Feuer empfangen und da ihr tapfrer Anführer, der General v. Herzberg, fiel, wichen sie zurück. Ein zweiter Angriff mißlang ebenfalls; General Rutowski führte nun sein Regiment auf das freie Feld, um die Preußen zu verfolgen. Hierdurch hinderte er seine Batterien am Feuern, das Dragoner-





Leopold I.
Fürst von Anhalt Dessau

regiment Bonin und der Oberst Lüderitz trieben ihn zurück in das Dorf, welches nun von dem pommerschen Infanterieregimente Zeetz im Sturme genommen wurde. Zwanzig Kanonen, vier Mörser, eine Fahne und ein Paar Pauken wurden von dem braven pommerschen Regimente genommen. General Lehwald krönte diesen Sieg dadurch, daß er alle Truppen, welche das Dorf vertheidigt hatten, zwang, das Gewehr zu strecken. Jetzt drang auch der linke Flügel der Preußen vor. „Daß Felsen erklettert werden mußten, daß Schnee den Boden schlüpfrig machte, die Schwierigkeit, einen Feind anzugreifen und zu besiegen, welcher für seinen väterlichen Heerd kämpfte, dies Alles hielt die Sieger nicht zurück und wich ihrem Muthe. Die Sachsen und die Oestreicher wurden aus allen ihren Stellungen vertrieben."

Der Fürst von Anhalt feierte durch diesen Sieg sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum auf eine glänzende Weise; Friedrich erkannte diesmal das Verdienst des erfahrnen und unternehmenden Feldherrn an und ertheilte ihm das aufrichtigste Lob. „Der glückliche Erfolg jener Unternehmung," schreibt Friedrich, „machte, daß man die Langsamkeit vergaß, mit welcher der Fürst von Anhalt im Anfange vorsätzlich zu Werke gegangen war; der große Tag von Kesselsdorf hatte einen schönen Schleier über diesen Fehler geworfen. Der König sagte dem Fürsten viel Schmeichelhaftes über den Ruhm, den er sich erfochten hatte, und vergaß nichts, was seiner Eigenliebe angenehm sein konnte." Später ließ der König einen genauen Plan des Schlachtfeldes aufnehmen und beschenkte den Fürsten damit; als Schildhalter des Titels aber hatte er, als scherzhafte Anspielung, einen großen schnurrbärtigen Kater darauf malen lassen, denn der Fürst wurde von seinen Soldaten der alte

Brummkater, der Schwerenöther, der alte Schnurrbart genannt. Sein Gebet vor der Schlacht von Kesselsdorf lautete: „lieber Gott, steh mir heute gnädig bei, oder wenn Du nicht willst, so hilf wenigstens meinen Feinden nicht, dann will ich schon allein mit ihnen fertig werden und Du kannst zusehn, wie es kommt. Amen!"

Die Sachsen und Oestreicher verloren 3000 Todte, 6500 Gefangene, 5 Fahnen, 3 Standarten, 1 Paar Pauken und 48 Kanonen. Die Preußen hatten an Todten 1600 Gemeine, 41 Officiere und doppelt so viel Verwundete. Der König ertheilte sämmtlichen Officieren des braven pommerschen Infanterieregiments v. Jeetz den Orden pour le mérite und dem Regimente ein Ehrensiegel mit der Inschrift: Kesselsdorf, den 15. Nov. 1745.

Auf seinem winterlichen Eilmarsche aus der Lausitz nach Meißen gewann Friedrich dennoch so viel Gemüthsruhe, um philosophische Briefe an seinen Freund Dühan und wirthschaftlich-humoristische an seinen Kämmerer zu schreiben.

Bautzen, den 7. Dec. 1745.

Mein lieber Dühan!

Sie sind so lakonisch in Ihrer Moral, daß Sie nur Sprüche geben, über welche wir Unwissenden unsere Auslegungen machen können. Ruhm und Ruf gleichen den glücklichen Winden, welche zuweilen die Schiffer begünstigen, aber nicht beständig sind. Die ruhmbegierigen Menschen erinnern mich an jene Holländer, welche ungeheure Summen darauf verwendeten, Blumen zu haben, deren vorübergehende Schönheit zu-

weilen beim Untergange derselben Sonne verschwindet, welche sie am Morgen hervorrief. Unter den Leuten von Verdienst sind ohne Widerrede diejenigen die vorzüglichsten, welche das Gute um des Guten willen thun, Tugend und Gerechtigkeit aus Neigung lieben und deren Handlungen am consequentesten sind; einen untergeordneten Rang nehmen diejenigen ein, welche große Thaten aus Eitelkeit thun. Ihre Tugend ist weniger zuverlässig, als die der ersteren; allein, so unlauter auch die Quelle ihrer Handlungen sein mag, so kann man ihnen, wenn das öffentliche Wohl dadurch gefördert wird, eine Stelle unter den großen Männern zugestehn. Cato gehörte zu der ersten, Cicero zu der zweiten Ordnung; man sieht aber auch, daß die Seele des Stoikers weit über die des Akademikers hervorragt.

Doch ich sehe nicht ein, wozu ich Ihnen eine lange moralische Predigt halte, Ihnen, zu dem ich nur von der Achtung sprechen sollte, welche mir Ihre, sich immer gleiche und immer sichre Tugend einflößt. Ich hoffe, Sie bald selbst hiervon versichern zu können, sobald mir der Himmel vergönnt, den Gräueln des Krieges hier ein Ende zu machen, im Schooße meines Vaterlandes und meiner Familie mich des süßen Umganges mit meinen Freunden zu erfreuen und den Wissenschaften die Augenblicke, welche ich dem Staate nicht schuldig bin, zu widmen.

Adieu, lieber Dühan, sein Sie versichert, daß ich Sie von ganzer Seele liebe.

Friedrich.

An Fredersdorf.

Auf dem Marsche nach Meißen, den 12. Dec. 1745.

Nuhn gehet es auf Meissen und der Porcellan-Fabrique los, wie Du es Sagest und kömmt von beiden Seiten das Unglücke unsern Feinden auf den Hals, der Friede wirt Ihnen angebohten und Wil mihr es nicht gelingen, So ist meine Sehle an allen übel unschuldig, ich tue das wenigste Bößes hier, was ich kann, aber eine feindliche Armee im Lande ist ein groß Unglück und Ein schaden dahr Gott einen jeden dahrvohr Bewahre dehr es abwenden kan. Meine Gesundheit ist durch etwas Ruhe wieder in Ordnung gekomm, aber der Schlaff und appetit fehlet mihr und bin ich wie die Schwangeren Weiber, die unordentliche Lüste haben, aber es will doch nicht recht fort.

Ich kann den Tag noch nicht bestimmen von meiner Rückkunft, indessen werde ich mit Ehren die Berlihner Thüren wieder sehen und bringe entweder den Frieden, oder den föligen Untergang Meiner Feinde mit. Mache man zu fihlen guhten Sachen Anstalt, 8 tage Spähter verschlagen bei so Wichtigen Gelegenheiten nichts. Das aber nehme mihr vor, dießen Winter mihr auf alle Weiße, wie du wohl weist, mihr Was zu gute zu thun. Ich weiß nicht, wohr mihr der Stern noch herum promeniren Wirdt, indessen Mache was ich kann und laße die Sachen gehn in So weit ich Sie nicht Endern kan. Hier ist Alles besser Preussisch als Säksisch. Gott bewahre Dihr.

Friedrich.

An denselben.

Eine Meile von Dresden, d. 16. Dec. 1745.

Du wirst wißen Was Hier passiret ist. Wihr haben (in der Schlacht bei Kesselsdorf, den 15. Dec.) viel leute verlohren, aber die Säksische Armee ist fast gäntzlich zu Grunde gerichtet. Morgen kommen Wihr an Dresden. Meine heutigen Nachrichten Seindt: Pr. Carel und die Saksen Zihen sich nacher Böhmen; ich gedenke d. 20. in Berlin zu Seindt und Nach großen Beschwerden was Ruhe zu genießen.

Laße du man alles dorten Machen so guht du kannst, ich gedenke so viel Geldt und Porzellan mit zu bringen, das ich darvor Meine bagage ersetze.

Saksen zwischen Dresden und Meissen ist völlig Ruiniret, das übrige nicht, Hier ist Vieh und Getreide Wek und die armée Mus noch wieder zurücke Marschiren. Mihr jamern die tohten und bleßirten Unentlich, aber doch ist beßer bei Dresden als bei Berlin. Der Friede sieht wieder weitläuftig aus, Gott weiß, was es werden wird. Simson sein Schreiben ist guht und Sal er man die Pferde bringen. Gott bewahre Dihr.

Friedrich.

Die Oestreicher und Saksen Seindt nach Böhmen und Wihr Morgen in Dresden.

Zu seiner großen Ueberraschung erfuhr Friedrich von den, aus Neugierde nach dem Schlachtfelde von Kesselsdorf strömenden, Dresdner Bürgern, daß die Stadtthore nicht geschlossen

seien, an keine Vertheidigung gedacht werde, die vereinigte Armee der Oestreicher und Sachsen nebst dem Könige und seinen Ministern nach Böhmen entflohen sei, die königlichen Prinzen aber in der Eile vergessen worden wären. Zur Vertheidigung der Stadt waren 6000 Mann Landmiliz zurückgelassen worden, welche hierzu nicht die geringste Neigung verspürten.

Der König besetzte den 17. Dec. die Wilsdrufer Vorstadt. Der Commandant ward aufgefordert, die Festung zu übergeben. Er erklärte, Dresden sei kein befestigter Ort und brauche daher nicht übergeben zu werden. Die zurückgebliebenen geheimen Räthe übersandten dem Könige einen Aufsatz, welcher statt einer Capitulation dienen sollte. Der König setzte nun die Bedingungen der Uebergabe nach seinem Belieben fest und hielt am 18. Dec. seinen Einzug. Sein erster Gang war nach dem königlichen Schlosse, um die zurückgelassenen Prinzen zu beruhigen; er ließ ihnen alle die ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen erweisen; sogar die preußische Schloßwache wurde unter ihren Befehl gestellt. Man hatte in der Stadt das Gerücht verbreitet, der Fürst von Anhalt habe sich von dem Könige ausgebeten, die wehrlose Stadt mit Sturm zu nehmen und zu plündern. „Nie," sagt Friedrich, „würde es der Fürst von Anhalt gewagt haben, dem Könige einen so unmenschlichen Vorschlag zu thun; auch können dergleichen Versprechungen nur wilden Truppen ohne Mannszucht gemacht werden, nicht aber den Preußen, welche nur allein für die Ehre und den Ruhm kämpfen. Die Quelle ihres Glücks ist allein die Ehrliebe ihrer Officiere und der Gehorsam der Soldaten."

Der König wußte sich bald das allgemeine Vertrauen der Bewohner von Dresden zu gewinnen. In allen Kirchen wurde ein **Te Deum** unter dreimaliger Abfeuerung der Geschütze von

den Stadtwällen gesungen und am Abend die Oper Arminius aufgeführt. „Diese Kleinigkeiten," sagt der König in der Geschichte seiner Zeit, „werden hier nur wegen der damit verbundenen Anecdoten erwähnt. Alles, selbst die Oper, ward in den Händen des Grafen Brühl ein Mittel, den Geist seines Herrn zu beherrschen. Als Graf Sulkowski in Ungnade fiel und der König ihm angebliche Verbrechen verzieh, ließ Brühl la Clemenza di Tito (die Huld des Titus) vorstellen. Während dieses letzten Krieges ward Arminius aufgeführt; dies sollte eine Anspielung darauf sein, daß August III. der Königin von Ungarn als der Retter der deutschen Freiheit Beistand gegen die Franzosen und Preußen leistete. Das schmeichelhafte Lob der italienischen Dichtkunst, das, durch die Reize der Musik erhöht, von den geschmeidigen Kehlen der Soprane ihm vorgesungen wurde, überzeugte den König von Polen, er sei ein Beispiel für die Fürsten und ein Muster der Menschheit." Als diesmal die Oper Arminius zur Begrüßung des Königs von Preußen aufgeführt wurde, kam der Director wegen einiger Anspielungen in große Verlegenheit. Die Sänger ließen ein Chor aus, welches sie in Gegenwart der Preußen nicht zu singen wagten, weil es auf das, was so eben in Sachsen geschehen war, mit Recht angewendet werden konnte. Friedrich, der Muth genug besaß, um die Anspielung eines Operntextes nicht zu fürchten, befahl die bedenklichen Verse nicht auszulassen und hat ihnen sogar eine unverdiente Unsterblichkeit in seinen Werken verliehen; sie hießen:

Willst du in deinem Stolz allein
Die höchste Tugend schaun,
Dann hoffe nicht den eignen Thron
Auf Andrer Sturz zu baun.

Während man in Dresden Te Deum und Opern sang, trafen aus Prag Vollmachten für die sächsischen Minister ein, den Frieden abzuschließen und die Königin von Ungarn sendete in gleicher Absicht den Grafen Harrach nach Dresden; der Bevollmächtigte Englands nahm ebenfalls Antheil an den Unterhandlungen, der Friede wurde den 25. Dec. unterzeichnet.

Der Dresdner Friede,
den 25. Dec. 1745.

Der Dresdner Friede war eine Erneuerung und Bestätigung des Breslauer (Berliner) Friedens; der König von Polen als Kurfürst von Sachsen schloß noch einen besonderen Vertrag mit dem Könige von Preußen, in welchem er versprach, den Feinden des Königs niemals und unter keinerlei Vorwand den Durchmarsch durch sein Land zu gestatten; er verbürgte die Bezahlung von einer Million Thlr. Kriegssteuer, welche dem Kurfürstenthume aufgelegt worden war, wogegen Friedrich keine Contributionen mehr auszuschreiben und seine Truppen ohne Verzug aus Sachsen zurückzuziehen versprach. Auffallend erscheint es, daß über Auswechselung der Gefangenen nichts bestimmt wurde. Der König hatte sämmtliche Gefangene, sogar die sechstausend Mann Landmiliz, welche Dresden vertheidigen sollten, unter seine Regimenter gesteckt, so daß er seinen Verlust in diesem Kriege an Mannschaft nur auf 7000 Mann anschlägt. In dem mit der Königin von Ungarn abgeschlossenen Frieden verbürgt Oestreich dem Könige von Preußen alle seine Staaten, Schlesien ausdrücklich mit eingeschlossen, wogegen Friedrich dem Hause Oestreich alle seine deutschen Besitzungen zusichert und Franz I. als Kaiser und Reichsoberhaupt in Deutschland anerkennt. Sachsen, Braunschweig, Kassel und Pfalz wurden in diesen Frieden eingeschlossen.

Am 26. Dec. wurde der Friede in Dresden feierlich ausgerufen und der König wohnte der Friedenspredigt in der evangelischen Kreuzkirche bei. Am 27. Dec. verließ er Dresden und kehrte über Wusterhausen nach Berlin zurück, wo er den 29. des Nachmittags 2 Uhr eintraf. Die berittene Kaufmannschaft war dem Könige bis zur Britzer Haide entgegengeritten und empfing ihn mit dem Zurufe: „Vivat Friedrich der Große!"

Die ganze Bevölkerung der Stadt war dem Könige vor das Cottbusser Thor und noch weiter entgegengezogen, die Menge umringte seinen offnen Wagen und bedeckte ihn mit Lorbeerkränzen. Der König fuhr durch die Roßstraße und die breite Straße nach dem Schlosse. Bei ihm in dem Wagen saßen seine Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm. Vor dem Schloßportale stieg er aus, wendete sich gegen die Menge und dankte mit abgezogenem Hute den Damen, die aus den Fenstern des Schloßplatzes mit ihren Tüchern ihn begrüßten.

Am Abend war die Stadt prächtig erleuchtet; die Berliner hatten hierbei ihrem Witze freien Lauf gelassen und zwar am meisten über sich selbst. So war auf einem Transparent die Flucht der Berliner bei Annäherung der Oestreicher vorgestellt. Ein Hase lief vorauf, ihm folgten eine Menge Kutschen und Bagagewagen im Galopp mit der Unterschrift: „Zur Gesellschaft!" Auf einem anderen Bilde war der General Grünne mit seinem Generalstabe zu sehen, wie er auf Krebsen reitend Berlin einnehmen will; darunter die Verse:

General Grünn'
Möcht' gern nach Berlin.
Willst du aber vorwärts schreiten,
Mußt du nicht auf Krebsen reiten!

Der König entfernte sich aus dem Geräusche der jubelnden Hauptstadt; er war aus dem Wagen gestiegen und hatte sich zu Fuß in ein enges Nebengäßchen an der Spree begeben. Wir finden den triumphirenden Sieger, den bekränzten Helden hier in der Adlerstraße Nr. 7 in einem engen Stübchen an dem Bette seines todtkranken Freundes und Lehrers Dühan. Schöner als alle Siegeskränze, welche dem großen Könige an dem festlichen Tage zugeworfen wurden, schmückt ihn dieser Zug des tiefsten Gefühls und der reinsten Menschlichkeit.





Lith. Anst. v Goedsche u. Steinmetz in Meissen.

Friedrich II.

Leben und Thaten
Friedrich's des Großen.

Dritter Theil.

Der siebenjährige Krieg.



Erstes Capitel.

Europa im Jahre 1756. — Maria Theresia und Frau v. Pompadour. — Die Kaiserin Elisabeth von Rußland. — Der sächsische Cabinetscanzelist Mentzel, ein Verräther. — Kriegsmanifest des Königs. — Einmarsch in Sachsen. — Besetzung Dresdens.

Vorerinnerung.

Der siebenjährige Krieg, auch der dritte schlesische genannt, steht mit den beiden ersten schlesischen Kriegen in so genauer und unmittelbarer Verbindung, daß wir die Erzählung desselben sogleich hier anschließen wollen. Die großartigen Schöpfungen, welche Friedrich in den, ihm von 1746 bis 1756 gegönnten, Friedensjahren in seinem Staate als Regent und Vater des Vaterlandes hervorrief, werden sich dann gleichfalls am übersichtlichsten im Zusammenhange mit demjenigen darstellen lassen, was Friedrich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges für Rechtspflege, Staatshaushalt, Kirche, Wissenschaft und Kunst gethan hat. Ziehen wir also zuvor noch einmal mit ihm in das Feld, wo er in Schlachtenstürmen um den blutigen Lorbeer wirbt, bis wir ihn zu den beruhigten und gesicherten Grenzen der Heimath folgen dürfen, wo ihm, unter heiteren Gestirnen den friedlichen Oelzweig zu pflegen, vergönnt war.

Oestreich hatte, mit England verbündet, nach dem Dresdner Frieden den Krieg gegen Frankreich in Italien und den Niederlanden noch drei Jahre hindurch fortgeführt, ohne daß es dabei zu einer so bestimmten Entscheidung, wie in den beiden schlesischen Kriegen, gekommen war. Zwar hatten die Franzosen unter dem Marschalle von Sachsen einige glänzende Siege in Flandern erfochten, allein das Cabinet von Versailles unterstützte das Heer zu wenig, als daß der Marschall bis an den Rhein hätte vordringen können; allgemein fühlte man das Bedürfniß des Friedens. „Die Engländer," bemerkt Friedrich, „fürchteten die Vermehrung ihrer Nationalschuld*), dieses so glücklich erfundenen idealischen Credits, dessen Mißbrauch

---

*) Die Nationalschuld und die Bestechlichkeit bei den Wahlen sind die beiden Krebsschäden, welche Friedrich, wenn von der englischen Verfassung die Rede ist, nie unerwähnt läßt. Und hierin, das muß man der englischen Nation zugestehn, ist sie constant geblieben. Trotz dem, daß die Wähler von Cambridge und Ludlow vor dem Unterhause der Bestechlichkeit förmlich überwiesen worden waren, stimmte dennoch in der Sitzung vom 12. Mai 1840 die Mehrheit im Unterhause gegen eine Bestrafung derselben, so daß Herr Charles Buller, darüber entrüstet, den höhnischen Antrag stellte: der Sprecher solle durch die Zeitungen bekannt machen, daß der erledigte Parlamentssitz für Ludlow zu verkaufen sei und daß alle Personen, die darauf bieten wollten, ihre Gebote bis zum nächsten Montag einreichen möchten, daß aber die Zahlung in Geld oder Staatspapieren, nicht in Bier oder Brantwein geschehen müsse, damit die Wähler doch wenigstens wie Menschen und nicht wie Vieh behandelt und, wenn auch bestochen, doch nicht betrunken gemacht würden.

indessen einen gänzlichen Bankerout weissagt. Der kaiserliche Hof würde, da er durch die Hülfsgelder der Engländer unterstützt wurde, den Krieg in der That so lange fortgesetzt haben, als seine Bundesgenossen ihm hierzu die Mittel gegeben hätten, indessen willigte er doch in den Frieden, um seine Kräfte zu einem Vorhaben zu sparen, welches ihm vielmehr an dem Herzen lag, als der flandrische Krieg: die Wiedereroberung Schlesiens. Frankreich empfand seinen großen Aufwand und mußte überdem fürchten, daß in seinen mittägigen Provinzen, deren Häfen durch die englischen Flotten gesperrt wurden, durch den Mangel Hungersnoth entstehen möchte. Zu diesen Staatsursachen, welche das Ministerium von Versailles öffentlich angab, kamen noch einige geheime. Madame von Pompadour, die seit Kurzem die Maitresse des Königs geworden war, besorgte, Ludwig XV. möchte durch die Fortsetzung des Krieges genöthigt werden, sich alle Jahre an die Spitze seines Heeres zu stellen. Für Günstlinge und für Maitressen sind Abwesenheiten gefährlich; sie sah ein, daß sie, um das Herz ihres Geliebten sich treu zu erhalten, jeden Vorwand aus dem Wege räumen müsse, der ihn von ihr trennen könnte, mit einem Worte, daß man Frieden schließen müsse und von dem Augenblicke an arbeitete sie daran aus allen Kräften. Als Herr v. St. Severin als bevollmächtigter Minister von Versailles nach Aachen abging, sagte sie ihm ganz eigentlich folgende Worte: „In jedem Falle vergessen Sie nicht, mein Herr, den Frieden mitzubringen; der König verlangt ihn durchaus."

Bei so günstiger Stimmung von allen Seiten ward das Friedenswerk bald vollendet. Frankreich gab seine Eroberungen in den Niederlanden dem Hause Oestreich zurück, wogegen Maria Theresia zu Gunsten Don Philipps von Spanien auf die Herzogthümer Parma und Piacenza Verzicht leistete. Eng-

land gab den Franzosen Cap Breton zurück, beide Mächte versicherten einander ihre Besitzungen in Nordamerika und ernannten Bevollmächtigte zur Beilegung der Streitigkeiten in Canada. Der König von Preußen wurde ausdrücklich in diesen Frieden mit eingeschlossen und ihm in dem 22. Artikel desselben von den sämmtlichen theilnehmenden Mächten die Gewähr über Schlesien geleistet. Allein schon damals hatte der bevollmächtigte Minister der Kaiserin, Graf Kaunitz, dem französischen Gesandten Anträge gemacht, welche sich darauf bezogen, dem Könige Schlesien wieder zu entreißen. Kaunitz ward (1750) als Gesandter nach Paris geschickt und arbeitete hier unablässig daran, den Hof von Versailles ganz für das Interesse seiner Kaiserin zu gewinnen. An dem Hofe Ludwigs XV. war jetzt die schon genannte Maitresse des Königs, die Marquise von Pompadour, allvermögend. Der Zufall hatte ihr einen sehr bezeichnenden Familiennamen gegeben; sie war eine geborene Poison (Gift). Obschon nicht mehr in der ersten Blüthe — sie war 1720 geboren — beherrschte sie dennoch den König vollkommen; Generale und Minister waren von ihrem Winke abhängig. Sie war frühzeitig von ihrem, wegen Veruntreuung zur Untersuchung gezogenen, Vater an einen Unterpächter verheirathet worden, hatte jedoch ihren Gatten verlassen und war jetzt die Beherrscherin Frankreichs. Der Graf Kaunitz ließ es nicht an Aufmerksamkeiten fehlen, wodurch er der Eitelkeit der begünstigten Maitresse schmeicheln konnte. Seine Staatscarosse fuhr von allen gesandtschaftlichen Equipagen am öftersten bei ihr vor, bei ihren Festen erschien er nie anders, als im großen Costüme mit einer Unterwürfigkeit, als ob er der Königin aufwarte, er überreichte ihr mehrmals eigenhändige Handbillets der Kaiserin-Königin und in den diplomatischen Salons von Paris stritt man sich darüber, ob die Kaiserin-Königin die

Marquise in ihren Briefen kurzweg: „Madame,“ oder „Ma Cousine,“ oder „Princesse et Cousine,“ oder wohl gar „Madame ma très chere soeur“ anrede.

Zu so herablassender Klugheit konnte Friedrich sich nicht entschließen. Der Baron Knyphausen, sein Gesandter in Paris, hatte ausdrücklichen Befehl, der Frau v. Pompadour keinen Besuch zu machen. „Als ich“ schreibt Voltaire aus Potsdam den 11. August 1750 an Mad. Denis „mich bei Frau v. Pompadour beurlaubte, trug sie mir auf, dem Könige ihre Achtung zu bezeugen. Es ist nicht möglich einen Auftrag auf angenehmere Weise und mit mehr Grazie zu ertheilen; sie that es mit aller Bescheidenheit und mit aller, wenn ich so sagen darf — Verzeihung für den König von Preußen, daß sie sich diese Freiheit nehme. Offenbar muß ich mich meines Auftrages nicht gut entledigt haben. Als ein Mann, der ganz voll war von dem französischen Hofe, glaubte ich, der Gruß werde gut aufgenommen werden; allein der König antwortete mir ganz trocken: ich kenne sie nicht, hier ist nicht das Land des Lignon *).“ Nichts desto weniger schreibe ich an Mad. v. Pompadour, daß der König ihre Grüße so aufgenommen, wie Mars die der Venus.“

Die bittern Aeußerungen des Königs darüber, daß an dem Hofe zu Versailles „der Unterrock“ regiere, und man nicht wissen könne, ob man sich an Cottillon Nr. 1 (Mad. Chateauroux) Cottillon Nr. 2 (Mad. Pompadour) oder Cottillon Nr. 3 (Mad. du Barri) zu wenden habe, waren dort nicht unbekannt geblieben. Der französische Gesandte am Berliner Hofe, Valori, erzählt in seinen Denk-

*) An dem Flusse Lignon trieben die Helden des Romans „die neue Asträa“ ihre verliebten Schäferspiele.

würdigkeiten: „Als ich nach meiner Rückkehr von Berlin (im November 1756) in Versailles meine Aufwartung machte, fragte mich Mad. v. Pompadour: ob es wahr sei, daß der König, bevor er zu Pferd gestiegen, mich umarmt und gesagt habe: „es sind die kleinen Verschen des Abbé-Bernis und die kleinen Reize der Mad. v. Pompadour, die mich aufsitzen lassen.“ — „Ich tadle, fügt Valori hinzu, und zwar mit vollem Rechte, diesen Fürsten, daß er sich der Mad. v. Pompadour nicht eben so wie die andern Mächte bediente, deren Minister diese Dame sehr oft besuchten. Der Baron Knyphausen war der einzige, welcher sie auf ausdrücklichen Befehl seines Königs nie sah.“

So sehr auch Frankreich daran gelegen sein mußte, bei einem Kriege mit England an Friedrich einen Verbündeten zu haben, so erlaubte man sich doch gegen ihn die rücksichtloseste Begegnung. „Der Hof von Versailles“ sagt Friedrich „schien zu glauben, der König von Preußen sei in Rücksicht Frankreichs eben das, was ein Hospodar der Wallachei in Rücksicht der Pforte ist: nämlich ein unterworfener Fürst, der Krieg führen muß, sobald man ihm Befehl dazu ertheilt. — Herr Rouillé, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagte einst zu Herrn von Knyphausen: Schreiben Sie, mein Herr, dem Könige von Preußen, daß er uns in der Unternehmung auf Hannover beistehen solle. Es giebt dabei etwas zu plündern; der Schatz des Königs von England ist gut gefüllt, der König braucht ihn nur wegzunehmen; das ist ein guter Fang!“ — Der König lies ihm antworten: „Ueber dergleichen Anträge möge man vielleicht sehr schicklich mit Andern in Unterhandlung treten; der König hoffe aber, daß Herr Rouillé künftig so geneigt sein werde, einen Unterschied unter den Personen zu machen, mit welchen er Geschäfte habe.“ Ein anderer Antrag,

welchen Frankreich dem Könige gegen das Ende des Jahres 1755 machen lies, bestand darin, daß man ihm die Oberherrschaft über die damals unbebaute Insel Tabago antrug. Der König nahm die Sache als einen Scherz auf, und bat den französichen Gesandten, Herzog von Nivernois, sich irgend einen andern Abenteurer auszusuchen, der sich mehr, als er, zum Statthalter der Insel Barataria schicke. Der König hatte in den früheren Kriegen an Ludwig XV. einen zu gleichgültigen Bundesgenossen gehabt, als daß er ein besonderes Gewicht auf seine Freundschaft gelegt hätte. Frankreich und Oestreich schloßen den 1. Mai 1756 ein Bündniß zur Vertheidigung gegen feindlichen Angriff.

Mit England war der König bis zu dem Jahre 1755 in gespanntem Verhältnisse. Englische Kaper hatten während des letzten Krieges einige Schiffe weggenommen, welche preußischen Kaufleuten gehörten; da sie sie nicht zurückgaben, behielt der König 300,000 Thlr. von der schlesisch-englischen Schuld zurück, wodurch es zu unangenehmen Erörterungen kam. England gab jedoch nach, als es einen Krieg mit Frankreich als unvermeidlich sah, und so kam den 16. Jan. 1756 das Bündniß zu Westminster zu Stande, in welchem Preußen und England sich gegenseitig für ihre Länder in Deutschland Gewähr leisteten und einander versprachen, den Reichsboden von keinen fremden Truppen betreten zu lassen. England hatte mit Kurhessen, Sachsen-Gotha und Schaumburg Lippe Verträge abgeschlossen und sich, für den Fall eines Krieges, der Truppen derselben versichert.

Die Freundschaft des Petersburger Hofes zu gewinnen, gelang nicht. Die Kaiserin Elisabeth war von dem Könige in Gedichten und Schriften empfindlich verletzt worden; so war es ihr nicht zu verargen, daß sie sich mit Maria

Theresia verband und ihr jeden Beistand gegen den ungalanten Nachbar zusicherte. Eine sehr geringfügige Veranlassung führte schon im Jahr 1753 einen offnen Bruch herbei. „Bei der Vermählung des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin von Hessen „so erzählt Friedrich" fanden in Charlottenburg verschiedene Lustbarkeiten statt, bei denen auch die fremden Gesandten zugegen waren. Der Hoffourier hatte Befehl, sie alle zur Abendtafel einzuladen, konnte jedoch den russischen Gesandten, der eine halbe Stunde früher von Charlottenburg weggefahren war als die andern, nicht finden. Am folgenden Tage erklärte dieser Minister, er werde nach dieser Beschimpfung, welche der Kaiserin in seiner Person wiederfahren sei, nicht mehr bei Hofe erscheinen, und warte nur die Zurückkunft eines Couriers von Petersburg ab, um sein künftiges Verhalten nach den Befehlen einzurichten, die er von dort erhalten werde. Dieser Courier traf ein, und sogleich verließ der russische Gesandte, und zwar verstohlener Weise, Berlin, wobei ihn, als er durch die Stadt fuhr, der französische und der englische Gesandtschftssecretair begleiteten. Die heimliche Entweichung dieses Ministers zwang den König, den seinigen ebenfalls von Petersburg abzurufen. Sobald die Oesterreicher in Rußland keinen preußischen Minister mehr hatten, der ihnen Zwang anthat, ließen sie ihrer feindseligen Gesinnung freien Lauf und schämten sich nicht, die schändlichsten Lügen und Verläumdungen vorzubringen, um die Kaiserin Elisabeth auf's äußerste wider den König zu erbittern. Sie überredeten sie, der König habe eine Verschwörung gegen ihr Leben angestiftet, um den Prinzen Iwan auf den Thron zu erheben. Die Kaiserin, eine Frau von träger und nachgebender Gemüthsart, glaubte ihnen auf ihr Wort, um sich nur die Mühe zu ersparen, die Sache zu untersuchen und faßte einen unversöhnlichen Haß gegen den

König. — Auf diese Weise setzte der Wiener Hof ganz Europa in Bewegung und spann im Stillen einen großen Bund wider Preußen an, welcher durch den ersten wichtigen Vorfall zum Ausbruch kommen sollte."

Eine günstige Gelegenheit zur Aussöhnung mit der Kaiserin schien sich darzubieten, als im Mai 1755 der allvermögende Graf Bestuchef durch Frankfurt an der Oder reiste, und in vertraulicher Unterhaltung mit dem Feldmarschall Grafen Schwerin jenes Mißverhältniß zur Sprache brachte. Schwerin beeilte sich, dem Könige hiervon Mittheilung zu machen, und dieser antwortet ihm (französisch) aus Potsdam den. 8. Mai 1755: „Ich habe Ihren Brief vom 5. dies. Mon. erhalten und bin sehr dankbar für die vertrauliche Mittheilung, welche Sie mir über die Unterhaltung mit dem Großmarschall Grafen Bestuchef bei seiner Durchreise durch Frankfurt machen. Da er mit Ihnen Verabredungen getroffen hat, um von Ihnen noch eine Antwort zu erhalten, bevor er die Grenzen von Rußland oder Curland erreicht, damit er meine wahrhafte Meinung über eine Aussöhnung zwischen mir und der Kaiserin von Rußland erfahre, so können Sie ihm, mit aller nöthigen Vorsicht, daß Ihre Briefe ihm sicher zugehen, andeuten, daß ich nichts mehr wünschte, als eine aufrichtige Versöhnung zwischen mir und der Kaiserin und daß ich es ihm unendlich Dank wissen würde, wenn er daran arbeiten wolle, wozu er um so geneigter sein könnte, da eigentlich zwischen mir und Rußland keine Uneinigkeit, nicht einmal Chikanen statt finden, sondern daß die Erkaltung zwischen seiner Kaiserin und mir ihren Grund nur in den gröbsten und lächerlichsten Lügen, Verdächtigungen und Verläumdungen hätte, welche man boshafter Weise der Kaiserin wider mich beigebracht habe. Diese würden bei der geringsten Aufklärung verschwinden und wie ich hoffte,

würde der Graf Bestuchef seine Gebieterin, für welche ich, trotz dessen, alle nur mögliche Hochachtung bewahrt hätte, gern daüber enttäuschen. Wünschenswerth wäre es ferner, wenn der Graf zum Besten Rußlands selbst dazu beitrüge, daß die große Vorliebe für die Oestreicher und Engländer sich etwas abkühle und in engere Grenzen, als bisher, zurücktrete."

Hätte Friedrich hier die Dukaten nicht gespart, so wär' wohl etwas auszurichten gewesen; auf bloße höfliche Freundschaftsversicherungen nahm Bestuchef um so weniger Rücksicht, als ihn Friedrich in den Briefen aus Moskau, welche er selbst für die Berliner Zeitungen (Nr. 82 — 87) im Jahre 1753 geschrieben, nicht geschont hatte.

Dem Könige war die von Wien gegen ihn ausgehende Verschwörung nicht verborgen. Sein Minister am Dresdner Hofe, Graf Maltzan, hatte den sächsischen Cabinetscanzellisten Mentzel durch Geld gewonnen, und von ihm seit dem Jahre 1753 Abschriften der Depeschen erhalten, welche zwischen den Höfen von Dresden, Wien und Petersburg gewechselt wurden, so wie von den geheimen Verträgen, welche sie zur Wiedereroberung Schlesiens geschlossen hatten. Bestuchef, der alleingebietende Minister in Petersburg, entschuldigte sich in einem Schreiben an Brühl, von welchem der König Abschrift erhielt, daß Rußland in diesem Jahre (1756) den Krieg noch nicht anfangen könne, weil die Flotte nicht im Stande sei, in See zu gehen, dafür versprach er aber im folgenden Jahre desto größere Thätigkeit. Ein russisches Heer von 50,000 Mann versammelte sich nach und nach an der preußischen Grenze; Friedrich schickte zur Verstärkung des Generals Lehwald, welcher in Preußen commandirte, 10 Bataillons und 20 Schwadronen nach Hinterpommern. Noch bedrohlicher für den König war die Zusammenziehung von Truppen und Anlegung von Magazinen in

Böhmen. „Die Papiere" erzählt Friedrich, „welche der König von dem Cabinetscanzellisten aus Dresden erhielt, waren voll von den Entwürfen des Wiener Hofes, die Staaten des Königs anzugreifen, und man lernte daraus, daß die Kaiserin, aus Mangel an einem besseren Vorwande, sich als Schiedsrichterin in die Streitigkeiten, welche der König wegen der Recrutenaushebung mit dem Herzoge von Mecklenburg hatte, bewaffnet einmischen wollte." — — Die Nachricht welche der König von dieser Absicht erhielt, so wie die Bewegungen von drei feindlichen Armeen an seinen Grenzen, veranlaßten ihn, bei dem Wiener Hofe eine Erklärung über den Grund so großer Zurüstungen zu verlangen. Man ersuchte diesen Hof um eine bestimmte Antwort, ob er gesonnen sei in Frieden mit dem Könige zu bleiben, oder ihn zu brechen. Die Antwort des Grafen Kaunitz war in unbestimmten und zweideutigen Ausdrücken abgefaßt; dagegen erklärte er sich deutlicher gegen den Grafen Flemming, sächsischen Gesandten in Wien, welcher seinem Hofe berichtete: „Graf Kaunitz hat den Vorsatz, den König durch seine Antworten in Unruhe zu setzen und ihn dahin zu bringen, daß er die ersten Feindseligkeiten begehen soll." Bald erhielt der König auch darüber Gewißheit, daß der König von Polen ebenfalls thätigen Antheil an dem Kriege nehmen und seine Armee bis zum nächsten Jahre auf 40,000 Mann zu bringen sich verbindlich gemacht habe. Der König verlangte nun von dem Hofe zu Wien die Versicherung, daß man weder in diesem, noch in dem nächsten Jahre ihn angreifen werde; diese Versicherung zu geben, wurde in sehr stolzem Tone abgeschlagen. Nun galt es einen raschen Entschluß und Friedrich schwankte nicht lange. „Was den so gefürchteten Namen: angreifender Theil betrifft" schreibt er selbst," „so war dies ein leeres Schreckbild, welches nur furchtsame See-

len täuschen konnte und worauf man in einer so wichtigen Lage, wo es auf die Rettung des Vaterlandes ankam, gar keine Rücksicht nehmen durfte; denn der wahre erste Anfänger ist ohne Zweifel derjenige, der uns zwingt, die Waffen zu ergreifen und ihm zuvorzukommen. Ob übrigens die Feinde des Königs ihn als den angreifenden Theil ausschrieen, oder nicht, lief auf Eins hinaus und änderte in der Hauptsache nichts, da die Verschwörung der Europäischen Mächte wider ihn schon völlig geschlossen war. Die Kaiserin Königin, die Kaiserin von Rußland und der König von Polen hatten ihre Abreden getroffen und standen im Begriff, die Thätlichkeiten anzufangen, so daß deshalb der König weder einen Feind weniger, noch einen Freund mehr würde bekommen haben. Mit einem Wort: es kam auf die Wohlfahrt des Staates, auf die Erhaltung des Hauses Brandenburg an. — Hier würden Unentschlossenheit und Langsamkeit Alles verdorben haben, und man konnte sich nur retten, wenn man einen tapfern und schnellen Entschluß faßte und ihn mit rascher That ausführte." Auch über den Plan des Feldzuges war der König bald mit sich einig. Der Feldmarschall Schwerin, welcher die schlesische Armee commandirte, sollte in den Königinngrätzer Kreis nach Böhmen eindringen, während eine zweite Armee in drei Colonnen, eine jede von 20,000 Mann in Sachsen einrücken sollte. Die erste dieser Colonnen unter Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig versammelte sich bei Halle und sollte über Leipzig nach Freiberg gehen; die zweite, vom Feldmarschall Keith geführt, über Torgau nach Dresden; die dritte unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern nach der Lausitz. Um einer herkömmlichen Förmlichkeit zu genügen und sich vor der allgemeinen Meinung, dieser größten aller europäischen Mächte, zu rechtfertigen, ließ Friedrich durch seinen Geheimen Legationsrath v. Herzberg,

welchen er deshalb den 20. Aug. 1756 nach Sanssouci kommen ließ, ein Kriegsmanifest abfassen, welches unter dem Titel, „Ursachen, welche S. K. M. in Preußen bewogen haben, sich wider die Absichten des Wienerischen Hofes zu setzen und deren Ausführung zuvor zu kommen," in deutscher und französischer Sprache durch ganz Europa verbreitet wurde. Die Armee war in der Mitte des Augusts marschfertig; der König wartete nur noch auf eine Antwort aus Wien.

Noch den 25. Aug. schrieb er an den Herzog Ferdinand nach Halle: Da ich bisher die Antwort von Wien auf das, von Meinem Minister dem dortigen Hofe übergebene Pro Memoria von Stunde zu Stunde erwartet habe, solche aber noch nicht eingelaufen, noch einiger Courier von daher weiter angekommen ist, Ich aber nicht füglich eher zu einiger Kriegsexpedition schreiten kann, bevor ich sothane Antwort und deren Inhalt nicht gesehen habe: als habe ich solches Ew. Liebden hierdurch bekannt machen wollen, obschon unter dem höchsten Secret und mit dem Ersuchen, davon Niemand etwas zu eröffnen." Allein schon am nächsten Tage, den 26. Aug. erfolgte die Marschordre: „Ich befehle, daß Ew. Liebden nunmehro mit den gesammten Regimentern und Corps der unter Dero Commando stehenden Colonne ohne weiteren Anstand den 29. dieses aufbrechen und nach der, Ew. Liebden ertheilten Instruction und gegebenen Marschtabellen weiter marschiren sollen, um alles dasjenige auszurichten, was Ew. Liebden aufgetragen worden." Als Postscriptum hatte der König eigenhändig hinzugefügt: „Die Antwort aus Wien ist angekommen, sie taugt gar nichts." —

Weder in Wien noch in Dresden war man eines so raschen Schrittes gewärtig. In drei Colonnen rückte der König in den ersten Tagen des Septembers in Sachsen ein; er selbst befand sich bei der des Feldmarschalls Keith und stand am 8. Sept.

vor Dresden. In einem Schreiben aus Pretsch vom 1 Sept. 1756 hatte Friedrich dem Könige von Polen Nachricht von dem Einmarsch in das Kurfürstenthum Sachsen gegeben. Er beklagt sich darin über die ungenügenden Antworten, welche er von dem Wienerischen Hofe auf die Anfragen wegen der Rüstungen in Böhmen erhalten habe, von welchen Antworten die erste dunkel und räthselhaft, die zweite mit so vielem Stolz und Verachtung abgefaßt gewesen sei, daß ein Fürst, der niemanden unterworfen und dem seine Ehre am Herzen liege, sich dadurch beleidigt fühlen müßte. „Weder Habsucht noch Ehrgeiz, heißt es in diesem Schreiben, sind die Triebfedern meiner Unternehmungen, sondern der Schutz, welchen ich meinen Völkern schuldig bin, und die Nothwendigkeit, den Zusammenverschwörungen zuvor zu kommen, welche von Tage zu Tage stärker werden möchten, wenn der Degen diesen unauflöslichen Knoten, weil es noch Zeit ist, nicht zerschnitte. Hierin besteht die Erklärung, welche ich Ew. Maj. zu geben im Stande bin. Dero Staaten werde ich, so viel es meine gegenwärtigen Umstände verstatten wollen, schonen. Ich werde vor Dieselben und Dero Familie alle Aufmerksamkeit und Hochachtung hegen, die ich einem großen Fürsten schuldig bin, welchen ich werth schätze und nur darin zu beklagen finde, daß er den Rathschlägen eines Menschen (des Grafen Brühl) zu sehr folgt, dessen schädliche Anschläge ich durch schriftliche Beweise augenscheinlich darthun könnte. In meinem ganzen Leben habe ich von Ehrlichkeit und Redlichkeit Profession gemacht und auf diesen Character, welchen ich höher halte, als den Königstitel, den mir der ohngefähre Zufall durch die Geburt zugeeignet, versichre ich Ew. Maj., daß, wenn gleich auf einige Augenblicke, hauptsächlich bei dem Anfange, meine Handlungen einen widrigen Anschein haben sollten, Dieselben dennoch, im Fall es unmöglich sein

sollte, zu einer Aussöhnung zu gelangen, sehen werden, wie theuer mir Dero Interesse sein soll, und daß Sie in meinem Betragen mehr Sorgfalt für Dero und Ihres Hauses Vortheile finden werden, als Ihnen von Personen beigebracht werden will, welche zu weit unter mir sind, als daß ich sie würdigte, ihrer zu erwähnen." Auf die wiederholten Protestationen gegen den Einmarsch in das Kurfürstenthum, welche Friedrich August dem Könige zuschickte, erwiderte dieser sehr höflich, wie er bedaure, „daß der kürzeste Weg nach Böhmen nicht durch Thüringen gehe" und so rückte er ohne Aufenthalt vorwärts. Der König von Polen hatte mit seinen Truppen die Hauptstadt geräumt und ein Lager bei Pirna bezogen. Friedrich ließ der Königin, welche in Dresden zurückgeblieben war, sein Compliment machen und bat, wie ein galanter Ritter, um Erlaubniß, ihr aufwarten zu dürfen.

Am 9. Sept. wurde Dresden von den Preußen besetzt, zugleich aber auch das Lager der Sachsen bei Pirna von allen Seiten eingeschlossen. Der König von Polen suchte, um Zeit zu gewinnen, eine Unterhandlung anzuknüpfen; es war seinen Ministern, sagt Friedrich, leichter zu schreiben, als zu schlagen. Ihre Vorschläge wurden verworfen; sie verlangten für Sachsen Neutralität, die ihnen nicht bewilligt werden konnte.

Dem Könige lag jetzt sehr viel daran, in den Besitz der officiellen Actenstücke zu kommen, durch welche er seinen Einbruch in Sachsen vollständig rechtfertigen konnte. Die Correspondenzen des sächsischen Hofes mit dem Hofe zu Wien, von denen er nur theilweise Abschriften besaß, befanden sich, wie ihm verrathen wurde, in dem geheimen Cabinetsarchiv und sollten eben nach Warschau abgeschickt werden. Den ersten Angriff auf das Archiv, welchen der Major v. Wangenheim machte, schlug die Königin von Polen eigenhändig ab. Nun

erhielt der Generalmajor und Commandant von Dresden, Freiherr v. Wylich, Befehl, sich das Archiv öffnen zu lassen und die bezüglichen Actenstücke einzupacken. Einige vierzig Bände geheimer Correspondenzen, Verträge, Theilungspläne u. s. w. schickte der König an den Geh. Legationsrath v. Herzberg nach Berlin mit dem Auftrage, daraus eine gründliche Rechtfertigungsschrift auszuarbeiten. Bereits nach acht Tagen war diese Schrift ausgearbeitet und erschien bald darauf unter dem Titel: „Gegründete Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anschläge und Absichten des wienerischen und sächsischen Hofes gegen Seine Königl. Maj. in Preußen mit schriftlichen Urkunden bewiesen." Aus diesen Urkunden ergab sich, daß Oestreich mit Rußland den 22. Mai 1746 ein Bündniß abgeschlossen, dessen vierter geheimer Artikel des Inhaltes war: „Im Fall die Kaiserin von Rußland, oder der König von Polen und Kurfürst von Sachsen mit dem Könige von Preußen in einen Krieg verwickelt werden, werden Rußland und Oestreich, ein jedes 60,000 Mann stellen, um den König von Preußen mit Krieg zu überziehen. Die Kaiserin Königin wird alsdann sowohl die schlesischen Länder, als auch die Grafschaft Glatz zurücknehmen." Diesem Bündnisse trat der König von Polen noch nicht förmlich bei, sondern wollte erst abwarten, daß Friedrich von den beiden größeren Mächten überfallen werde. Der sächsische Gesandte am Hofe zu Petersburg, v. Funk, berichtet den 7. Jun. 1753 an seinen Hof: Ich ermangelte nicht, die alten, so oft von mir vorgebrachten Wahrheiten in Erinnerung zu bringen, daß unser bekannter Zustand uns schwerlich vergönnen dürfte, uns in ein so großes und gefährliches Spiel zu wagen und mit einem übermächtigen Nachbar einzulassen, ehe und bevor dieser nicht außer Stand gesetzt wäre, uns sonst auf einmal zu vernichten. Man war so billig, dieser Vorstel-

lung sogleich Platz zu geben und gestand selbst, freilich müßten wir nicht die Ersten sein, die sich auf den Turnierplatz wagten, sondern so lange warten, bis der Reiter bügellos geworden sei." Aus anderweitigen Correspondenzen aus Petersburg ergab sich, daß daselbst in einer Senatsversammlung vom 15. Mai 1753 der Grundsatz festgestellt worden war: „sich nicht allein jedem ferneren Anwachse der preußischen Macht zu widersetzen, sondern auch die erste bequeme Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Kraft zu unterdrücken." Durch die Aufforderungen und Anregungen des Grafen Brühl wurde ferner in einem im Oct. 1755 zu Petersburg gehaltenen Staatsrathe festgestellt: „daß Rußland den König angreifen und seine Länder mit Krieg überziehen wolle, sobald er mit Oestreich, oder Sachsen in Händel verwickelt werde." Die sächsische Armee unter Rutowski war dem kaiserlichen Feldmarschall Brown zur Verfügung gestellt.

Friedrich überließ es den gelehrten Pedanten des Reichshofrathes und anderen Rechtsgelehrten die Gründe für und wider sein Verfahren in weitschweifigen Deductionen auseinander zu setzen und aus Hugo Grotius und alten Reichstagsabschieden nachzuweisen, daß das Völkerrecht und der Reichsfriede verletzt worden sei. Er hatte nothgedrungen zum Degen gegriffen und war fest entschlossen, mit diesem seine Sache durchzuführen. Während nun Friedrich die sächsische Armee in ihrem unangreifbaren Lager bei Pirna einschloß, fand man sich in Wien noch gemüßiget, ein Abmahnungsschreiben am 13. Sept. 1756 zu erlassen, in welchem der Kaiser den König eben so ernstlich als väterlich ermahnt, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und in aller Ruhe und

Ordnung mit seinen Truppen das Kurfürstenthum Sachsen sofort zu räumen." Der kaiserliche Hof gab sich so sehr das Ansehen, den König von Preußen nur als einen empörten Vasallen behandeln zu wollen, daß der Kaiser bei der Reichstagsversammlung zu Regensburg ein Commissionsdecret veranlaßte und ein Abberufungsschreiben an sämmtliche, in dem Dienste des Königs in Preußen und Kurfürsten zu Brandenburg sich befindende Kriegsobersten, Generale und Officiere erließ, in welchem er sie auffordert, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen, wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßstellen wollen."

Erst nachdem Friedrich diese übermüthigen Drohungen auf dem Schlachtfelde beantwortet, ließ er seinen auswärtigen Ministern ein Circularschreiben vom 5. Oct. 1756 zugehen, in welchem er die kaiserlichen Decrete gebührend zurückweist. „In der That — heißt es in diesem Rundschreiben — hätte wohl kein, in härteren und heftigeren Ausdrücken abgefaßtes Scriptum, als eben dieses gehässige Decret, der Welt mitgetheilt und dadurch des Wienerischen Hofes gefährliche Absichten an den Tag gelegt werden können. Indem derselbe darin die, gekrönten Häuptern und Uns, als einem der vornehmsten Kurfürsten des Reichs schuldige, Achtung gänzlich außer Augen gesetzt, hat er nach seinem, uns zutragenden, unversöhnlichen Haß und übertriebener Animosität, sich nicht entblödet, Uns als einen Empörer und Störer der Ruhe öffentlich zu declariren, Unsere gesammte Kriegsvölker abzurufen, sie ihrer Eidespflichten zu entlassen und unsere höchst- und hohen Herren Mitstände aufzufrischen, auf Uns, als den größten Verbrecher, loszugehen und uns mit zu Grunde richten zu helfen. Wir sind aber wohl versichert, daß die letzteren sothane Schmähschrift verabscheuen, und das darin geäußerte, zum Umsturz der

Reichsgrundgesetze und zur offenbaren Verachtung der theuerbeschwornen Wahlcapitulation abgezielte despotische Betragen des wienerischen Hofes sich zur Warnung dienen lassen werden, auf ihrer Huth zu sein, damit, fall's uns ein widriges Schicksal betreffen sollte, nicht an sie die Reihe kommen und ihnen das Joch über den Hals geschmissen werden möge."

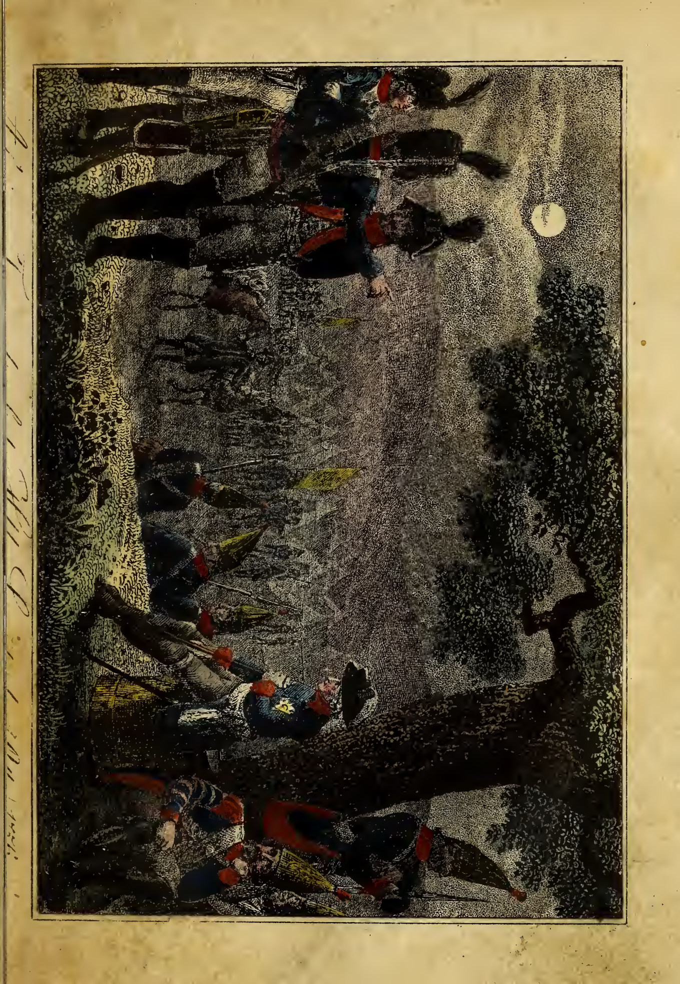
Der König von Polen, der zugleich mit seiner Armee eingeschlossen war, rechnete mit Zuversicht auf Entsatz durch ein östreichisches Heer. Dies nahte, 35,000 Mann stark, unter Anführung des Feldmarschalls Grafen Brown, welcher den 29. sich anschickte, bei Budin über die Eger zu gehen und den Flecken Lowositz zu besetzen. Der König hatte den 28. Sept. ein Lager bei Johnsdorf bezogen, und rückte von hier aus am folgenden Tage dem Feinde entgegen.

Zweites Capitel.

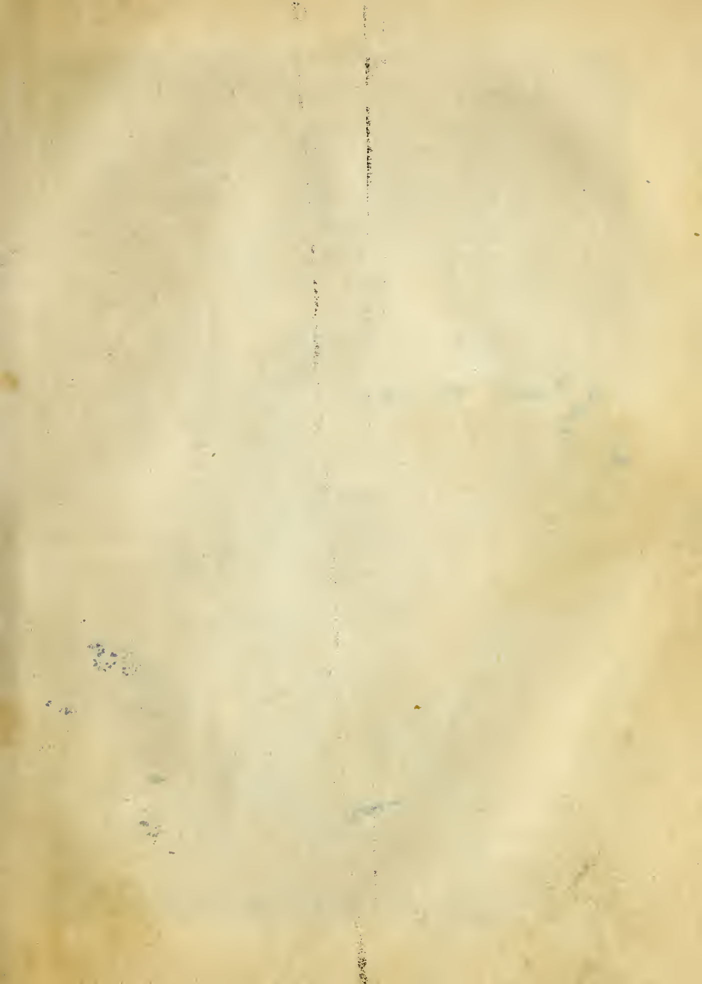
Die Schlacht bei Lowositz,
den 1. Oct. 1756.

Die Schlacht bei Lowositz. — Auf einer Trommel saß der Held. — Gefangennehmung der sächsischen Armee im Lager bei Pirna. — Der König von Polen auf dem Königstein lebt herrlich und in Freuden; seine Soldaten kochen Suppe von Puder und Pomade. — Algarotti.

Der König hatte sein Heer, 24,000 Mann stark, in drei Colonnen getheilt, welche Feldmarschall Keith, der Prinz August Wilheln von Preußen und der Feldmarschall Geßler führten. Am 30. Sept. übersah der König von den Höhen bei Aujest die feindliche Armee in den Ebenen bei Lowositz. Er ließ seine Truppen bis Mitternacht marschiren, um die Engpässe bei Welmina zu passiren, und blieb die Nacht über im Lager. Die ermüdeten Grenadiere hatten sich auf dem feuchten Boden niedergelegt und sparsame Wachfeuer angezündet. Der König setzte sich, da kein Feldstuhl zu haben war, auf eine Trommel und überdachte während der Nacht den Plan für den kommenden Morgen. „Am folgenden Tage, (den 1. Oct.) erzählt der König, wollte man mit Anbruch des Morgens das Lager, das man am vorigen Tage entdeckt hatte, in Augenschein nehmen; aber ein dicker Nebel, der über der Ebene lag, machte, daß man die Gegenstände nicht unterscheiden konnte. Man sah,









Lith. Anst. v. F.W. Goedsche u. Steinmetz in Meissen.

Schlacht bei Lowositz den 1 Octbr. 1756.

wie durch einen Flor die Stadt Lowositz und seitwärts zwei Haufen Reiterei; der König ließ die Armee aufmarschiren, doch hielt ihn der Nebel ab, zum Angriff zu schreiten; man schoß sich mit den Panduren in den Weinbergen herum und die Husaren plänkerten. Endlich ward der König dieser unnützen Bewegungen müde, durch die man nur Zeit verlor und um nichts weiter kam. Er ließ zwanzig Schwadronen Dragoner vorrücken, diese drangen mit Ungestüm auf die feindliche Reiterei ein und warfen sie. In der Hitze des Gefechts hatten sie sich zu weit gewagt, so daß eine zur Seite aufgestellte Batterie sie zum Rückzuge zwang. Jetzt ging Feldmarschall Brown zum Angriff über. Die preußische Infanterie warf seine Infanterie zurück, sie drang nach und nach in alle umschlossene Gehege der Weinberge und trieb die feindlichen Bataillons vor sich her, welche sich vor Schreck in die Elbe stürzten. Ein anderer Haufe Flüchtlinge warf sich in die nächsten Häuser von Lowositz und machte Miene, sich vertheidigen zu wollen. Die preußischen Grenadiere schossen durch die Thüren und Fenster in die Häuser und endlich steckten sie dieselben in Brand, um schneller fertig zu werden. Zwar hatten diese Truppen ihr sämmtliches Pulver verschossen, allein dies hielt die Regimenter von Itzenblitz und Manteufel nicht ab, mit gefälltem Bajonett in Lowositz einzudringen und neue, ganz frische Bataillons, welche Feldmarschall Brown dahin geschickt hatte, zu zwingen, den Platz zu räumen und die Flucht zu ergreifen. Nun wichen alle Truppen des Feindes, welche auf dieser Seite gefochten hatten und überließen den Preußen den Sieg.

Der Verlust der Oestreicher betrug gegen 3000 Mann, 500 Pferde, 3 Kanonen und 2 Standarten; der des Königs 3300 Mann, 1300 Pferde; unter den Gebliebenen befanden sich die Generale v. Quadt und v. Lüderitz.

Brown führte am Tage nach der Schlacht sein wieder gesammeltes Heer in ein sicheres Lager jenseits der Eger. Friedrich nahm sein Hauptquartier den 2. Oct. in Lowositz und feierte am 3. hier, nachdem auf dem Schlachtfelde die Todten bestattet worden waren, ein Dank= und Siegesfest mit einem Tedeum unter Abfeurung der Geschütze. „Nie haben meine Truppen" schreibt Friedrich den 2. Oct. an den Feldmarschall Schwerin, „solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie zu kommandiren, sowohl Reiterei, als Fußvolk." Einzelne Züge der Tapferkeit haben sich in der Volkssage erhalten und sind durch Bilder vielfältig verbreitet worden. „Ein Garde du Corps hatte einen Hieb in den Kopf erhalten, sein Pferd war ebenfalls verwundet; dennoch wollte er nicht zurückreiten. Friedrich bemerkt es, und läßt ihn mit seinem eigenen Taschentuche verbinden. Als der König nach der Schlacht über das Schlachtfeld ritt, erkannte er unter den Todten den tapfern Garde du Corps an dem Taschentuche wieder, eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt, doch lagen Feinde genug, die er erlegt hatte, an seiner Seite. „Der hätte eine Schwadron verdient," sagte Friedrich und gebot ihn feierlich zu bestatten.

Der Sieg bei Lowositz *)

Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, singet Gott!
Er focht mit Friedrichs Schwert vereint,
Da ward der Feind zu Spott.

---

*) Dieses, so wie die Lieder auf Prag, Roßbach und Leuthen sind mit einigen Abkürzungen aus Gleim's herrlichen Liedern eines preußischen Grenadiers entlehnt.

Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht.

Und als nun kam das Morgenroth
Dort über Lowositz,
Er freundlich guten Morgen bot,
Sprang auf von seinem Sitz.

Dort, spricht er, stehe Reuterei,
Hier Fußvolk! — Alles steht
In großer Ordnung, schreckenfrei,
Indem die Sonn' aufgeht.

Stürzt, rief er, sie von Wall und Thurm
Mit Bajonet herab!
Wir thaten es, wir liefen Sturm,
Wir stürzten sie herab.

Wer aber hat durch seine Macht
Dich, Talpatsch und Pandur,
In Angst gesetzt, in Furcht gebracht?
Gott, der auf Wolken fuhr!

Sein Donner zürnte Oestreichs Krieg
Bis spät in schwarze Nacht,
Wir Preußen singen unsern Sieg
Und rühmen Gottes Macht.

Gefangennehmung der sächsischen Armee den 16. Oct. 1756.

Unter dem Schutze der Kanonen des Königsteins hatten die Sachsen eine Schiffbrücke geschlagen und sich den Uebergang auf das rechte Elbufer gesichert, wo am 11. Oct. der Feldmarschall Brown mit 6000 Mann zu ihrer Befreiung eingetroffen war. Sturm und Regenwetter sind Ursache, daß Brown die ihm gegebenen Signale nicht bemerkt; er selbst kommt auf den Felsenwegen der sächsischen Schweiz in Gefahr abgeschnitten zu werden und marschirt den 14. wieder nach Budin zurück. Die Lage der Sachsen, welche auf der Schiffbrücke nach dem rechten Ufer gelangt waren, wurde hier noch bedenklicher, als sie auf dem linken gewesen, zumal da General Rutowski, um gegen Verfolgung gesichert zu sein, die Brücke zerstört hatte. „Als sie am andern Ufer," erzählt Friedrich, „den Fels hinauf wollten, um die Ebne von Halbstadt zu erreichen, fanden sie nur einen schmalen Fußsteig, der von den Fischern gebraucht wird. Es war ein halber Tag nöthig, um zwei Bataillons durch denselben marschiren zu lassen und der häufige Regen machte ihn grundlos. Sie mußten ihre Kanonen im Stiche lassen, weil es unmöglich war, sie an das andere Ufer zu bringen. Die Langsamkeit ihres Zuges veranlaßte, daß Reiterei, Infanterie, Gepäck und der Nachtrab dieses ganzen Haufens durch einander in Verwirrung und Unordnung in der Gegend von Struppen blieben." Mit dieser Darstellung des Königs stimmt der Bericht eines sächsischen Officiers, des Obersten von Trautzschen, überein. „Alle Klüfte und Felsen, wo wir durch mußten, waren von dem Feinde auf's stärkste besetzt und die Hülfe des Generals Brown war verschwunden. Zweiundsiebenzig Stunden, wovon es 48 unauf-

hörlich regnete, hatten wir ohne Brod und Lebensmittel unter freiem Himmel und unter dem Gewehr zugebracht. Wenigen blieb andere Speise übrig als Wurzeln; gekochter Puder, mit Pulver gesalzen, (wenn's hoch her ging, mit Pomade geschmalzen), war eine Labung und 'Holz das Futter für die Pferde." —

Während die armen Soldaten vor Hunger und Frost umkamen, saßen der König von Polen und Graf Brühl warm auf dem Königstein bei dampfenden Schüsseln und gefüllten Gläsern. Daß die Hauptstadt besetzt, das Lager umzingelt, die Elbe gesperrt war, hatte Friedrich August ruhig geschehen lassen, aber jetzt war seine Geduld zu Ende: ein, für seine Tafel bestimmter, Transport Wildpret war von den preußischen Vorposten weggenommen worden. Dies war gegen die Abrede, er schickte einen Adjutanten mit dringenden Vorstellungen an Friedrich. Dieser war gefällig genug, ihm zu antworten: „Ich habe sehr ungern vernommen, daß einige von meinen Officieren so verwegen gewesen sind, verschiedenes Wildpret, das für Ew. Majestät Tafel bestimmt gewesen, anzuhalten. Dieselben können versichert sein, daß ich solche, wenn ich sie herauszubringen vermag, nach der Schärfe bestrafen, auch mir alles, was Dero Person und Familie betrifft, jederzeit werde heilig sein lassen." — Friedrich hatte, bevor er zur Armee nach Böhmen abging, alle Beredtsamkeit versucht, den König von Polen zu einer gütlichen Ausgleichung zu überreden, vom 11 — 18. Sept. wurden täglich ein und mehrere Briefe gewechselt; zuletzt wurde der General Winterfeld an Friedrich August abgeschickt, um mit ihm zu unterhandeln, allein die Briefe, die er mit sich brachte, waren nicht geeignet, den Grafen Brühl günstig zu stimmen. „Daß Ew. Majestät — schreibt Friedrich an den König von Polen, Sedlitz den 18. Sept.,

1756 — nach den authentischen Beweisen, die ich Denenselben von dem bösen Willen Dero Ministers gegeben habe, noch immer daran zu zweifeln fortfahren, befremdet mich um so mehr, da ich mich zu meiner Rechtfertigung der Originalbriefschaften bemächtigen müssen. Ich bin überzeugt, es werde die ganze unpartheiische Welt erkennen, welchergestalt mich die unumgängliche Nothwendigkeit meiner Angelegenheiten und besonders der so deutlich zu Tag gelegte böse Wille Dero Ministerii gezwungen haben, eine Partie zu ergreifen, die meiner Neigung und Denkungsart ganz zuwider ist. Ew. Majestät scheinen wegen Dero Reise nach Polen ziemlich eilfertig, erinnern sich aber nicht, wie ich in Ansehung Dero Truppen und der meinigen, die ihnen gegenüber stehen, eben so wenig noch länger warten könne. Meines Erachtens sollten diese beiden Puncte zugleich ausgemacht werden."

Nach der Schlacht von Lowositz und nach dem mißlungenen Versuche sich mit Brown zu vereinigen, sah sich endlich der König von Polen gezwungen, sich den harten Bedingungen des Siegers zu fügen. Am 14. Oct. wurde ein Waffenstillstand und am 16. eine Capitulation abgeschlossen. Friedrich August verließ in dieser Zeit der Gefahr und Noth seine treuen Sachsen und zog es vor, mit dem Grafen Brühl nach Warschau zu gehn, wo er, unbekümmert um das Schicksal des Kurfürstenthums, welches der König von Preußen „in's Depot" nahm, die Kriegesjahre verschlief. Die Königin und der Kurprinz blieben in Dresden. Die sächsische Armee, siebenzehntausend Mann ausgewählter Truppen, die Garde mit eingeschlossen, mußten vor dem Könige von Preußen das Gewehr strecken und sich zu Kriegsgefangnen ergeben. Dies geschah auf der Höhe von Waltersdorf, wo sich der König die Generalität und die Officiere vorstellen ließ. Hierauf wurden die



Gefangennehmung der sächsischen Armee bei Pirna, d. 15 Octbr. 1756.



Truppen regimenterweis über die Schiffbrücke bei Raden nach dem Lager von Struppen geführt, wo sie dem Könige von Preußen den Fahneneid zu schwören gezwungen wurden. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht gegen Preußen zu dienen, entlassen. Die Infanterie erhielt preußische Officiere und preußische Uniformen; die Cürassiere wurden unter die preußischen Regimenter vertheilt; nur das Regiment leichter Pferde, Rutowski, blieb beisammen; eben so die Artillerie, achtzig Stück Geschütze. Einige Uhlanenpulks wurden dem Könige zur Begleitung nach Polen gelassen.

Friedrich sagt selbst in seinen Schriften, er habe einen großen Fehler begangen, diese sächsischen Truppen nicht mit den preußischen zu vermischen, denn auf Treue und Ergebenheit war bei diesem gezwungenen Dienste nicht zu rechnen und bald liefen sie bataillonsweise davon*). Außerdem mußte das Kurfürstenthum noch 9000 Rekruten stellen.

Aus den, zum Theil eigenhändigen, Briefen und Befehlen des Königs, aus dem Lager bei Lowositz an den Generallieutenant v. Winterfeld, lernen wir die bedenkliche Lage kennen, in welche Friedrich anfänglich durch die Stellung der Sachsen bei Pirna gerieth. Sobald aber die Schlacht bei Lowositz gewonnen war, waren die Sachsen verloren.

(Im Lager bei Lowositz, d. 3. Oct. 1756.)

Bei jetziger Situation möchte gerne wissen, was die Sachsen endlich machen werden und ob die Bataille ihnen nicht

*) Den 28., 29. und 30. März 1757 schlugen sich drei sächsische Bataillons, welche in Guben, Lübben und Cottbus standen, durch nach Polen zu ihrem Könige.

timidirt (eingeschüchtert) hat, ich sollte glauben, daß die Nachricht großes Schrecken beim sächsischen Lager verursachen muß, worüber von Ihm so bald möglich den Rapport erwarte.

(Eigenhändig.)

Es wehre nöhtig, das nuhn Mehro mit den Saksen ein Ende würde oder ich mus mit rechten besorgen, daß meine affairen darunter leiden, also schreibe Er mihr mit guhter überlegung und positive, was dabei wirdt zu thun Seindt und wenn ein Ende wirdt. Es ist absolut nötig, daß ich baldt davon informiret werde. adieu. Fch.

(Den 7. Oct., eigenhändig.)

Die Saksen verderben mihr die gantze Campagne, ich werde, wohr es noch 8 Tage Tauret nicht im Stande Seindt mihr länger hier zu mainteniren, und würde ohnmöglich werden Sich Mit den großen Klumpen hier zu Souteniren, es wirdt Späht im Jahr und Braun hat nun zeit gehabt sich seinen posten hinter der Eger recht stark zu machen. Dieses Land ist schon sehr mitgenommen und würde vohr der Supsistence eines großen Corps nichts als Laun, Leutmeritz, Saatz und Bilin bleiben, dar kan man nicht Stark genung Seindt umb im Fall einer Winter-Entreprisse dem Feindt zu resistiren und cavalerie kan in der Wahrheit nicht über 10 escadrons hier noch Subsistiren.

(Den 9. Oct., eigenhändig.)

In der großen ungewißheit, wohrinn ich hier bin um 2 Haupt Evenemens, die Saksen ihr vohrnehmen und Schwerin Seine Canonade So kan ich ihm Wenich schreiben. Hier wirdt bei die Gelegenheit die Gedult theuer, auf dieße beide Sachen kömmt mein Glücke und Unglücke auf den gantzen Krieg an, ich erwarte das Schicksal und die zeitungen und

hoffe der himmel und die brave trupen werden alles zum guhten ausführen."

(Den 12. Oct., eigenhändig.)

Ich sehe wohl, daß es mit den Saksen anjetzo zu Ende geht, ich glaube sie werden entweder gegen Schandau zu, oder henersdorf probiren durchzukommen, weillen anjetzo die gantze Sache ins Kochen ist, So habe die 3 mihr zugedachte Bataillons beordert nach Helmdorf zu Maschiren und habe Sie an Pr. Moritz verwiesen. Die Hauptsache ist sich der Saksen meister zu machen und so viel möglich ohne sonderlich Blutvergießen. Ich warte nur ab was geschehen wird und bin hier nur bedacht alles wohl zu decken, was bis dato so viel geschehen ist, das jenseit der Elbe 5 oder 600 Husaren und panduren sich befinden und das gegen das Gebirge Annaberg keiner heran darf und überdehm Wir unsere Communication frei haben. Dieses ist alles, was ich vor Sie thun kann, das übrige, was dorten geschieht mus ich vom glück erwarten. Ziehen Sie nicht zu viel von Seidlitz weg, Sonsten machen Sie ihnen ein Loch offen, indem Sie ihnen ein anderes zu Stoppen. Die leute werden falsche attaquen machen, allso Seindt Sie behutsam und entblösen sich nirgens. adieu, ich wünsche tausend glück.

(Den 13. Oct., eigenhändig.)

... Wegen Dresden so ist noch das Batt. Lingefeld das kan ja entweder nach Seidlitz gehn, oder in Dresden bleiben, als dan hat es da nichts zu sagen. Ich gestehe daß weillen ich nicht selber sehn kann was da passiret, das mir das hertze recht berauet ist.

Infanterie kan ich unter 3 Tage nicht Schiken und kähme zu Späht. Wegen des lagers von Lestwitz wirdt auch guht Seindt das Sie auf Ihrer huht Seindt, ich glaube das die

östreicher Suchen werden eine Diversion zu machen, umb das die Saksen an einen Ohrt Luft kriegen durch zu kommen, alleine weil Mir das terrain bei Meiring nicht bekannt ist, so besorge daß sie ihm können in den rücken komen. adieu, auf diesse wenige Tage kömt nun alles an. Ich bitte mir, wenn es auch nuhr zwei Worte Seindt, alle Tage zeitungen (Nachricht) aus. Fch.

Wie wir bereits erwähnten legten die Sachsen d. 16. Oct. die Waffen nieder und der König führte bald darauf seine Truppen in die Winterquartiere. Daß Friedrich für gute Mannszucht und strenge Ordnung gesorgt wissen wollte, ersehen wir aus folgendem Befehl an den General v. Normann aus Groß-Sedelitz den 9. Nov. 1756. „Mein lieber Generalmajor v. Normann. Ich vernehme zu Meinem großen Mißfallen, daß Ihr anfanget zu plündern und allerhand exactiones (Erpressungen) zu machen; Ich erinnere und verwarne Euch hierdurch sehr ernstlich, daß Ihr von dem Moment an, wo Ihr diese Ordre empfangen werdet, alles Plündern, Geldschneidereien und alle exactiones abstellen und unterlassen sollt, widrigenfalls Ihr versichert sein und zum voraus wissen sollt, daß Wir sehr starke Unfreunde mit einander werden und Ich Euch bei der geringsten Anzeige von dergleichen unerlaubten und Mir sehr mißfälligen Sachen zur strengsten und rigoureusesten Verantwortung ziehen lassen werde.“ —

Dem Geiste und Herzen Friedrichs blieb es auch während dieses Feldzuges Bedürfniß, mit einem Freunde seine Gedanken und Empfindungen auszutauschen. Allein es ward schon jetzt immer einsamer auf seinem Lebenswege; die Treuesten waren von ihm geschieden. Er hatte Suhm, Jordan, Kaiserling, Camas, Dühan verloren; Voltaire war undankbar und treulos geworden; so waren ihm nur Algarotti in Italien und

der Marquis d'Argens in Berlin übrig, ein gebildeter, edler und treuer Freund, in dessen Brust von jetzt an Friedrich Alles, was ihm Erfreuliches oder Trauriges begegnet, ausschüttet. An ihn schreibt er nach der Schlacht von Lowositz aus dem Feldlager im October 1756: „Meine Truppen, mein lieber Marquis, haben Wunder der Tapferkeit gethan. Ich, als ein armer Philosoph, zähle dabei nicht mehr, als Einer unter 25,000. Sie scherzen über das Aushungern der Sachsen, allein dergleichen Leute muß man bei ihrer schwachen Seite fassen, und einen Gutschmecker wie Lucull zahm zu machen, giebt es kein besseres Mittel, als daß man ihn fasten läßt. Ich habe Ihren ersten Brief erhalten und nicht beantwortet, weil ich über Berg und Thal war. Den Abbé de Prades (Vorleser des Königs) habe ich in Sachsen zurückgelassen, da ich seine reinen Hände nicht mit katholischem Blute besudeln wollte.

Den Franzosen hat sich der Kopf verdreht; unanständigere Ausdrücke, als sie sich über mich bedienen, giebt es nicht. Fast sollte man meinen, das Wohl Frankreichs hänge von dem Hause Oestreich ab. Die Thränen einer Dauphine (der Tochter Friedrich Augusts III.) sind beredter gewesen, als mein Manifest gegen die Oestreicher und Sachsen. Ja, ja, mein Freund, ich beklage die Folgen des Erdbebens, welches alles politische Gehirn in Europa in Verwirrung gebracht hat und wünsche Ihnen Ruhe, Gesundheit und Zufriedenheit." —

Der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung des sächsischen Heeres, die Eroberung eines Kurfürstenthums durch einen Handstreich, überhaupt die Kühnheit und Raschheit, mit welcher Friedrich den Krieg begann, erregten in ganz Europa die größte Bewegung und Theilnahme. Schon den 26. Oct. 1756 schreibt Algarotti an den König:

„Sah man mich je im Felde des Mars zuletzt?“

Ew. Majestät können mit Recht diesen schönen Vers wiederholen und Ihre Feinde müssen sich gehörig in die Finger beißen, Sie gezwungen zu haben, zu erscheinen. Das Unternehmen Ew. Majestät war Cäsars, Ihres Gefährten im Ruhme, würdig und eben so die Ausführung. Der neue Ruhm, mit welchem sich Ew. Majestät bedecken, gereicht dem Jahrhunderte und der Menschheit zur Ehre. Nur Ew. Majestät stand es zu, die moderne Geschichte zur Würde der alten zu erheben. Jo triumphe! — — Fahren Sie fort, Sire, Cäsar zu verdunkeln und das Zeitalter aufzuklären. Schon sehe ich Böhmen von Ihren siegreichen Truppen überschwemmt und Ihre Feinde gezwungen, von Ihnen demüthig den Frieden zu bitten, welchen Sie denselben so großmüthig an der Spitze Ihrer Armee zugestehn werden.“ Der König antwortet aus Dresden den 27. Nov. 1756: „Da Sie, Ihrem Briefe nach, Antheil an dem, was hier zu Lande vorgeht, zu nehmen scheinen, schicke ich Ihnen den Bericht über den Feldzug; Sie werden ihn nicht ganz übereinstimmend mit dem, was Sie gelesen oder gehört haben, finden; wie dem aber auch sein mag, er ist nichts desto weniger getreu.

Ich danke Ihnen für die Beweise der Anhänglichkeit, die Sie mir fortwährend geben; sein Sie versichert, daß ich es Ihnen aufrichtig Dank weiß und hiermit bitte ich Gott, daß er Sie u. s. w.“

Algarotti an den König.

Bologna, den 21. Dec. 1756.

„Die Schriften Ew. Majestät sind nicht weniger bewundernswürdig, als Ihre Thaten. Ew. Majestät haben überall Freunde und die eifrigsten Parteigänger von Ew. Majestät

Feinden sind genöthigt, die Rechtlichkeit der Gründe, auf denen Ew. Majestät Sache beruht, anzuerkennen und die Gewalt der Maaßregeln, welche Ew. Majestät zur Durchführung derselben ergreift, zu bewundern. Wie viel des Großen ist in dem kurzen Berichte, mit welchem Ew. Majestät mich zu beehren geruht haben, eingeschlossen!

„So wie das Wort, so führst Du auch das Schwert!"

Ich zweifle keineswegs, Sire, daß Ew. Majestät mit den Legionen, welche Sie unter Ihren Befehlen und dem Kriegsrathe, den Sie in Ihrem Haupte haben, wenn irgend möglich, noch größere Dinge, als bisher ausführen werden. Wie glorreich, Sire, ist es, einem Fürsten anzugehören, welcher mit seinem Ruhme die ganze Welt erfüllt!"

Der König weiset das allzufreigebige Lob zurück. „Alles," schreibt er den 27. Dec. 1756, „was wir in diesem Jahre gethan haben, ist nur ein kleines Vorspiel von dem, was Sie im nächsten Jahre erfahren werden. Wir haben ein wenig zu spät angefangen, um viel unternehmen zu können. Allein, was wir auch thun, wir schmeicheln uns keineswegs so sehr, um nicht zu fühlen, daß wir nicht in dem Jahrhunderte der Cäsare leben. Alles, was man jetzt thun kann, ist, wie ich glaube, die höchste Stufe der Mittelmäßigkeit zu ersteigen; weiter reichen die Grenzen des Jahrhunderts nicht.

Ich danke Ihnen für Ihre guten Gesinnungen für uns und für Ihr Andenken; sein Sie meines Wohlwollens versichert und hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen Schutz nehme.

N. S. Die Kleinigkeiten, welche hier in diesem Jahre vorfielen, sind nur ein Vorspiel des Kommenden und wir haben noch nichts gethan, wenn wir es nicht Cäsar am Tage bei Pharsalus gleich thun."

Drittes Capitel.

Der Feldzug 1757. — Der Magistrat in Dresden schwört dem Könige von Preußen den Eid der Treue. — Friedrich August nimmt in Warschau die Glückwünsche zum neuen Jahre entgegen. — Böhmische Würste als Spione. — Preußen und Europa. — Die Achtserklärung des Reichstages. — Der Fiscal des heiligen römischen Reichs. — Dr. April wird von dem preußischen Gesandten zur Thüre hinausgeworfen.

Die Hülfsquellen zu dem bevorstehenden Feldzuge wußte sich der König vornehmlich in dem, von seinem Kurfürsten verlassenen, unglücklichen Sachsen zu eröffnen, welches er als eroberte Provinz behandelte. In Torgau war unter dem Minister Friedrich v. Bork ein Feldkriegsdirectorium niedergesetzt, welches Contributionen auflegte und Kriegssteuern ausschrieb. Der König selbst ordnete in Dresden, wo er den Winter über sein Hauptquartier hatte, einen strengeren Hof- und Staatshaushalt an, als man es dort bisher gewohnt war. Die Gehalte der Landescollegien wurden von 190,000 Thlr. auf 90,000 herabgesetzt; der Hof-Operndirector erhielt anstatt 15,000 Thlr. jetzt nur 2000 und so durch alle Zweige der Verwaltung. Die Hofstaaten der Königin und des Kurprinzen empfanden es am unangenehmsten, auf so magre Kost herabgesetzt worden zu sein; sie veranlaßten den Kurprinzen, sich darüber bei dem Könige in nicht angemessener Weise zu be-

schweren. Friedrich antwortete ihm, Dresden, den 8. Nov. 1756: „Ich habe das Schreiben erhalten, welches Ew. Hoheit an mich ergehen zu lassen sich die Mühe genommen. Sie können überzeugt sein, daß ich mir jederzeit ein Vergnügen daraus mache, Gelegenheit zu finden, Denselben meine Hochachtung zu bezeigen. Allein, was dergleichen Sachen betrifft, wovon Sie in Ihrem Schreiben Erwähnung thun, bitte ich Dieselben sehr, sich damit nicht zu befassen, noch dadurch meine Gelindigkeit zu mißbrauchen, der ich sonst mit der vollkommensten Hochachtung u. s. w."

Der Magistrat zu Dresden schwur dem Könige von Preußen den 15. Febr. 1757 den Eid der Treue und konnte dies mit um so ruhigeren Gewissen thun, als Friedrich August, ohne sich im Mindesten um sein Kurfürstenthum zu kümmern, in Warschau herrlich und in Freuden lebte. Bälle, Jagden, Lustbarkeiten aller Art wechselten an seinem Hofe in ununterbrochener Reihe ab. Die Kronbeamten, Senatoren und Minister beglückwünschten den König in Warschau zum neuen Jahre in festlicher Aufwartung; der Wortführer, Graf Bielinski, versicherte der Majestät, daß Pflichtgefühl und Zuneigung für Allerhöchstsie Aller Herzen erfülle. „Alle Arten von Glückseligkeiten," so schloß er, „mögen wie bisher Ew. Majestät umgeben und die gnädige Vorsehung lasse uns noch lange unter Dero sanften Gesetzen leben."

Unterdessen ließ Friedrich die Porzellanvorräthe in Meißen einpacken und an den Kaufmann Schimmelmann, nachherigen dänischen Minister, verkaufen. Die in dem japanischen Palais befindlichen Sammlungen, die Schätze der Bildergallerie und die in dem großen Garten im Freien aufgestellten, werthvollen antiken Statuen nahm Friedrich in seinen besonderen Schutz und sie wurden nicht als Kriegsbeute betrachtet. Die in Dres-

den fortwährend anwesende Königin von Polen wurde mit aller Achtung behandelt, obschon sie heimliches Einverständniß mit den Feinden unterhielt. „Zu eben der Zeit," erzählt Friedrich, „als diese Fürstin den König von Preußen täglich durch ihren Hofmarschall komplimentiren ließ, unterhielt sie geheime Verständnisse mit den östreichischen Generalen und benachrichtigte dieselben von Allem, was sie zu erfahren Gelegenheit hatte. Dies Betragen veranlaßte, daß man allerlei Vorsichtsmaaßregeln anwendete, um den Briefwechsel zu entdecken. So öffnete man am Thore eines Tages eine Kiste voll Würste mit einer Adresse an die Oberhofmeisterin der Königin, Madam Ogilvi, welche bei Leutmeritz Güter hatte. Als man diese Würste untersuchte, fand man sie ganz mit Briefen vollgestopft. Diese Entdeckung machte den Hof in seinem Briefwechsel etwas zurückhaltender. Indeß ging dasselbe Spiel immer fort, nur, daß es etwas feiner getrieben wurde. Der böse Wille der Königin ließ es dabei nicht bewenden; sie schickte Emissarien in alle Garnisonen, wo der König von Preußen aus den bei Pirna gefangenen Sachsen neue Regimenter errichtete; diese ließ sie zu Aufruhr, Meuterei und zur Desertion ermuntern. Viele wurden von ihr verführt und sie war Schuld daran, daß zu Anfange des Feldzuges ganze Corps sich empörten und zu den Feinden übergingen. Die sächsischen Officiere wurden von dem Könige von Polen von ihrem Ehrenworte entbunden, auf welches sie bei der Capitulation in ihre Heimath entlassen worden waren. In den Jahrhunderten der Unwissenheit findet man Päpste, welche die Unterthanen von dem Eide der Treue lossprachen; das Verbrechen, den Meineid zu rechtfertigen, war bis jetzt blos von einigen eifersüchtigen und unversöhnlichen Oberpriestern begangen worden, nie aber von Königen, bei denen man Treue und Redlichkeit wiederfinden sollte, wenn sie

auch von der übrigen Erde verbannt wäre. „Ich halte mich," sagt Friedrich in seinem Geschichtsbuche, „bei dergleichen Zügen auf, weil sie den Geist der Erbitterung und die hartnäckige Feindseligkeit bezeichnen, welche in diesem Kriege herrschten und welche ihn vor allen anderen auszeichnen."

Der Einfall des Königs in Sachsen wurde von dem Wiener Hofe als ein Bruch des Reichsfriedens angesehen und nicht nur das gesammte deutsche Reich wider den Empörer aufgeboten, sondern auch die mächtigen Bundesgenossen Frankreich, Rußland und Schweden, zusammt den Königreichen Böhmen, Ungarn, Croatien und Slavonien zu den Waffen gerufen; eine Völkermasse von 100 Millionen, welche 450,000 Mann in das Feld rücken ließen, erhob sich gegen das von der Memel bis zur Maas gestreckte und zertheilte Preußen mit vier Millionen Einwohnern und einem Heere von 150,000 Mann. Noch war in Preußen die Nation nicht vorhanden, an welche, wie im Jahre 1813 ein Aufruf „An Mein Volk" hätte können erlassen werden; keine Schweiz, kein Tyrol, keine Pyrenäen waren hier dem Guerillakriege günstig, das offne Land war den Feinden von allen Seiten zugänglich, im Norden den Schweden, im Osten den Russen, im Süden den Oestreichern, im Westen den Franzosen und deutschen Reichstruppen. Das Centrum für seine Operationen konnte Friedrich nicht einmal in seinem eigenen Lande nehmen, er mußte dazu Dresden und das ihm feindselige Sachsen wählen, ohne daß es möglich gewesen wäre, eine sichere Verbindung mit den entlegenen Provinzen am Rheine und an dem Niemen zu unterhalten. Wie wir indessen Friedrich bereits kennen gelernt haben, so zweifeln wir nicht daran, daß er den Kampf glücklich bestehen werde. Er selbst verhehlt sich die Schwierigkeiten und Gefahren nicht, denen er entgegengeht, allein mit freiem Geiste

beherrscht er das Schicksal und das Vertrauen zu sich selbst verläßt ihn nicht. „Adieu, mein Lieber," schreibt er (französisch) den 15. Sept. 1756 an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, „fest gestanden und auf der Huth! Heiterkeit und Klugheit, und wir jagen den Teufel aus der Hölle, wenn einer drin sitzt." Dem französischen Gesandten, Herrn v. Valori, der ihn auf das Bedenkliche seiner Lage aufmerksam machen wollte, schrieb er den 2. Nov. 1756: „Mit kaltem Blute seh' ich das Ungewöhnliche und Außerordentliche kommen, allein Sie können versichert sein, daß, weit entfernt mich zu entmuthigen, dies ein neuer Ritterdank und Kampfpreis für mich ist, der mich antreiben wird, im nächsten Jahre das Unmögliche möglich zu machen." —

Der einzige Bundesgenosse, auf den Friedrich mit einigem Vertrauen rechnen durfte, war England. Mit dieser Macht hatte er den 11. Jan. 1757 einen Vertrag abgeschlossen, welcher ihm ein Hülfsheer an der Weser, eine Flotte in der Ostsee und eine Million Pfd. Sterling Subsidien jährlich zusicherte. Die englische Nation, welche diesen Krieg mit richtigem Gefühle als einen Krieg des Protestantismus und der Glaubensfreiheit gegen eine neue katholische Liga Oestreichs und Frankreichs betrachtete, nahm lebhaft für Friedrich Partei und William Pitt, der große Chatam, schrieb den 31. März 1757 an seinen Freund Mitchell: „Ich hege die dankbarsten Gefühle der Verehrung und des Eifers für einen Fürsten, welcher als das unerschütterte Bollwerk Europa's dasteht gegen das mächtigste und boshafteste Bündniß, welches jemals die allgemeine Unabhängigkeit bedroht hat."

Durch das Bündniß mit England waren Hannover, der Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen, der Herzog Friedrich III. von Sachsen-

Gotha und Altenburg und der Graf Friedrich Wilhelm zur Lippe-Bückeburg, welche von England Subsidien erhielten, als Verbündete gewonnen, obschon der Kaiser Franz I. das ganze heilige römische Reich mit Acht und Aberacht gegen den König von Preußen aufgeboten hatte.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Vorfall, der zu den lächerlichsten Auftritten gehört, welche jemals in der Geschichte des heiligen römischen Reichs vorgekommen sein dürften und mehr als alles Andere die gänzliche Unbedeutenheit, zu der schon damals dieses Schattenspiel ehemaliger Herrlichkeit germanischer Nation herabgekommen war, bezeichnet.

Der Kaiser hatte den König von Preußen und Kurfürsten von Brandenburg bei dem Reichstage zu Regensburg des Landfriedenbruchs angeklagt, durch den kaiserlichen Hoffiscal Helm in Wien mehrere Schmähschriften gegen Friedrich abfassen und dem Drucke übergeben lassen. In einem kaiserlichen Hofdecrete wurde dem Könige zum Voraus das Urtheil gesprochen und die in Regensburg anwesenden Gesandten der deutschen Reichsfürsten traten jenem Decrete in einem Beschlusse vom 17. Jan. 1757 bei, nach welchem der König vorgeladen, in die Reichsacht erklärt und gegen ihn eine e i l e n d e Executionsarmee aufgeboten werden sollte. Ein verhängnißvoller Druckfehler hatte die e i l e n d e Reichsarmee in eine e l e n d e verwandelt; bei Roßbach werden wir erfahren, daß sie unter Anführung des Reichsmarschalls, Prinzen Joseph von Hildburghausen, beide Bezeichnungen in Anspruch nehmen konnte. Die Förmlichkeit erforderte, daß dem, in Regensburg anwesenden, kurbrandenburgischen Gesandten, Freiherrn v. Plotho, die fiscalische Vorladung des Kurfürsten und Markgrafen zu Brandenburg in eigener Person, damit er sehe und höre, wie er werde in des Reiches Acht und Aberacht erklärt und aller seiner Lehne, Rechte, Gnaden.

Freiheiten und Anwartschaften beraubt werden," zu eigenen Händen übergeben würde.

Hierzu wurde von Wien aus durch den kaiserlichen Reichshoffiscal Helm der kurbairische Regierungs- und Hofgerichts-Advocat, Dr. April als geschworner kaiserlicher Notarius publicus, mittelst eines Schreibens, d. d. Wien d. 8. Oct. 1757, bevollmächtigt und beauftragt.

In seinem vollen Amtsornate, mit schwarzem Mantel, Perrücke und Haarbeutel, den Klapphut unter dem Arme, den Galanteriedegen an der Seite, die verbrieften und versiegelten Vorladungsschreiben in der Hand, begab sich der Doctor April von zwei eben so stattlich ausstaffirten Zeugen, dem Magister und Procurator Gerbel und dem Consistorialschreiber Rockinger begleitet, in die Wohnung des Herrn v. Plotho. Bei einer ersten Anmeldung ließ sich dieser mit Unwohlsein entschuldigen und die Herren bitten, den folgenden Tag wiederzukommen. Aus dem eigenhändigen Berichte des Dr. April an den kaiserlichen Reichshoffiscal erfahren wir über diesen zweiten Besuch Folgendes: „Ich verfügte mich nach beschehener Anmeldung (Freitag den 14. Oct., Mittags Punkt 12 Uhr), da der Bediente vorausging und den Weg gewiesen, mit beiden Zeugen eine Stiege hoch in das Vorzimmer des Herrn Gesandten Freiherrn v. Plotho, allwo dieser, da wir kaum in das Zimmer getreten, durch ein Nebenzimmer in seinem Schlafrocke uns schon entgegen kam mit Vermelden, was ich ihm vorzubringen und zu sprechen hätte? Ich insinuirte Ihnen demnach Citationem fiscalem mit folgenden Worten: Ich habe Ew. Excellenz gegenwärtige Schrift zu übergeben, aus welcher dieselben citationem fiscalem zu ersehen haben, daß Ihro Königl. Majestät zu Preußen als Kurfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg erhebliche Ursach zuzubringen hätten, warum auf die





Was?! Du, Flegel!! Zusammen. –

fiscalische Anklag die anbegehrte kaiserliche Erklärung nicht geschehen solle?"

Es nahm gleich beim Anfange meiner gemachten Insinuation Se. Exc. Freiherr v. Plotho die Citationem fiscalem sammt dem opponendo aus meinen Händen zu sich, welche in folgenden terminis bestunde:

Wir Franz von Gottes Gnaden u. s. w. Nachdem nun hochgedachter Freiherr v. Plotho sothane von mir übernommene Citationem fiscalem eingesehen und die ganz unten her stehende Worte:

Citatio ad videndum et audiendum, se declarari in poenam Banni Imperii et privari omnibus feudis, juribus, gratiis, privilegiis et expectativis, in Sachen des gewaltsamen Königl. Preußischen, Kur-Brandenburgischen Einfalls in die Königl. Polnischen Kursächsischen Lande betreffend, in specie Fiscalis imperialis aulicus contra den König in Preußen als Kurfürsten zu Brandenburg u. s. w., nachdem — sage ich — gedachter Freiherr v. Plotho solches eingesehen und zu Gesicht bekommen, hatte Se. Excellenz sich anfänglich verfärbet und kurz nachher etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit attention die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, seind Se. Excellenz in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, also zwar, daß Dieselben sich nicht mehr stille zu halten vermöget, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei auch die fiscalische Citation nebst dem opponendo annoch in seiner rechten Hand haltend, in diese formalia wider mich ausgebrochen:

„Was? Du Flegel! Insinuiren?"

Ich antwortete hierauf: dieses ist mein Notariatsamt, dem ich nachkommen muß.

Dessen aber ungeachtet fallete mich er, Freiherr v. Plotho, mit allem Grimme an, ergriffe mich bei den vorderen Theilen meines Mantels mit dem Vermelden:

„Willst Du es — nemlich die Citationem — zurücknehmen?"

Da ich nun mich dessen geweigert, stoßete und schubete er sothane Citation, benebst dem opponendo vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedruckt, ruffete er zu den zwei vorhanden gewesenen Bedienten: „Werfet ihn über den Gang hinunter!" welche aber an diesem actu selbsten ganz unverhofft nicht wußten, was sie eigentlich thun sollten, sondern haben nur, freilich ohne mindeste Handanlegung, zu Ausweichung angeschienener gefährlichen Thätlichkeiten, da inzwischen Herr Gesandte, Freiherr v. Plotho, wiederum zurück in sein Zimmer sich begeben, dessen Kammerdiener aber, welcher Anfangs auf den Stiegen gestanden, nicht mehr zu sehen gewest — mich sammt den Zeugen zurückbegleitet und aus dem Haus uns zu verfügen genöthiget."

Daß diese Erzählung Wort für Wort der Wahrheit gemäß sei, bekräftigt der Dr. April durch sein beigedrucktes Notariatssiegel, so wie durch seine und der beiden mitgenommenen Zeugen eigenhändige Unterschrift. — Von Zeit zu Zeit erschien wiederum eine Vorladung des Reichsfiscals; allein zur Einhändigung derselben an den Freiherrn v. Plotho scheint weder der Dr. April, noch ein anderer kaiserlicher Notar besondere Neigung gehabt zu haben.

Nach einem kurzen Besuche in Berlin im Januar 1757 war Friedrich nach Dresden zurückgekehrt, wo er sich an der italienischen Oper und Concerten vergnügte, sein Heer verstärkte

und übte, dichtete und den Plan zum Feldzuge entwarf. Den Anordnungen und Befehlen des Königs zufolge sollte dieser Feldzug mit der Besitznahme Böhmens und der Eroberung Prags eröffnet werden. Der König war auf einen Kampf auf Tod und Leben gefaßt. „Es wirdt," schreibt er eigenhändig, Dresden d. 5. März 1757, an den Generallieutenant v. Winterfeld, „das jahr Stark und Scharf her gehn, aber man mus die ohren Steif halten und jeder der Ehre und liebe vohr das Vahterlandt hat mus alles dran Setzen, eine guhte husche so wirdt alles Klarer werden." Was der Hofkriegsrath in Wien für Operationspläne entwirft, erfährt Friedrich zu rechter Zeit, er theilt sie unter obigem Datum dem General Winterfeld mit und läßt ihm dazu schreiben: „Da Mir von sehr guter Hand die in Abschrift anliegende Nachricht zugekommen ist, was en gros in denen zu Wien gehaltenen Conferenzien über die Operationes der bevorstehenden Campagne vorgefallen, so habe Ich Euch solche communiciren wollen und glaube das, was die französische Operationes anlangt, solche ziemlich richtig sein mögen; wegen deren östreichischen aber hoffe ich noch nähere und mehrere Nachrichten zu bekommen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Friedrich."

In vier Colonnen rückte das preußische Heer in Böhmen ein; der König selbst brach den 20. April aus dem Lager von Lockwitz auf nach Außig, der Prinz August von Bevern führte sein Corps aus der Oberlausitz nach Reichenberg und vertrieb von hier den 20. April ein Corps Oestreicher von 20,000 Mann. Der Feldmarschall Schwerin drang (den 18. April) über Trautenau und Nachod, Prinz Moritz von Dessau über Kommotau (den 21.) in Böhmen ein.

Die Schlacht bei Prag,

den 6. Mai 1757.

Die kaiserliche Armee, von dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Feldmarschall Brown befehligt, hatte in und um Prag in den letzten Tagen des Aprils eine feste Stellung eingenommen, 45,000 Mann stark; ein zweites Corps von 37,000 Mann, von dem Feldmarschalle Daun befehligt, stand den 4. Mai bei dem Schlosse Humburg, unweit Neubidschow an der Czidlina. Der Feldmarschall Schwerin mit 50,000 Mann ging den 1. Mai über die Iser und bezog ein Lager zwischen Melnik, Benatek und Byschitz; den 4. ging er bei Brandeis über die Elbe und vereinigte sich den 6. Mai in aller Frühe mit dem Heere des Königs bei dem Dorfe Gbell; Friedrich befehligte den rechten, Schwerin den linken Flügel der Schlachtordnung; der Fürst Moritz und der Marschall Keith blieben jenseits der Moldau. Der rechte Flügel des östreichischen Heeres stand auf den Anhöhen von Prossik, der linke vorwärts von Sattalize, in der Fronte durch den morastigen Wiesengrund der abgelassenen Teiche zwischen Sterboholy und Hostawitz und auf dem linken Flügel durch den Teich von Keyge gedeckt.

Der König stand um 9 Uhr des Morgens auf den Höhen nordöstlich von Hostawitz in Schlachtordnung; Schwerin, dessen Infanterie bis zu den abgelassenen Teichen, welche man für festen Wiesengrund gehalten hatte, vorgerückt war, meldete ihm, daß er zum Angriffe vorrücke. Der König machte ihn auf die Schwierigkeit des Terrains und auf die vortheilhafte Stellung der Feinde aufmerksam. Der alte Feldmarschall aber entgegnete: „frische Fische! gute Fische!“ sprengte zu seinen Grenadieren und ließ sie über die morastigen Wiesen zum



General Schwerin's Tod in der Schlacht bei Prag am 6ten Mai 1757.

Sturme gegen die Batterien bei Hloupetin vorgehen. Auch einiges Geschütz hatte er herangezogen; dem Feldmarschall Brown wurde der rechte Schenkel zerschmettert, er wurde vom Schlachtfelde getragen und starb an seiner Wunde. Seine Grenadiere rächten den Feldherrn, der mit banger Ahnung und mit Thränen im Auge den Prinzen Karl beschworen hatte, die Schlacht nicht anzunehmen. Die Preußen wurden aus Sterboholy geworfen und die feindliche Reiterei schickte sich an, den ungeordneten Rückzug zum Einhauen zu benutzen, als der König mit seiner Reiterei auf einem schmalen Damme zwischen Sterboholy und dem Teiche von Unter-Miecholup hervorbrach und der ta[illegible] Prinz von Schönaich die Oestreicher zum Weichen brac[illegible] Unterdessen hatte der Feldmarschall Schwerin sein in Unordnung gewichenes Grenadierregiment wieder gesammelt und geordnet. Er sprach seinen Leuten Muth zu, ließ sich die zerschossene Fahne auf das Pferd reichen und mit dem Rufe: „Vorwärts, Kinder!" führte er das Regiment wieder gegen die feindlichen Batterieen. Die Fahne mit dem preußischen Adler hoch in der Rechten ritt der tapfere Führer inmitten seiner Grenadiere bis unter die Mündung der feindlichen Kanonen; da sank er, von fünf Kartätschenkugeln getroffen, vom Pferde. Ein Mitkämpfer und Augenzeuge, der Generallieutenant v. Winterfeld, hat über die Schlacht einen eigenhändigen Bericht hinterlassen, welcher uns über den Tod Schwerin's und über den Gang, den die Schlacht ferner genommen, genau unterrichtet. Nachdem er berichtet hat, wie er dem Feinde in der Besetzung von Sterboholy zuvorgekommen und über das Vorwerk hinaus weiter entgegengerückt, fährt er fort: „Das feindliche Kartätschenfeuer fing indessen an und wir waren annoch im vollen Avanciren, mochten auch kaum noch 200 Schritte von der feindlichen Linie sein, als ich

das Unglück hatte, vor dem Schwerinschen Regimente blessirt zu werden und für todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte und den Kopf in die Höhe hob, fand ich Niemanden von unseren Leuten mehr um und neben mir, sondern bereits Alles hinter mir mit Hochanschlagen (Abfeuern der Gewehre) auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ohngefähr 80 Schritte von mir, blieben aber halten und trauten sich uns nicht zu folgen. Ich raffte mich denn so geschwinde, als es meine Mattigkeit nur zulassen wollte, auf, holte auch *unsern confusen Klumpen* wieder ein; konnte aber weder durch Bitten, noch Drohungen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Gesicht nach dem Feinde gedreht, noch weniger aber Halt gemacht hätte. In diesem embarras fand mich der selige Feldmarschall und daß mir das Blut stromweise aus dem Halse herunterfloß. Weil ich nun zu Fuß und Niemand von meinen Leuten bei mir war, so ließ er mir sein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß dem Stabscapitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte, um die Bursche dadurch zum Stehen zu bewegen, selbige aus der Hand und ritt selbst damit vor. Ehe er aber noch damit reûssiren konnte, ward dieser würdige Mann in derselben Minute durch fünf Kartätschenkugeln zu Boden gelegt, so wie auch sein braver Adjutant, der Hauptmann v. Platen, dergestalt blessirt, daß er des anderen Morgens starb."

Winterfeld fügt noch hinzu, wie nach Ankunft des zweiten Treffens die Bataillons wieder frisch auf den Feind losattaquirt, auch der Prinz Heinrich mit dem rechten Flügel, ohne Ordre abzuwarten, so prompt und mit solcher fermeté attaquirt, daß die feindliche Linie überall zum Weichen gebracht worden sei. — Entscheidend war ein Angriff des Generalma-

jors v. Manstein, welcher die feindliche Stellung bei Keyge durchbrach und so den, von dem Könige angeordneten, Cavalerieangriff unterstützte. „Ihr habt Ehre genug!" rief das Bataillon Wreden dem zusammengeschmolzenen Häuflein des Regiments Winterfeld zu, als dies noch einmal zum Sturme einer Batterie vorrücken wollte; „Cameraden, laßt uns nun heran!" Der Feind wurde aus allen seinen Stellungen vertrieben und floh über die Ebene von Maleschitz nach Prag, wohin der Prinz Karl, bewußtlos in Krämpfen liegend, gebracht worden war. Noch an dem Abende der Schlacht rückte der König so nahe an die Stadt heran, daß er sie einschloß und am folgenden Morgen zur Uebergabe auffordern lassen konnte. „Diese Schlacht," sagt Friedrich, „welche gegen 9 Uhr des Morgens anfing, dauerte, das Nachsetzen mit einbegriffen, bis 8 Uhr des Abends. Sie war eine der blutigsten in diesem Jahrhunderte. Die Feinde verloren dabei 24,000 Mann (sie selbst geben 13,324 Mann an), darunter 5000 Gefangene, unter denen sich 30 Officiere befanden; außerdem nahm man ihnen 11 Standarten und 60 Kanonen ab. Der Verlust der Preußen belief sich auf 18,000 Mann, ohne den Feldmarschall Schwerin zu rechnen, der allein mehr als 10,000 Mann werth war. Sein Tod machte, daß die Lorbeern des Sieges verwelkten, den man durch ein zu kostbares Blut erkauft hatte. An diesem Tage fielen die Säulen des preußischen Fußvolkes. Gefährlich verwundet wurden die Generale v. Fouqué und v. Winterfeld; ihr Leben verloren: v. Hautcharmoy, v. Goltz, Herzog von Holstein, Generalmajor v. Manstein, v. Anhalt und eine Menge tapferer Officiere und alter Soldaten, welche zu ersetzen ein blutiger und grausamer Krieg nicht Zeit gewährte."

Mit der Verleihung von Ehrenzeichen und Auszeichnungen fing der König an sparsamer zu werden. Nach der Schlacht

von Prag wurde der Oberst v. Seidlitz zum Generalmajor ernannt. Als der Herzog Ferdinand für die Officiere seines Regiments sich den Orden pour le mérite ausbat, antwortete ihm der König aus dem Lager bei Prag den 30. Mai 1757 (französisch): „Sie dürfen nicht daran zweifeln, daß ich Ihnen gern gefällig bin; allein ich hoffe auch, Sie geben mir zu, daß der Verdienstorden, wenn er zu allgemein wird, aufhört, eine Auszeichnung zu sein, zumal wenn ihn sämmtliche Officiere der Regimenter der Prinzen erhalten; dies würde keinen guten Eindruck machen."

Die Fahne, unter der Schwerin sank, wird in dem alten Zeughause zu St. Petersburg verwahrt, ohne daß man weiß, wie sie dorthin gekommen ist. Eine Bildsäule von Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin und ein Bild in der dasigen Garnisonkirche von Rode wurden ihm von seinem Könige geweiht. Selbst die Feinde erkannten ihm den verdienten Lorbeer zu und zwanzig Jahre nach der Schlacht finden wir den freisinnigen Kaiser Joseph II. auf jenem Schlachtfelde in der Mitte von sechs Grenadierbataillons, denen er die tapfere That Schwerin's erzählt, worauf eine dreimalige Ehrensalve erfolgte, während welcher der Kaiser und die Generale den Hut abnahmen und die Fahnen gesenkt wurden.

Preußische Officiere haben ihm hier 1824 einen einfachen Denkstein von röthlichem Marmor errichtet. Der preußische Grenadier sang zu Ehren des Feldherrn ein

„Siegeslied."

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Er starb als tapfrer Held,
Und blickt auf unser Siegesheer
Von hohem Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Mit Gott für's Vaterland.
Sein Scheitel, wie der Schnee so weiß,
Doch tapfer seine Hand.

Und als nun unsre Fahne sank
Ergriff er ihren Schaft,
Er hoch zu Roß sie muthig schwang
Mit jugendlicher Kraft.

Vorwärts! rief er und ritt voran,
Auf Schanzen und Geschütz;
Wir folgten Alle Mann für Mann
Trotz Donnerschlag und Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch' glorreiches Lebensziel
Glückseliger Schwerin!

Dein König hat dich treu beweint,
Treu warst du bis zum Tod.
Wir aber stürzten in den Feind
Und rächten deinen Tod.

Und weigert Oestreich Tag für Tag
In Frieden heimzuziehn;
So stürme Friedrich erst auf Prag,
Und führ' uns dann nach Wien.

Die Schlacht bei Kollin
den 18. Juni 1757.

Wär' es dem Könige geglückt, den Prinzen Carl, der sich mit vierzigtausend Mann nach Prag geworfen hatte, eben so wie die Sachsen bei Pirna, durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, oder die Stadt zu erobern, so würde der Feldzug und vielleicht der Krieg schnell beendet worden sein. Allein der Prinz hielt sich tapfer, zu seinem Entsatze rückte der Feldmarschall Daun mit einem ansehnlichen Heere heran, ihm zog Friedrich, der den berüchtigten Räuber-Hauptmann Käsebier als Spion bei sich hatte, auf der großen Straße, die nach Wien führt, bis Planian entgegen.

Auf dem linken Elbufer, östlich von Planian liegt das Städtchen Kollin; in dessen Nähe hatte Daun eine feste Stellung auf den Höhen bei dem Dorfe Chatsemitz genommen, auf beiden Seiten durch Abhänge und Thalgründe geschützt. Am 18. Juni, — ein Tag, heiß, aber nicht so glücklich für die preußischen Waffen, wie der Schlachttag von Belle-Alliance — beschloß Friedrich zu schlagen. Von einem an der Landstraße einzeln gelegenen Wirthshause Slatisluntz, oder „zur goldenen Sonne" genannt, überschaute der König die Schlachtordnung des Feindes und ordnete den Angriff. An einigen Punkten wichen die Feinde, allein es war nur ein verstelltes Zurückgehen, um die Preußen bis unter die Batterieen zu locken, die dann ein mörderisches Feuer auf sie mach-





Ihro Majestät trinken doch.
Schlacht von Collin den 18. Juni 1757

ten. Die preußische Cavallerie wich zurück, selbst Ziethen und Seidlitz machten vergebliche Versuche in die Feinde einzudringen; das geworfene Cuirassierregiment des Prinzen Heinrich riß die hinter ihm stehende Infanterie in Unordnung mit sich fort. Jetzt sammelte der König selbst ein kleines Häuflein und führt es mit klingendem Spiele gegen eine feindliche Batterie; allein je stärker die Kanonen donnern, desto schwächer wird die Feldmusik, die Grenadiere verlieren sich und ein Adjutant erlaubt es sich, den König, dessen Blick nur vorwärts gerichtet war, zu fragen: „wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?" Friedrich sieht sich verlassen, in Unmuth reitet er zurück, die halbverschmachteten Krieger sinken ermattet nieder. Ein General versichert, daß die Leute nicht mehr heran zu bringen sind. „Wollen die Kerls denn ewig leben?" ruft der König in erbitterter Aufregung. „Hörst Du, Fritze, entgegnet ihm ein alter Grenadier, für dreizehn Pfennige ist's genug für heut!"

So ließ es denn auch der König genug sein für heut; er war so erschöpft, daß er vom Pferde stieg und sich eine Zeit lang auf einige Balken niedersetzte, wo ihm ein verwundeter Cuirassier einen Trunk Wasser in seinem Hute brachte. Die Generale Ziethen und Hülsen hielten bis Abend 9 Uhr noch in der Nähe von Kollin und deckten den Rückzug des Königs, der sich beeilte, das bei Prag zurückgelassene Heer zu erreichen, die dortige Belagerung aufhob und mit einem Theile seines Heeres über Melnik nach Leitmeritz marschirte, wo er den 27. Juni ein Lager bezog, während die noch übler zugerichtete Abtheilung unter dem Prinzen Moritz den 28. bei Jungbunzlau lagerte.

Der Verlust des Heeres war bedeutend; er betrug an Todten, Verwundeten und Gefangenen 13,773 Mann und 326 Of-

ficiere. Zweiundzwanzig Fahnen und 45 Kanonen waren in die Hände der Sieger gefallen. Die Entmuthigung im Heere bei Soldaten und Officieren war groß, selbst der tapfre Bruder des Königs, der Prinz August Wilhelm brach in laute und unvorsichtige Klagen aus. Friedrich allein behielt Ruhe und Besinnung; er sorgte zunächst für Verpflegung der Soldaten, dann ließ er, der sonst auf geistlichen Zuspruch nicht allzuviel gab, den Feldprediger Küster zu sich rufen und befahl ihm in der Sonntagspredigt im Lager zu Leitmeritz „nicht nur alle vernünftigen Gründe der Religion in seiner Predigt anzuwenden, den gesunkenen Muth wieder aufzurichten, sondern auch ohne Schonung den Officieren und Gemeinen, welche am Tage der Schlacht sich schlecht genommen, ihre Pflichtvergessenheit vorzuhalten." Den höheren Officieren hielt Friedrich selbst eine derbe Strafpredigt; dem Fürsten Moritz von Dessau gestattete er in den ersten Tagen keine Ehrenwache im Lager, bis er sich auf die ehrenvollste Weise gegen den König gerechtfertigt hatte.

Friedrich selbst finden wir bald gesammelt genug, um philosophische Bücher zur Hand zu nehmen und seinen Freunden zu schreiben. Aus dem Lager zu Leitmeritz schreibt er dem Marquis d'Argens nach Berlin: „Bedenken Sie, mein lieber Marquis, daß der Mensch mehr Gefühl, als Vernunft besitzt. Ich habe den dritten Gesang des Lucrez gelesen und wieder gelesen, allein ich finde darin nichts weiter, als die Nothwendigkeit des Uebels und die Fruchtlosigkeit des Gegenmittels. Eine Linderung meines Schmerzes finde ich in der täglichen Arbeit, die ich thun muß und in den unaufhörlichen Zerstreuungen, mit welchen mich meine zahlreichen Feinde versorgen. Wär' ich bei Kollin geblieben, dann befände ich mich jetzt in einem Hafen, in welchem ich keine Stürme mehr fürch-

ten würde. So muß ich noch auf diesem stürmischen Meere umhertreiben, bis mir endlich ein kleines Fleckchen Erde das Gut gewährt, welches ich in dieser Welt nirgend fand. Adieu mein Lieber, ich wünsche Ihnen Gesundheit und jede Art des Glücks, welche mir fehlt." —

Mit etwas freierem Muthe schreibt er bald darauf an den Lord Marishal nach Neufchatel: „Fortuna hat mir den Rücken zugewendet, ich hätte darauf gefaßt sein sollen, sie ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. Ich hätte mehr Fußvolk nehmen müssen; dreiundzwanzig Bataillons reichen nicht hin, sechzigtausend Mann aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Glückliche Erfolge, mein lieber Lord, geben uns oft ein verderbliches Vertrauen; wir werden unsere Sache ein andres Mal besser machen. Was sagen Sie zu diesem Bündnisse der Feinde, bei dem es nur auf dem Markgrafen von Brandenburg abgesehen ist? Der große Kurfürst würde sehr erstaunt sein, seinen Enkel im Kampfe mit den Russen, Oestreichern, mit fast ganz Deutschland und mit 100,000 Mann französischer Hilfstruppen zu sehen. Ich weiß nicht, ob es mir Schande machen wird, zu unterliegen; allein für jene wird es keine sonderliche Ehre sein, mich zu überwinden." —

Anfänglich dachte der König sich noch in Böhmen halten zu können. Dem Prinzen Moritz, der ihm den 29. Juni meldet, daß er sich weiter nach der Lausitz zurückziehen werde, schreibt er: „Ew. Liebden Schreiben erhalte ich sogleich, ersehe aber daraus mit Erstaunen, daß Dieselben sich als morgen auf Zittau zurückziehen wollen. Ew. Liebden werden aber doch so toll nicht sein, sich ohne Meine positive Ordre zurückzuziehen, denn allenfalls Ich Brod von hier aus schicken

kann. Dieselben werden also Mir davor responsabel bleiben, wenn Sie ohne Meine Ordre sich zurückziehen wollten. N. S. Dieses muß absolute befolgt werden."

Die unter dem Prinzen Karl und Daun bei Prag vereinigte östreichische Armee wendete sich zunächst gegen den Prinzen August Wilhelm bei Jung=Bunzlau; dieser ging über Hirschberg nach Neuschloß und bezog den 7. Juli ein festes Lager hinter der Pulsnitz. Dies benutzten die kaiserlichen Feldherrn, um auf Gabel und Zittau vorzudringen; aus beiden Orten wurden die Preußen mit großem Verluste vertrieben, wodurch Friedrich sich gezwungen sah, ebenfalls auf seinen weiteren Rückzug zu denken. In leidenschaftlichem Unwillen entließ er den Prinzen von Preußen August Wilhelm vom Heere und rief dadurch bei der Armee und in seinem eigenen Hause Spaltungen und Mißvergnügen hervor. — Tief erschütterte ihn in dieser Zeit der Tod seiner Mutter, welche den 20. Juni in Berlin verschied. Mit treuer Kindesliebe hatte Friedrich ihr die zarteste Aufmerksamkeit und Verehrung unausgesetzt erwiesen, mehrere seiner besten Gedichte sind an sie gerichtet und ihrem Andenken widmet er in der Geschichte des siebenjährigen Krieges folgende Zeilen: „Ich hatte diese Fürstin stets als eine zärtliche Mutter verehrt und geliebt, ihre Tugenden und großen Eigenschaften wurden von Allen bewundert, welche das Glück hatten sich ihr zu nähern. Ihr Tod veranlaßte nicht eine nur herkömmliche Hof= und Staatstrauer, wohl aber ein allgemeines Wehklagen. Die höhere Gesellschaft beklagte den Verlust ihres geselligen Umgangs, die Niedrigen ihre Leutseligkeit, die Armen vermißten ihre Zuflucht, die Unglücklichen ihre Stütze, die Gelehrten ihre Beschützerin und jedes Glied ihrer Familie, welches das Glück hatte ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil seines Selbst verloren zu haben und fühlte sich

durch den Schlag, welcher sie der Welt entriß, in tiefster Seele erschüttert."

Sein ganzes Leben hindurch begleitete ihn ein schmerzliches Andenken an die geliebte Mutter, der er in früheren Jahren so große Bekümmerniß, in späteren mehr Sorge als Freude gemacht hatte. In einer Unterredung mit dem Philosophen Garve im Jahre 1777 versicherte er diesen, er habe in seinem Leben die größten Leiden des Herzens erfahren und fügte mit wehmüthigem Tone hinzu: „Wenn Er wüßte, welche Thränen mich der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehn, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder Andere und noch unglücklicher, weil ich mehr Empfindlichkeit hatte."

Das Unglück aber gehört zur Vollendung eines großen Characters; auch Napoleon kam — freilich etwas spät — auf St. Helena zu dieser Einsicht, so daß er das bedeutungsvolle Wort aussprach: „Was mir noch fehlte, das war das Unglück!"

Freundschaft, Philosophie und Dichtkunst waren es, an denen Friedrich im Sturme des Lebens sich festhielt, obschon selbst diese Nothanker zuweilen den festen Grund verloren. „Die Philosophie, schreibt Friedrich in dieser Zeit an den Marquis d'Argens, ist gut, vergangene oder zukünftige Uebel zu mildern; durch gegenwärtiges Unglück wird sie besiegt." Und dennoch ist sie es vornehmlich, die ihn aufrecht erhält: „Betrachten Sie mich — schreibt er an d'Argens den 16. Juli 1757 — wie eine Mauer, in welche das Unglück seit zwei Jahren Breche geschossen hat. Von allen Seiten bin ich erschüttert. Häusliches Unglück, geheimer Kummer, öffentliches Elend, neues Unheil vor mir — das ist meine Speise. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich kleinmüthig werde. Mögen alle Elemente untergehn, ich werde mich unter den

Trümmern mit dem kalten Blute, mit dem ich Ihnen schreibe, begraben sehn. In solcher Zeit der Zerstörung muß man sich einen Magen von Eisen und ein Herz von Erz anschaffen, um alle Empfindlichkeit zu verlieren. Hier ist der Stoizismus am Ort; die armen Schüler des weichlichen Epikur würden in dieser Zeit nicht ein Wörtchen ihrer Philosophie vorzubringen vermögen. Der nächste Monat wird entsetzlich werden und für mein armes Land sehr entscheidende Ereignisse bringen. Ich meinerseits, bereit es zu retten, oder mit ihm unterzugehn, habe mir eine Weise zu denken angeeignet, wie sie Zeit und Umstände erfordern. — — Sie sind zu entfernt von hier, um sich eine Vorstellung von der Krisis, in der wir uns befinden, machen zu können, und von den Schrecknissen, die uns umgeben. Denken Sie nur, ich bitte Sie, an die Verluste der Personen, die mir die theuersten waren, die einer auf den andern folgten, an das Unglück, das ich kommen sah, wie es in vollem Lauf auf mich eindringt. Was fehlt mir noch, um mich in der Lage des armen Hiob zu befinden? Meine, überdies nur schwache, Gesundheit widersteht, ich weiß selbst nicht wie, allen Stürmen und ich bin selbst erstaunt, mich in diesen Lagen aufrecht zu halten, die ich noch vor drei Jahren nicht ohne Schauder betrachtet haben würde. — Da haben Sie nun einen wenig erfreulichen und wenig tröstlichen Brief, allein ich schütte Ihnen mein Herz aus, mehr um es zu erleichtern, als um Sie zu unterhalten. Schreiben Sie mir zuweilen und halten Sie sich meiner Freundschaft versichert."

Die Lage des Königs wurde mit jedem Tage bedenklicher; die französische Armee war über den Rhein gegangen, und unter dem Marschall d'Estrées bis Münster vorgedrungen. Der Herzog von Cumberland, Sohn des Königs Georgs II., welcher den Oberbefehl über das Heer der Verbündeten führte, überließ

den Franzosen ganz Hessen und ob gleich der Erbprinz von Braunschweig und der hannöversche Oberst Breitenbach bei dem Dorfe Hastenbeck, südöstlich von Hameln den 26. Juli ehrenvoll gefochten, befiehlt Cumberland dennoch den Rückzug und die Feinde überschwemmen die hannöverschen und braunschweigischen Lande. Jetzt fand es Friedrich V. von Dänemark gerathen, das weitere Vordringen der Franzosen, wodurch seine Oldenburgischen Besitzungen gefährdet wurden, durch die Vermittlung eines Waffenstillstandes zwischen den Franzosen und den Verbündeten sicher zu stellen. Bald darauf schlossen der Herzog von Richelieu als Oberbefehlshaber des französischen Heeres und der Herzog von Cumberland eine Convention in Kloster-Zeven (den 8. Sept. 1757) ab, welcher zufolge alle Feindseligkeiten zwischen den französischen und verbündeten Truppen eingestellt wurden, und die hessischen, braunschweigischen, gothaer und bückeburger Regimenter nach Haus gingen. Friedrich konnte mit vollem Rechte diesen Vertrag, als einen an ihm begangenen Verrath ansehen, obschon der König Georg ihn später nicht anerkannte. „Der schändliche Accord" — schreibt Friedrich den 20. Sept. 1757 an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, — „welchen der Duc de Cumberland zu machen sich von den hannöverschen Ministers hat verleiten lassen, ist wieder ein neues Contretems, so Mir geschieht, indessen wir doch thun müssen, was uns gebührt. Ew. Liebden habe Derowegen in Vertrauen sagen wollen, wie Ich hier nicht stehn bleiben werde, Mir aber noch nicht möglich ist, mich zu determiniren, nach welcher Seite ich mich tourniren werde, ob es gegen die Leute hier, oder wo sonstenhin geschehen kann, denn ich erst noch klärer sehn muß, um meine Partie zu ergreifen. Was Ew. Liebden angeht, da bleibet Deroselben allemahl die letzte Ressource übrig, daß unverhofften Falls und wenn alle Stricke

reissen sollten, Dieselben sich auf die letzte in Magdeburg werfen können. Ich denke und hoffe und werden Ew. Liebden mit darauf treiben, daß alle menschenmögliche Anstalten gemacht und vorgekehrt werden, daß es alsdann darin an Magazinen und Lebensmitteln nicht fehlen möge." Am nächsten Tage schreibt er ihm: (französisch) „In unserer Lage, mein Lieber, muß man sich überreden, daß Einer von Uns so viel als vier Andere werth ist."

Die Lässigkeit, mit welcher der Herzog von Cumberland den Krieg führte, verstattete dem Herzoge Richelieu schon im August eine Abtheilung seines Heeres von 25,000 Mann dem Prinzen v. Soubise, einem Günstlinge der Pompadour, zu übergeben und ihn nach Erfurt zu schicken, um Sachsen von den Preußen zu befreien. Zu demselben Zwecke hatte sich nun auch das Reichsheer unter Anführung des Prinzen von Hildburghausen in Marsch gesetzt. Aus Pommern geht die Nachricht ein, daß ein Corps Schweden unter Feldmarschall Rosen bei Anklam über die Peene gegangen ist; aus Preußen: daß ein Heer von 83,000 Russen im Lande sengt und brennt und am 30. August unter dem Feldmarschall Apraxin das preußische Heer unter dem Feldmarschall Lehwaldt bei Großjägerndorf geschlagen hat. Drohend verstärkt sich Daun in seinem festen Lager bei Eckartsberge in der Lausitz. Ihm gegenüber zur Bewachung Schlesiens läßt Friedrich den Herzog von Bevern mit funfzig Bataillons und 110 Schwadronen an der Landeskrone bei Görlitz und General Winterfeld mit einem geringeren Corps an der Neiße bei dem Holzberge zurück, und zieht mit einem geringen Häuflein von achtzehn Bataillons und dreißig Schwadronen dem Prinzen Soubise und der Reichsarmee nach Thüringen entgegen. Kaum hatte Daun den Abmarsch des Königs erfahren, so greift er den 7. Sept. die Preußen bei dem Dorfe

Moys an, Winterfeld wird tödtlich verwundet und Bevern gezwungen sich vor Carl v. Lothringen und Daun nach und nach bis in die Nähe von Breslau zurückzuziehen; die Feinde nehmen eine feste Stellung bei Lissa.

Der tapfere Winterfeld war bald an seinen Wunden verschieden: „Ich werde Mittel wider meine Feinde finden," rief Friedrich, als ihm diese Nachricht mitgetheilt wurde, „aber einen Winterfeld find' ich niemals wieder!" — So hatte noch nie das Unglück auf den König eingestürmt; mehrere Nächte durchwachte er einsam in seinem Zelt, am dritten Tage fühlt er sein Herz ermuthigt und gefaßt, er hat für die geliebte Schwester in Baireuth folgendes Gedicht niedergeschrieben.

An meine Schwester in Baireuth,

(Aus dem Feldlager im Juli 1757.)

Du warst, o Schwester, in umwölkten Tagen
Ein lichter Hoffnungsstrahl, ein Trost bei meinen Klagen,
Du, die mir mit erfindungsreicher That
Als Freundin rettend in dem Unglück stets genaht.
Ob auch die Fesseln schon bereit das Schicksal hält,
Umsonst steht gegen mich in Waffen eine Welt,
Ja, öffnet unter mir sich schon der Erde Grund,
Schwört mir den Untergang der Kön'ge stolzer Bund,
Gleich viel! wenn ich nur deine Liebe nicht entbehr',
Von dir geliebt kenn' ich kein Unglück mehr.

Ich sah, du weißt es, sich die Wolken thürmen,
Die sich entladen nun in Blitz und Stürmen,
Ich sah, du weißt es, ruhig und gelassen
Verschwörung wider mich zum Schwerdte fassen,

Ich sah heran das Ungewitter ziehn,
Vom Schicksal aufgewühlt und wollt' ihm nicht entfliehn.

Die Zwietracht kam hervor aus finstrer Höllennacht,
Ein wildes Feuer hat sie ringsum angefacht,
In deinem Rath, hochmüth'ges Albion,
Erscholl zuerst des Krieges rauher Ton.
Die Gluth bricht aus, wo man sich dessen nicht versah,
Greift von Europa hin weit nach Amerika.
In seinem tiefsten Grund das Meer wird aufgeregt,
Neptun sieht Englands Joch den Wellen aufgelegt.
Der Irokese flieht, zu fechten weiß er nicht,
Flucht dem Tyrannen, der in seine Wälder bricht.

Die Zwietracht blickt umher; mit frecher Lust
Ist sie der Schreckens-Arbeit sich bewußt,
Sie lacht der Sterblichen, die blinden Hasses voll
Das Meer durchschiffen, das sie trennen soll.
Der glückliche Erfolg bestärkt der Göttin Hoffen,
Die ganze weite Welt steht ihrer Herrschaft offen,
Und also redet sie Europa's Fürsten an:
Wie lang ertragt ihr der Gesetze strengen Bann?
Wie lang ehrt ihr, o thörichtes Geschlecht!
Veraltet Vorurtheil von Billigkeit und Recht?
Mars nur allein ist Gott, vor Recht gilt stets Gewalt,
Ihr Fürsten, auf! zur That, wohin mein Ruf erschallt.

Dies freche Wort erweckt der Ehrsucht heiße Gluth,
Die tief im schwachen Herz der Kaisertochter ruht;
Recht, Ehre, Pflicht, Vertrag sind deinem Sinn entschwunden
Die Leidenschaft erwacht, du fühlst dich nicht gebunden,

Du zürnst dem deutschen Volk, das muthvoll, unbesiegt,
Für Freiheit ficht, sich nicht in deine Fesseln schmiegt.
Das Lutherthum, das willst du überwinden
Und deine Zwingherrschaft auf diese Trümmer gründen.

Mit kleinen Mitteln wird das Große nicht gethan,
Um Hülfe wirbst du bei den mächt'gen Kön'gen an,
Durch Gold und durch Betrug erkaufen unverdrossen
Die schlauen Räthe dir erwünschte Kampfgenossen.
Für sie giebt's kein Verbrechen, keine Schande,
Sie bringen das Triumvirat *) zu Stande.
In einem Jahr' erdrückt der ungeheure Bund
Mit seiner Ketten Last das stumme Erdenrund.
Von Roussillon bis zu den rauhen Zonen,
Wo unter Sclaverei und Eis die Russen wohnen,
Bewaffnet Alles sich auf Oestreichs Machtgebot,
Mein Recht zertreten sie, sie schwören mir den Tod.
Vergessenswerther Tag! dahin ist jede Scheu,
Theresia du verkaufst an Frankreich Englands Treu.
Schon sahn wir deines Throns unsichre Pfeiler wanken,
Daß du noch herrschst, du hast es England nur zu danken.

Thut Kön'gen Gutes nur, sie sind doch undankbar;
Verzärtelter Monarch, weißt du wohl, wer es war,
Der einst für dich, zu kühner That bereit,
Dein Elsaß von dem Feind mit seinem Schwert befreit?
Mein Auge sah beschämt den Adler, den sein Flug
Zu deinen Lilien hin, zum üpp'gen Lager trug.

---

*) Der Bund zwischen Oestreich, Sachsen und Rußland.

Freundschaft, Beleidigung, dir gelten sie gleichviel,
Sclav einer Frau war nie ein edler Ruhm dein Ziel,
Die Buhlschaft über Thron und Reich und Volk verfügt,
Und in den Fesseln Wiens Hof und Maitresse liegt.
Die Pompadour hat dich für guten Preis verhandelt
Zum Sclaven Oestreichs nun dein Frankreich umgewandelt.
Ganz Canada ist bald Britanniens Eigenthum,
Doch Ludwig fragt ja nicht nach Frankreichs Ehr' und Ruhm.

Der Engel, der das Glück bald dem, bald jenem schenkt,
Das Loos der Schlachten wägt, die Todespfeile lenkt,
Der bald den Einen läßt und bald den Andern siegen,
Er ließ die Tapferkeit der Mehrzahl unterliegen.
Der Adler Oestreichs, oft von uns geschlagen,
Von Felsen bei Collin herab durft' er es wagen
Herauszufordern stolz der Tapfern kühnen Muth.
Wir stürmen an, in Strömen fließt das Blut,
Was Ehre nur, was Muth, was Ruhm vermag,
Verachtung der Gefahr — es glänzt an diesem Tag.
Sturm folgt auf Sturm, die Felsen sind erstiegen,
Schon weicht der Feind, schon hoffen wir zu siegen,
Da ist die Zahl zu klein; in diesem Augenblick
Fliegt auch Victoria zu Oestreichs Feld zurück.

„Ja, Preußen fällt gewiß!" frohlockt der Feind und droht,
Aus leichter Wunde schon weissagt man unsern Tod.
Die Kön'ge, die bis jetzt noch ruhig zugeschaut,
Sie regen sich nun auch, ihr Vorwitz macht sie laut,
Voll eitlen Hochmuth's sieht man sie zum Kampfe eilen,
Die blut'ge Beute mit dem Feind zu theilen.

Das tapfre Volk, das nah dem rauhen Nordpol wohnt,
Wo mancher König ruhmgekrönt gethront,
Der Schwede, einst der Deutschen Kampfgenoß,
Von dem Senat verkauft, greift feindlich zum Geschoß.
Was sag ich? selbst die nah mir sind verwandt,
Sie nehmen wider mich das Schwerdt zur Hand.

Leichtsinn'ge Göttin, unbeständig Glück,
Der Ehrgeiz richte stets nach dir sehnsücht'gen Blick,
Niemals entweih' ich so der Dichtung heil'ge Kunst
Zu klagen, wenn du fliehst, zu rühmen deine Gunst.
Ich weiß, ich bin ein Mensch, gebohren nur zu Leid,
Doch gegen Mißgeschick halt' ich den Muth bereit.

Und du, geliebtes Volk, du dessen Noth mich rührt,
Für dessen Wohl die Pflicht mich auf das Schlachtfeld führt,
Ich sehe dich bestürmt, dich von Gefahr umringt,
Dein banger Hülferuf mir tief zum Herzen dringt.
Nicht acht' ich Rang und Glanz für edleren Gewinn,
Dich zu erretten geb' ich gern mein Blut dahin.
Ja, dir gehört mein Blut, dir nur gehört mein Leben,
Mit Freuden sei's für dich zum Opfer hingegeben.
Für's Vaterland fecht' ich, den Lorbeer wollt' ich brechen,
Ihr Krieger, auf! es gilt jetzt seine Schmach zu rächen.
An seiner Wälle Fuß soll nicht der Tod uns schrecken,
Wir siegen, — oder uns soll Staub und Trümmer decken!

Sechstes Capitel.

Hadik in Berlin. — Die Handschuh für die linke Hand. — Gedicht an Gottsched. — Die Schlacht bei Roßbach. — Bist du unüberwindlich? — Napoleon auf dem Schlachtfelde von Roßbach den 5. Nov. 1757. — Spott- und Siegeslieder.

Der König hatte den General Seidlitz voraufgeschickt, welcher die Franzosen aus Halle und Leipzig vertrieb, am 19. Sept. den Prinzen Soubise in Gotha überraschte und ihm 150 Gefangene abnahm. Die Besorgniß wegen des schon längst gedrohten Einfalls der Oestreicher in die Mark Brandenburg nöthigte den König mit seinem Corps nach der Elbe zurückzukehren; allein er kam zu spät, um seine Hauptstadt zu schützen. Der östreichische General Hadik hatte mit 4000 Croaten einen glücklichen Streifzug aus der Lausitz nach Berlin unternommen und war in die unbefestigte Stadt den 16. Oct. eingerückt. Zwei Bataillons Landmiliz — die Landwehr damaliger Zeit — machte einen vergeblichen Versuch, vor dem schlesischen Thore Widerstand zu leisten; ihr tapfrer Führer, Major v. Tesmar, fiel, die Mannschaft zerstreute sich. Die Bürger selbst griffen nicht zu den Waffen; der Stadtpräsident Kircheisen hatte bei schwerer Strafe verboten, den Feinden irgend Widerstand zu leisten. General Hadik begnügte sich mit 200,000 Thaler Brandschatzung und verließ schon am folgenden Tage Berlin wieder. Zum Zeichen der Huldigung für seine Kai-

serin hatte er vierundzwanzig Paar französische Glacé-Handschuh verlangt. Er erhielt sie; als aber die Kaiserin davon Gebrauch machen wollte, fand es sich, daß sie sämmtlich nur für die linke Hand waren. —

Sobald der König, welcher von Torgau bis nach Herzberg gerückt war, den Abzug der Feinde erfuhr, und wegen der Hauptstadt keine weitere Besorgniß haben durfte, wendete er sich wieder über die Elbe zurück nach der Saale.

Durch einen glücklichen Streifzug des Königs nach Thüringen, waren Soubise und Hildburghausen vorsichtiger geworden und rückten mit vereinter Macht gegen Leipzig vor. Der preußische General Keith, (ein Engländer von Geburt, Bruder des Lords Marishal) hatte der geängstigten Stadt angekündigt, daß er sie in Brand stecken werde, so bald die Feinde einzudringen wagen würden. Der Prinz von Hildburghausen versprach einer an ihn gesendeten Deputation, nichts gegen die Stadt zu unternehmen. Friedrich, dem an dem Besitz der reichen Handelstadt, welche zugleich als ein militairischer Punkt von großer Wichtigkeit war, sehr viel liegen mußte, eilte herbei, und traf den 15. Oct. in Leipzig ein. Die Anordnungen zur Vertheidigung waren bald getroffen, und wie unbesorgt der König selbst wegen der Feinde war, zeigte er dadurch, daß er den, als deutschen Dichter und Gelehrten in hohem Rufe stehenden Professor Gottsched noch an demselben Tage zu sich rufen ließ und sich mit ihm von Nachmittags 3 Uhr bis gegen 7 Uhr über Philosophie, Geschichte, Dichtkunst und Beredtsamkeit unterhielt. Der König, dem es nicht unbekannt war, daß ihm die deutschen Gelehrten und zumal die Dichter, wegen seiner Vorliebe für die französische Sprache Vorwürfe machten, suchte gegen Gottsched die Vorzüge derselben und besonders ihren Wohlklang geltend zu machen. „Da nennen sie

z. B., sagte er, einen rival Nebenbuhler; welcher fatale Ton, Buhler" — „Ew. Majestät erlauben, entgegnete Gottsched, die französische Sprache hat das Wort boule ebenfalls und Sie werden gestehen, daß die deutsche Liebe bei weitem süßer klingt, als der französische amour." Der König behauptete, es sei nicht möglich, auch nur eine Strophe Rousseau's schön und kurz im Deutschen wiederzugeben. Gottsched bat, ihn mit einer Aufgabe dieser Art zu beehren; Friedrich zeigte ihm neun Zeilen aus einer Ode Rousseau's zum Uebersetzen an; am folgenden Tage schickte Gottsched die Uebersetzung, mit welcher Friedrich so zufrieden war, daß er ihm schrieb: „Ich danke Ihnen für die Strophe aus Rousseau's Oden; ich bin erstaunt, daß Sie sie haben in das Deutsche übertragen können." Dieser Antwort hatte der König ein, von ihm selbst „an Gottsched" gerichtetes, französisches Gedicht beigefügt, von dem wir eine Uebersetzung hier mittheilen.

An Gottsched.

(Leipzig im October 1757).

Nicht mit verschwenderischer Hand
Vertheilt der Himmel seine Gaben,
Ein jedes Volk, ein jedes Land
Soll immer nur das Eine haben.
Tief sind die Briten, leicht sind die Franzosen,
Der Eine soll nicht wie der Andre sein;
Wir meinen gern: wir hätten's ganz allein,
Und unsre Dornen gelten uns für Rosen.
In Sparta seht Ihr Waffen blinken,
Den Muth in Heldenherzen wehn,
Indeß die Männer von Athen
Der Künste süßen Zauber trinken.

Und die gewaltigen Germanen,
Von Sparta erbten sie den Ruhm,
In der Geschichte Heiligthum
Stehn die Trophäen, die daran uns mahnen.
Doch, wenn sich auch der Weg wohl fand
Zum Tempel, wo die Helden glänzen,
Es welken bald in ihrer Hand
Die Blumen, die den Sieg bekränzen.
Du aber auf! der Sachsen Schwan*),
Verfolge deine Siegesbahn,
Bezwinge du der Sprache rauhe Klänge
Durch deine lieblichen Gesänge
Und zu den Sieges-Palmen, die die Deutschen hegen,
Wirst du Apollo's schönsten Lorbeer legen.

Der Leipziger Professor richtete hierauf an den Eroberer Sachsens folgendes Gedicht:

An den König von Preußen.

Den Cäsär dieser Zeit im Siegen und im Schreiben
Ehrt längst das deutsche Musenchor;
Sein eigner Werth hebt ihn empor,
Wie könnt ihr Pindus ihm die Lorbeern schuldig bleiben?
Monarch, den deines Vaters Knecht
Auch ungenannt durch manches Lied erhoben,
Ist dir kein deutscher Reim zu schlecht,
So wird er dich gewiß bei später Nachwelt loben;

---

*) Der dem Apollo geheiligte Schwan soll hier so viel als „Dichter" heißen.

Doch Helden pflanzen Lorbeerhaine,
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt,
Dein siegreich Schwerdt ist längst umlaubt
Und dein Bewundrer bleibt der deine.

Gottsched.

Von einem Gespräche des Königs mit Gellert im Jahre 1760 werden wir später zu berichten haben.

Der König hatte den Prinzen Heinrich, den Fürsten Moritz und den Herzog Ferdinand ebenfalls mit ihren Corps nach Leipzig beschieden; den 28. Oct. war die preußische Armee beisammen; der König nahm den 30. Oct. sein Hauptquartier in Lützen. — Der Herzog von Crillon, damals Marechal de Camp (Generalmajor) in der französischen Armee erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß, als er am 31. Oct. nahe bei der Brücke von Weissenfels beim Frühstück im Freien gelegen, der Lieutenant Brünet von den Vorposten zu ihm gekommen und angefragt: „ob es erlaubt sei, den König von Preußen todt zu schießen, welcher am jenseitigen Ufer halte. Der Herzog befahl seinem Officier, sich um nichts weiter zu bekümmern, als dafür zu sorgen, daß die Saalbrücke abgebrannt werde; er sei nicht dahin gestellt worden, um einen feindlichen General zu tödten, der allein vorgegangen sei, um zu recognosciren, am allerwenigsten aber solle er sich beigehen lassen, die geheiligte Person eines Königes, welcher stets verehrt werden müsse, zu verletzen." — Da der König die Brücke bei Weissenfels abgebrannt und den Uebergang hier verwehrt fand, ließ er eine Viertelstunde weiter hinab, bei der sogenannten Herrenmühle eine Floßbrücke legen, auf welcher er den 2. Nov. eine Abtheilung eines Heeres auf das jenseitige Ufer führte, während an demselben Tage zwei andere Corps bei Halle und Merseburg

sich wieder zurück und lagerten sich bei Roßbach, wobei ich die hohe Gnade gehabt, Ihro Majestät den König von Preußen bei mir auf dem Rittergute zu bewirthen und haben in Dero Wohnstube logirt und in der kleinen Stube geschlafen.

Den 5. Nov. früh um 8 Uhr gingen Ihro Majestät der König auf den Boden von hiesigem Herrenhause, allwo einige Ziegel ausgezogen wurden, und sahen, wie die Reichs- und französische Armee aus ihrem Lager nach Gröst zu zogen. Ungefähr in einer Stunde stand schon die halbe Armee in den Leyhischen, Almsdorfer und Roßbacher Feldern, und zog sich immer nach Pettstädt. Ihro Majestät sahen immer durch das Perspectiv und ich hatte die Gnade, immer bei Ihnen zu bleiben und Ihnen die Wege zu nennen, so die Reichs- und französische Armee ging. Endlich speisten Ihro Majestät bis 2 Uhr, alsdann gingen Sie wieder auf den Boden und wurden gewahr, daß sich die feindliche Armee bei Pettstädt an dem Opstädter Hölzchen dergestalt wendete, als wenn sie nach Lunstädt wollte, wobei sie kanonirten, daß die Kugeln über uns wegflogen. Halb drei Uhr hieß es: Marsch! in aller Eil und um drei Uhr war preußischer Seits alles aufgepackt und zum Hofe hinaus. Die Preußen thaten, als wenn sie sich retirirten und zogen sich nach Kayna immer in der Straße fort. Die Franzosen kanonirten immer mit Gewalt hinten nach. Hinter diesem Hügel formirten die Preußen einen Triangel und schossen auf die Franzosen, daß die nicht wußten, wo es her kam. Endlich kamen noch zehntausend Mann Preußen von Wengelsdorf und Corbetha her zu Hülfe. Da war es auch nicht anders, als wenn Himmel und Erde einfallen wollten. Daher die Franzosen nicht eine Viertelstunde stille hielten, sondern nahmen Reißaus und wurden den Abend noch

getrieben von Lunstädt bis Gosek, Bödlitz und der Gegend. Diese Nacht blieb der König in Burgwerben. u. s. w. —

Die Schlacht bei Roßbach — erzählt Friedrich, kostete der Armee des Herrn v. Soubise 10,000 Mann, die Preußen machten 7000 Gefangene (darunter 5 Generale und gegen 300 Officiere); 63 Kanonen, 7 Fahnen, 15 Standarten und ein Paar Pauken waren den Siegern in die Hände gefallen. Seidlitz wurde zum Generallieutenant ernannt. —

Der weitere Rückzug durch Thüringen ward dem zerstreuten französischen Heere besonders verderblich. „Selbst die Bauern der umliegenden Gegenden brachten Gefangene ein, weil sie durch die Entweihungen, welche die Soldaten des Herrn v. Soubise in den lutherischen Kirchen begangen hatten, aufgebracht waren. Alles, wofür der gemeine Mann die größte Achtung hegt, war mit plumper Frechheit entweiht worden, und die zügellose Ausgelassenheit der Franzosen hatte alle Landleute in Thüringen auf die Seite der Preußen gebracht." Den eignen Verlust giebt Friedrich in einem Briefe an d'Argens aus Torgau vom 15. Nov. 1757 auf nicht mehr als 67 Todte und 223 Verwundete an. In demselben Briefe schreibt er: „Ich habe ungeheuer viel Verse gemacht. Bleib' ich am Leben, so zeige ich sie Ihnen im Winterquartier; bleibe ich, so vermache ich sie Ihnen und habe befohlen, sie Ihnen zu übergeben. Gegenwärtig haben unsere guten Berliner nichts mehr zu besorgen, weder den Besuch der Oestreicher, noch den der Schweden. Durch die gewonnene Schlacht hab' ich weiter keinen Vortheil, als daß ich mit desto mehr Sicherheit den anderen Feinden Widerstand leisten kann. Diese schreckliche Zeit und dieser Krieg werden gewiß Epoche in der Geschichte machen. Ihre Franzosen haben Greuelthaten, der Panduren würdig, begangen; es sind nichtswürdige Plünderer. In der That, die Er=

bitterung derselben gegen mich ist schändlich; ihr Benehmen führt nur dazu, daß sie sich aus einem Freunde, der ihnen sechzehn Jahre lang zugethan war, einen unversöhnlichen Feind machen werden."

Wo indessen der König den einzelnen, tapfern Franzosen begegnete, ließ er ihm das unwürdige Betragen der Masse nicht entgelten. Während der Schlacht fand er einen einzelnen französischen Grenadier, welcher sich mit seinem Bajonet gegen drei preußische Reiter mit verzweifelter Tapferkeit wehrte. „Bist du unüberwindlich?" rief ihm der König in seiner Sprache zu. „Ja, Sire, unter Ihren Fahnen!" erwiderte der Franzos. Der König hieß seine Reiter ihn frei geben, bot ihm Dienste an, die der Grenadier auch annahm.

Eine andere, mehr komische Scene erzählt der König in einem Briefe an Voltaire zum Beweise, daß man gegen seine Landsleute nicht so unbarmherzig verfahren sei, als er glaube. „In der Schlacht bei Roßbach" erzählt Friedrich „verlangte ein französischer Officier, der auf der Wahlstatt lag, (wahrscheinlich litt er an der Kanonenfieber-Kolik) mit lautem Geschrei ein Lavement. Und glauben Sie wohl, daß hundert dienstfertige Leute sich eifrig bemühten, einen Feldscheer herbeizuschaffen? Ein schmerzstillendes Lavement, das auf einem Schlachtfelde Angesichts einer Armee gegeben wird, ist in der That etwas Sonderbares; aber das Factum ist wahr und jedermann bekannt. In der Tragicomödie, die wir spielen, kommen oft burleske Abenteuer vor, die mit nichts in der Welt Aehnlichkeit haben und die ein tausendjähriger Frieden nicht hervorbringen würde; aber freilich läßt sich nicht läugnen, daß sie theuer erkauft werden. Es war dies nicht die einzige Blöße, welche uns die Franzosen in dieser Schlacht gaben."

In Leipzig, wohin der König die Verwundeten hatte bringen lassen, besuchte er den 11. Nov. den schwer verwundeten

französischen General Cüstine, sprach ihm Muth zu und gab Befehl, für seine Pflege die beste Sorge zu tragen. „Sire, rief Cüstine mit sterbender Stimme, Sie sind größer als Alexander; dieser quälte seine Gefangenen, Sie gießen Balsam in unsere Wunden."

Dies Benehmen des Königs fand in Frankreich, und insbesondere in Paris, wo er die ausgezeichnetesten Männer zu Verehrern hatte, die allgemeinste Anerkennung. „Nach den Siegen bei Roßbach und Leuthen, erzählt Duclos in seinen Denkwürdigkeiten, sah man in den Gesellschaften, auf den Spaziergängen und in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preußen (der Gesinnung nach) als Franzosen. Die Wenigen, die noch am französischen Interesse Theil nahmen, durften sich kaum getrauen damit laut zu werden." Auch an Spottliedern auf den tapfern Ausreisser, den Prinzen Soubise, der für sein Davonlaufen mit dem Marschallstabe belohnt wurde, ließen es die Pariser nicht fehlen.

Zu Friedrich mitten in der Schlacht
Ward voller Jubel die Nachricht gebracht:
Wir haben ihn gefangen,
Trotz seiner schnellen Füße.
„Nun wen denn? Mich soll doch verlangen,
„Wer ist's denn?" Ei, Monsieur Soubise. —
„Soubise gefangen, fürwahr, das wär'
„Den Sieg zu theuer erkaufen,
„Dann macht er ja keine Dummheit mehr,
„Drum laßt' ihn gleich wieder laufen!"

Je ruhmrediger und übermüthiger die Franzosen vor der Schlacht gewesen, je zügelloser sie in Deutschland gewirthschaftet, desto mehr wurden sie nach der Schlacht verhöhnt und wo sie

sich einzeln blicken ließen, von den Bauern des Harzes und des thüringer Waldes todt geschlagen. Einer der französischen Generale, der Graf St. Germain, der in der Schlacht gegenwärtig war, macht in seinen Briefen die traurigste Schilderung von dem damaligen Zustande der französischen Armee., „Ich führe, — schreibt er seinem Freunde den 11. Nov. 1757 — eine Bande von Dieben und Straßenräubern, welche beim ersten Flintenschuß davon laufen würden und beständig zur Meuterei bereit sind. — Unser Verlust in der Schlacht ist nicht so beträchtlich gewesen, als man Anfangs nach den Regimentsberichten glauben machen wollte. Ein Oberst wollte achtzig Officiere verloren haben und hat nur vier bis fünf verloren; sie haben sich allmählig nach fünf bis acht Tagen wieder eingefunden und so die Soldaten im Verhältniß. Sollten Sie es wohl glauben, daß ein Fähnrich mit seiner Fahne und mit fünf oder sechs Soldaten in Göttingen angekommen ist, und daß ein Paar Pauken ebendaselbst ganz allein (?) eingetroffen sind? Kurz, man würde nicht enden, wollte man alle Unordnungen erzählen. Das Feld ist mit unseren Soldaten auf vierzig Meilen in die Runde bedeckt gewesen; sie haben geplündert, gemordet, Frauen entehrt, geraubt und alle mögliche Gräuel begangen. Hätte der Feind uns lebhaft verfolgt, nachdem er mich geworfen, so würde er unsre ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt und es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehl gegeben, unsere Leute zu schonen und auf die Reichstruppen einzuhauen; seine Husaren haben mehrere unserer Leute zurückgeschickt, nachdem sie sie anständig behandelt. Man kann die Großmuth und die Aufmerksamkeit, mit welcher der König unseren Gefangenen begegnet, nicht genug loben. Als sie ihm ihre Briefe unversiegelt schickten, mit der Bitte, sie nach Frankreich befördern zu lassen, sagte der König: Ich

kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, ich habe kein Mißtrauen gegen Sie; also versiegeln Sie Ihre Briefe und Sie sollen die Antwort ungeöffnet erhalten... In Deutschland ist man sehr empört gegen uns. — Man glaube ja nicht, daß der König von Preußen im deutschen Reich gehaßt wird; daran fehlt sehr viel und selbst in Sachsen hat er eben so viel Anhang als Feindschaft; die Bauern haben daselbst sogar die Waffen gegen uns gekehrt und auf uns geschossen." Immer kommt dieser französische General auf die Feigheit, mit welcher seine Soldaten sich geschlagen, zurück. „Niemals, schreibt er, hat sich eine Armee schlechter geschlagen; der erste Kanonenschuß hat uns're Flucht, uns're Schande entschieden." Napoleon gedenkt in seinen Denkwürdigkeiten der Schlacht bei Roßbach, ebenfalls. „Das Ergebniß der Schlacht bei Roßbach; sagt er, ist kein ungewöhnliches; 22 — 26,000 Preußen, ausgewählte, gut angeführte Truppen konnten 45 — 50,000 französische und Reichstruppen jener Zeit, die erbärmlich angeführt wurden, schlagen; allein was ein Gegenstand der Verwunderung und der Schande sein muß, ist: von sechs Bataillons und zehn Schwadronen geschlagen worden zu sein. Eine aus solchen Truppen zusammengesetzte Armee, von solchen Officieren geführt, deren Seele und Geist schwach, deren Spannkraft erlahmt ist, darf nicht im Angesicht einer gut eingerichteten Armee einen Seitenmarsch unternehmen." Daß die Dorfgemeinde des sächsischen Dorfes Reichardtswerben (den 15. Febr. 1766), dem Könige und seinen tapfern Preußen zu Ehren auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtete, zeugt für die Achtung, die selbst die Feinde dem großen Könige erwiesen. Und so dürfen wir es auch als eine große Auszeichnung ansehen, daß Napoleon nach der Schlacht von Jena 1806, als ihn sein Weg über das Roßbacher Schlacht=

feld führte, vom Pferd stieg, diesen unscheinbaren Denkstein umarmte, ihn einpacken und nach Paris bringen ließ. An die Schlacht von Roßbach erinnert zu werden, konnte, selbst nach der Schlacht von Jena, der französischen Eitelkeit in jener Zeit nicht schmeichelhaft sein. Auch war es nur eine vorübergehende Genugthuung. Nach der Schlacht von Leipzig (1813) sorgten die Preußen für die Wiederherstellung des Denkmals. Mögen die Franzosen als unsere guten Freunde und Nachbarn sich hüten, uns auf dem Schlachtfelde von Roßbach zu begegnen; wir wollen das Zusammentreffen mit ihnen bei Jena eben so gern vermeiden.

Durch ganz Deutschland ward der Sieg bei Roßbach als ein Nationalsieg gefeiert und besungen.

Spottlied auf die Reichsarmee nach der Schlacht bei Roßbach in Nürnbergischer Mundart von Grübel*).

Schauts die Preußen
Könne weisen
Uns das Göld in Säck'n;
Bei uns fehlt
Brod und Göld,
Alles will nit kläck'n.

---

*) Als Beweis der Theilnahme, welche Friedrich auch in Süddeutschland, und zwar bei dem Volke, fand, verdient dies Lied hier eine Stelle. Ich habe mir erlaubt, einige allzu nürnbergerische Worte zu verdeutschen, um das Lied auch dem Norddeutschen verständlich zu machen. Vollständig in Rödenbecks Beiträgen Bd. II. Abth. 4. S. 525.

Kumma mir ah in a Haus
Zog'n die Todenköpf uns raus. —
Schlimm, mei Mouterla, schlimm!

Seht ihr den Fritz'n
Dorten sitz'n
Af sein Engeländer?
Wo er reit,
Grüß'n die Leut,
Wen er sieht, den kennt er.
„Kinder, sagt er, halt euch zamm,
„Jagt mer geschwind die Leut dau ham.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm!

O itzo kummes
Dunner brummes,
Då mit ihren Stück'n.
Unser Mouth
Steit nit gout,
Wå mers nur derblick'n.
Kam iß noh der Ohfang gmacht
Geit bei uns schu ah die Jagd.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm!

Der Trumpeiter,
Dort'n steiht er
Vuller Angst und Schreck'n.
Auf sein Schimmel
Gukt er in Himmel
Möcht vor Angst verreck'n.

Soll er blauß'n: avancirt,
Blaist deis Louder: z'ruckmarschirt.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm.

O iz geiht's weiter
Pfer un Reuter
Kummen anzeln gloff'n.
Kaner will
Halten still,
Denkt er wird noch troff'n.
Hinten schlagen d' Preuse drein
Jeder möcht schon vorna sein.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm!

Hut' und Flint'n
Koh mer find'n,
Trummel, Schnapsäck, Deg'n.
Was mer will
Koh mer doh
Alles liegen sehg'n.
Denn es rennt jo Grous und Kla
Ueber Hecka, Stuck und Sta.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm!

Die Standtar
Und Monduar
Hob'n d' Preußa gnumme;
Ober Läiß
Tausendweiß
Hob'ns drinna gfunna

Wos mer hob'n bei uns g'hat
Hobens wie der Blitz derschnappt.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm!

Gelt die Preuß'n
Können weis'n
Döi mit ihren Fritz'n,
Woi Plutona
Und Kanona
Thun im Feuer blitzen.
O itza habt' er's g'sehn z'amm,
Merkts fei schön und bleibt's derham.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm,
Die Reichsarmee ist hin,
Der Fritz hat å blau Röckle oh
Und jägt die Reichsarmee davoh.
Schlimm, mei Mouterla, schlimm!

Siegeslied des preußischen Grenadiers.

Erschalle hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht
Vernehme hinterher.

Den Feind, der Preußens Untergang
Im bösen Herzen trug,
Ihn schlage, muthiger Gesang,
Wie unser Fritz ihn schlug.

Der große Morgen brach heran
Und brachte großen Tag,
Den Morgengruß in unser Ohr
Trug mancher Donnerschlag.

Schon meint ein witziger Franzos:
Unrühmlich sei die Schlacht,
Denn Ludwigs Heer sei viel zu groß
Zu klein sei Friedrichs Macht.

Aus unser Aller Augen stieg
Ein rechter Freudenstrahl;
Wir wurden alle lauter Sieg
Und lachten ihrer Zahl.

Hervor mit seiner Reiterei
Brach Seydlitz mörderlich;
Welch ein Gemetzel, welch Geschrei:
„Wer kann, der rette sich!“

Da lief denn, was nur laufen kann,
Franzos und Reichsarmee,
Der Schwab' und Baier, Mann bei Mann,
Sie schmolzen wie der Schnee.

Wir folgen Friedrich, dir vereint,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Zu schlagen einen andern Feind
Und lassen diesen ziehn.

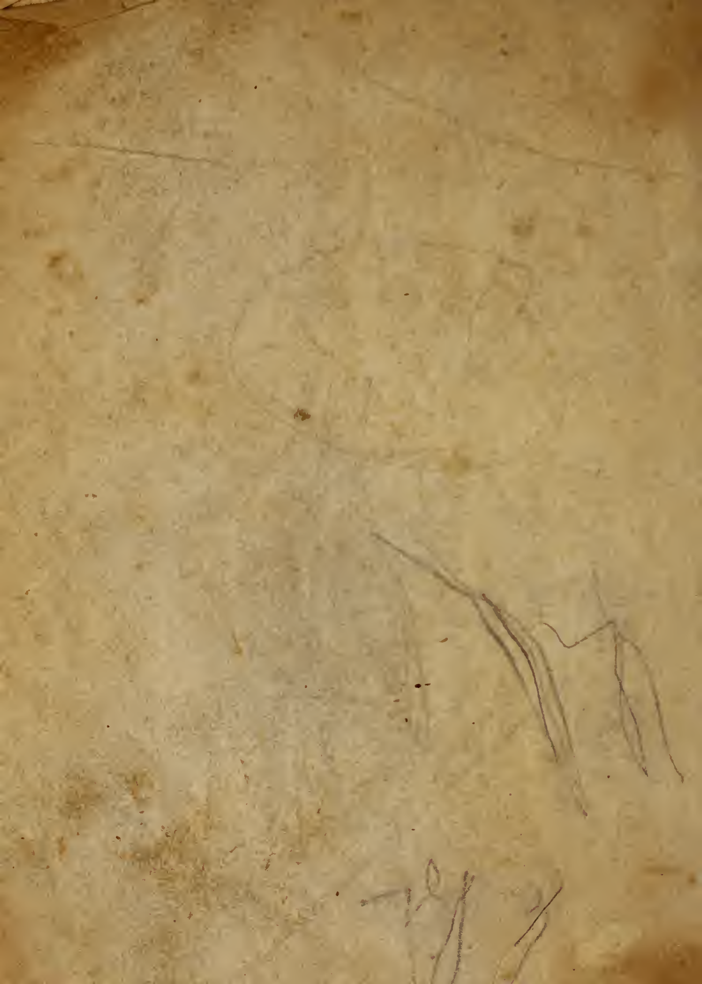
Siebentes Capitel.

Schweidnitz von den Oestreichern erobert. — Bevern geschlagen. — Breslau capitulirt. — Der König eilt nach Schlesien. — Anrede an seine Officiere. — Siegt bei Leuthen den 5. Decbr. 1757. — Die Partei der Bewegung damaliger Zeit. — Verehrung für Friedrich in allen Landen.

„Die Schlacht von Roßbach" heißt es in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, „verschaffte dem Könige nur die Freiheit, in Schlesien neue Gefahren aufzusuchen.

So groß der Ruhm war, den Friedrich bei Roßbach gewann, so waren doch hier nur die Feinde geschlagen, die er am wenigsten zu fürchten hatte. In Böhmen und Schlesien standen der Prinz Karl und der Feldmarschall Daun mit überlegenen Heeren und die Generale, die Friedrich dort zurückgelassen hatte, fochten unglücklich und ungeschickt. Der König eilt durch die Lausitz nach Schlesien; allein mit jedem Tagemarsche gehen von dorther ihm traurigere Botschaften zu. Der Gouverneur von Schweidnitz, Generalmajor v. Seers, hatte am 11. Nov. capitulirt und die Festung mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen an den östreichischen General Nadasty übergeben. Der Herzog von Bevern, welcher zu spät zum Entsatze heranrückte, wurde nun von der vereinten kaiserlichen Armee in seinem verschanzten Lager an der Lohe in der Nähe von Breslau den 23. Nov. angegriffen und mit einem Verluste von 8000 Mann








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098498014